This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

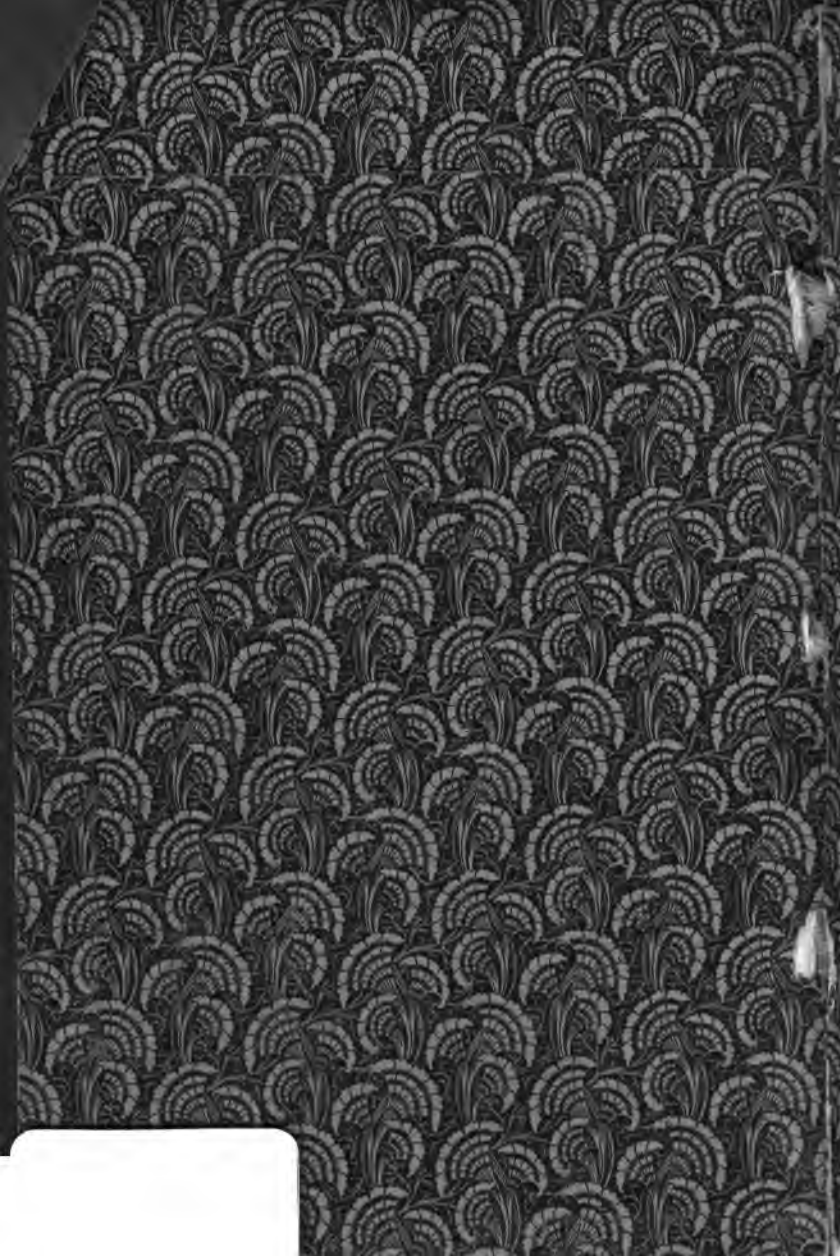
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

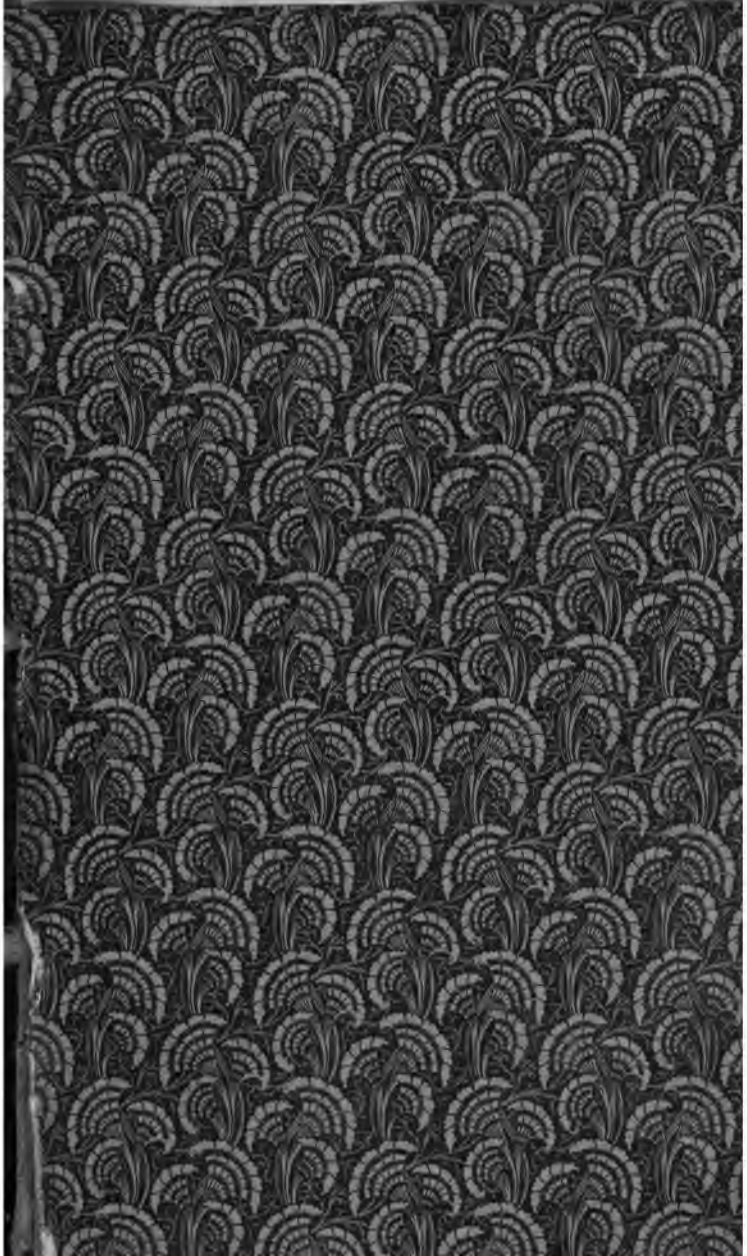
NEDL TRANSFER
HN 437K V

olken und Sonnenschein

Novellen und Erzählungen

von Joseph Spillmann, S.J.





– Karl Funker –

Ex dono

amici sui

Francis Ignatii Olivers.

Kufstein –

Aug. ~~XIII.~~ 1905.

Wolken und Sonnenschein.

Wolken und Sonnenschein.

Novellen und Erzählungen

von

Joseph Spillmann S. J.

Sechste Auflage.

Mit Bildern von Fritz Bergen.

Erster Band.

Freiburg im Breisgau. 1903.
Herdersche Verlagshandlung.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

KPC 33

HARVARD COLLEGE LIBRARY
GIFT OF
DR. JOHN RATHBONE OLIVER
AUGUST 4, 1941

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

	Seite
1. Der Sohn des Bannerherrn (1873)	1
2. Lady Rithsdale (1874)	105
3. Großvater und Enkel (1877)	191
4. Der lange Philipp (1877)	293

Der Sohn des Bannerherrn.

Episode aus dem Kappeler Krieg.

(1873.)

1.

Eine tiefe Kluft.

Der letzte Mai des Jahres 1529 war ein so wunderlieblicher Frühlingstag, wie nur jemals einer über Stadt und Amt Zug aufgegangen ist. Der klare Himmel spiegelte sich wider in der blauen Fläche des Sees; die Buchenwälder am östlichen Ufer waren dicht belaubt und von fröhlichem Vogelsange belebt; die schönen Matten mit ihrem frischen Grün, welche nahe dem Städtchen die sanften Abhänge des Zugerberges bedecken, sahen einer baldigen Heuernte entgegen, und von den Weiden her tönte das Glockengeläute der Herden und das Jodeln der Hirten. Malerisch hob sich das liebliche Seebild von dem wundervollen Hintergrunde ab, der dasselbe begrenzt. Da steht links der königliche Rigi, rechts im

Westen der Pilatus mit seinen zackigen Gipfeln, und zwischen diesen beiden herrlichen Bergen hindurch genießt das Auge die unbeschreiblich schöne Fernsicht auf die Gletscher des Berner Oberlandes, welche über die waldigen Höhen des Kiemen und die blauen Kämme von Unterwalden hinweg ihre mit ewigem Eis bedeckten Häupter hoch in die klaren Lüfte emportragen.

Zwei Reiter ritten auf dem Pfade, der damals an Stelle der jetzigen Straße längs des Seeufers von Arth nach Zug führte. Die Sonne stand schon hoch über den Bergen und sandte kräftige Strahlen ins Tal. So ließen die beiden ihre Rosse langsam fürbaß gehen, als sie den kühlen Schatten des Buchenwaldes unterhalb Walchwyl erreichten. Der eine von ihnen, ein stattlicher Mann, in reichen dunkeln Samt gekleidet und einen wallenden Federbusch auf seinem Hute, schien wenig Anteil an dem blauen See und dem fröhlich grünenden Walde zu nehmen. Ernst, fast finster ritt er des Weges. Um so fröhlicher schien der schmucke Jüngling. Ein munteres Jägerliedchen summend, war er eine gute Strecke geritten, als er seiner frohen Laune die Zügel schießen ließ und eines der Spottlieder anstimmte, wie sie in jenen aufgeregten Tagen sowohl hüben als drüben gesungen wurden:

„Nichts sollen ihnen nützen
Die Papst- und Bischofsmützen:
Wir han den wahren Glauben,
Der ist besser als Bischofshauben."

Da warf der ältere Reiter sein Pferd herum und rief: „Junker Frei — wo denkt Ihr hin? Wollt Ihr Euern Hals zu Meister Hans tragen? Wahrlich, wenn Euch jemand hörte, Ihr könntet heute noch im Armensünderturme über-

nachten! Habt Ihr denn so bald vergessen, was wir gestern in Schwyz erlebt?"

„Beim Himmel, Herr Edlibach! Ich muß Euch für die Mahnung danken," sagte der Junker, unwillkürlich mit der Hand zum Halse fahrend. „Ja, diese Papisten lassen nicht mit sich spassen; das haben wir an dem armen Prädikanten Kaiser gesehen, den nicht einmal die Fürsprache Zürichs vor dem Holzstoße schützen konnte. Nun, wenn Zwingli nicht gelogen hat, muß er jetzt im Himmel sein; aber tauschen möcht' ich doch nicht mit ihm."

„Wir werden in einem halben Stündchen in Zug sein," fuhr der Herr fort, dem der Junker den Namen Edlibach gegeben hatte. „Da wäre es mir lieb, wenn Ihr Euch etwas unter das Volk mischtet und die Stimmung des gemeinen Mannes erforschtet, während ich bei Bannerherr Kolin vorspreche. Die Zuger sind ein gemütliches und gesprächiges Völkchen; wer mit ihnen freundlich ist, dem vertrauen sie leicht das Herz."

„Zu dem Kolin wollt Ihr? Man sagt, er sei einer der allerschlimmsten Papisten. — Doch richtig, Ihr habt ja gar seinen Sohn zu Zürich in Eurem Hause."

„Der Bannerherr Wolfgang Kolin ist ein sehr ehrenwerter Mann und wiegt viel bei den Katholischen. Ich habe ihn auf manchen Tagsatzungen getroffen und bei Marignano neben ihm gekämpft. Er zählte bisher zu meinen Freunden." Dann setzte Edlibach wie in Gedanken bei: „Ob das auch fernerhin so bleiben kann, wird sich ja heute zeigen."

Die scharf ausgeprägten Züge des Redenden hatten bei diesen Worten einen herben Ausdruck angenommen. Er

faßte die Zügel strammer, beide ritten in einem kurzen Trab voran. Bald bogen sie um den letzten Vorsprung des Berges, und das freundliche Städtchen mit seinen Türmen und Mauern lag vor ihnen.

„Ei der Tausend!“ rief der Junker, „das Nest ist ja gar nicht so übel. Was ist denn das für eine stattliche gotische Kirche, deren schlanker Turm dort so hoch über die Stadtmauern hinwegschaut?“

„Das ist Sankt Oswald. Hans Felder — derselbe, der in Zürich die Wasserkirche baute — hat sie aufgeführt. Es ist aber nicht ihre Pfarrkirche; die heißt Sankt Michael und steht da droben am Berge. Die Zuger wollten sie zwar auch innerhalb der Ringmauer bauen; aber da hätten die Engel jede Nacht die Steine auf den Berg getragen — sagen sie. — Doch da sind wir ja.“

Als Edlibach die letzten Worte sprach, dröhnte der Hufschlag der Pferde bereits auf der Zugbrücke, und jetzt ritten sie durch das Oberwyler Tor ein. Manches Fenster wurde geöffnet, als die stattlichen Reiter vorübertrabten.

Da hieß es: „Was ist denn das, Frau Nachbarin?“

„Weiß nit — wißt Ihr es nicht, Kreszenz?“

„He, es werden Luzerner oder Züricher sein, den weißblauen Federbüschen nach. Wird sich gleich zeigen, wenn sie da drunten an der Kirche vorbeireiten. Da haben wir es — Zwinglische Ketzer sind's; hat keiner auch nur um eine Hand breit seinen Hut gerückt. Doch da biegen sie um die Ecke — muß doch die Magd, die Grete, auf den Platz hinunter schicken, damit wir erfahren, ob und bei wem sie absteigen.“

„Jedenfalls beim Bannerherrn Kolin: verlaßt Euch darauf, Frau Nachbarin; der hat noch am meisten Verbindung mit den Zürichern."

„Aber nicht in der Religion, das laſſ' ich ihm nicht nachſagen. Er iſt ein frommer Herr; hat noch vorletzten Sonntag gar erbaulich ſeine Andacht gehalten."

„Je nun, was läßt er denn ſeinen Sohn die ganze Zeit in Zürich draußen? Wenn der nicht eines Tages als ein leibiger Ketzer heimkommt, ſo will ich Hansjörg heißen."

Solches und ähnliches verhandelten die um das Wohl des Nächſten allzeit bekümmerten Frauen von Zug, bis die Glocke vom Zeitturme her die Mittagsſtunde verkündete.

Die beiden Reiter waren inzwiſchen auf dem Platze unter der Linde angekommen und beim Gaſthauſe zum Ochſen abgeſtiegen. Der Junker blieb daſelbſt, Edlibach aber ſchritt ſofort quer über den Platz der Wohnung Kolins zu — das ſtattliche Eckhaus mit ſeinen altertümlichen Formen iſt heute noch eine Zierde des Städtchens. Wer gerade des Weges kam, blieb ſtehen und ſchaute verwundert der ſtolzen Geſtalt des Züricher Ratsherrn nach, bis ſie in der Türe des Kolinſchen Hauſes verſchwand.

Man hatte den Fremden kommen ſehen. Der Bannerherr eilte ihm auf die Treppe entgegen und bot dem Gaſt mit einem herzlichen „Willkomm!" die Rechte. Kolin war ein Mann in ſeinen beſten Jahren, voll Kraft und Entſchiedenheit. Ein offenes Weſen und ernſte Würde ſprach aus den edlen, männlichen Zügen und leuchtete in dem hellen, ſichern Blicke. Das einfache Hauskleid aus dunkler Wolle, wie es der vornehme Bürger damals zu tragen pflegte, ſtach ſeltſam

ab gegen den prächtigen Anzug des in Samt und Seide prunkenden Züricher Patriziers.

Der Bannerherr führte seinen Gast in die Stube.

„Ihr müßt entschuldigen, Edlibach, wenn die Bewirtung etwas langsam ist. Ihr wißt es wohl, seit die Lisbeth selig“ — und er deutete auf ein mildes Frauenbild an der Wand — „droben bei Sankt Michael ruht, führe ich ein Witwerleben. Doch, Gott sei Dank, mein Töchterchen, die Hedwig, ist noch da, und in ihr lebt mehr und mehr die selige Mutter wieder auf. Und was macht denn mein Bub, der Wolfgang?“

„Ist gesund und wohl, und verspricht ein ganzer Schweizer zu werden,“ erwiderte der Züricher.

„Gut, gut! Jetzt nehmt Platz — gleich werde ich zurück sein,“ sagte Kolin, im Begriffe, die Stube zu verlassen.

„Wie ich es ihm nur sagen werde? — Aber, mußte ich nicht? Was man nicht ändern kann, soll man gewähren lassen.“ So sprach Edlibach zu sich selbst, indem er langsam die Stube auf und ab schritt. Dann fiel sein Blick auf ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches, mit frischen Maiblumen geschmückt, in einer Nische stand. Aber er wandte das Auge rasch weg, als hätte er etwas Unangenehmes geschaut. So ließ er es durch die Stube schweifen, über die Wände, die mit dunklem Eichenholz getäfelt und mit Schnitzwerk geziert waren, und über die hohen, hellen Fenster, in denen schmucke Wappenschilder im Sonnenstrahle glühten. Schließlich blieb er vor einem blanken Helme und Brustharnische stehen, der an des Zimmers Rückwand hing.

So traf ihn der Bannerherr, als er mit Bechern und einer Kanne Wein zurückkam.

„Kennt Ihr ihn noch, Edlibach? Es ist derselbe, den ich bei Marignano trug, wo Ihr mir das Leben gerettet habt.“

„Erinnere mich! Ihr hattet Euch zu kühn vorgewagt und waret wirklich arg im Gedränge. Mancher Zuger hatte an jenem blutigen Tage seine Rettung dem Züricher Gewalthaufen zu verdanken — das solltet ihr uns nicht vergessen.“

„Wir sind zu jedem Danke bereit, den man getreuen, lieben Eidgenossen zumuten kann.“

„In der Tat! Und wie steht es denn mit dem Bündnisse, das ihr und die Waldstädte mit König Ferdinand zu Feldkirch verabredet und zu Waldshut beschworen habt?“

„Herr Edlibach,“ sagte Kolin, sich mit Würde erhebend, „habt Ihr als alter Gastfreund hier vorgesprochen oder als Bote des gestrengen Rates von Zürich?“

„Als beides“ — war die kurze Antwort.

„Ich bin nicht Ammann, wie Ihr wißt; Oswald Toß ist Ammann,“ sagte Kolin.

„Ich weiß es. Aber ich möchte lieber erst mit Euch, meinem alten Freunde, verhandeln; sind wir zwei einer Meinung, so können wir miteinander zu Toß gehen.“

„Wie Ihr wollt. So will ich erst den Gastfreund bewirten und nachher den Gesandten vernehmen.“

Jetzt öffnete sich die Türe, und eine Jungfrau voll Zucht und Milde trat ein. „Da kommt mein Töchterlein,“ rief Kolin. „Komm, Hedwig, grüße unsern viellieben Hausfreund!“

Das Mädchen trat heran und reichte dem Gaste nach Landessitte die Hand. Dann breitete sie reines Linnen über

den Eichentisch, setzte die blankgescheuerten Zinnteller zurecht und sagte: „Herr Edlibach, Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist heute Freitag, und den halten die Zuger noch.“

„Ah, so; die Freiheit des lautern Evangelii ist euch eben noch nicht aufgegangen. Ihr habt den Zwingli noch nicht über das Wort predigen hören: ‚Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht.‘“

„O das wissen wir auch!“ erwiderte Hedwig. „Unser würdiger Pfarrer Weingärtner, ein Mitbürger von Euch aus Zürich, der aber, dem alten Glauben treu, hierher flüchtete, hat uns die Stelle ausgelegt. Nicht die Speise, sondern der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Kirche verunreinigt den Menschen, wie auch Adam und Eva nicht durch den Apfel, sondern allein durch den Ungehorsam dem Tode verfielen.“

„Ei, Jungfer, Ihr seid des Kolin Tochter, das sehe ich,“ sagte der Züricher lachend. „Schade, daß Ihr bei dem Religionsgespräche auf dem Rathaussaale in Zürich nicht zugegen waret — ich glaube, Ihr hättet dem Magister Zwingli warm gemacht. Doch ein gut Stück gebratenen Fisches, etwa ein Zuger-Röteli, ist auch nicht zu verachten.“

Hedwig antwortete nicht; sie schaute auf den Vater, als wollte sie sagen: „Hörst du es? Edlibach ist nicht mehr katholisch.“ Eine Magd trat ein und brachte die Speisen. Kolin erhob sich und betete laut den Tischsegen; seine Tochter antwortete. Dann setzten sie sich zur einfachen Mahlzeit. Nachher räumte Hedwig den Tisch ab und entfernte sich.

Die beiden Männer saßen sich jetzt allein gegenüber. Der Bannerherr schaute Edlibach offen und frei ins Angesicht

und sagte: „Herr Säckelmeister von Zürich, was bringt Ihr uns?“

„Eine Klage und eine Forderung,“ erwiderte dieser. „Die Klage lautet: Schwyz hat soeben trotz der Fürsprache Zürichs den Prediger Kaiser verbrannt.“

„Der hohe Stand Zürich muß wissen, daß die Kantone in Ausübung der Rechtspflege unabhängig sind,“ antwortete Kolin. „Übrigens lautet das Urteil genau nach gemeinem Landrechte. Auf Ketzerei steht seit urdenklichen Zeiten der Feuertod. Kaiser hat, obwohl er dies wußte, auf Schwyzergebiet die neue Lehre gepredigt. Ich kann den Spruch nicht ungerecht nennen, obschon er hart scheinen mag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wir uns der Zudringlichkeit der Neuerer nur mehr mit Strenge erwehren können — und Herr Säckelmeister, auch mit Strenge sind wir gewillt, unsern alten, katholischen Glauben zu verteidigen.“

„So schroff antwortet das kleine Zug dem mächtigen Zürich?“ sagte fast spöttisch Edlibach. „Doch freilich — die Waldstätte stehen ja nicht allein; sie sollen, der alten Bünde vergessend, mit dem Erbfeinde der Schweiz, mit Österreich, sich verbunden haben; sie sollen dem Könige Ferdinand ihren tapfern Arm leihen wollen, um die ganze neue Lehre in der Schweiz und Deutschland mit Stumpf und Stil auszurotten. Wie steht es damit, Bannerherr?“

„Laßt uns ohne Leidenschaft reden,“ erwiderte Kolin. „Wer das Feuer der Zwietracht angezündet hat, brauche ich Euch nicht zu sagen. Es waren letzten Neujahrstag gerade zehn Jahre, seit der unselige Mann zum erstenmal in Zürich predigte. Wie hat sich seither so manches geändert! Herr

Edlibach, sagt nur selber, wie wird Euch, wenn Ihr in eure kahlen Kirchen tretet, die vormals so reich und herrlich geschmückt waren? Als ich voriges Jahr zu Zürich war, besuchte ich die Wasserkirche. Erbaut nach den glorreichen Siegen über Karl den Kühnen, war sie mir immer das Denkmal des Ruhmes und frommen Sinnes der Züricher. Die eroberten Banner schmückten sie; die heiligen Reliquien der Stadtpatrone Felix, Regula und Exuperantius wurden in kostbaren Schreinen aus edlem Metalle verehrt. Jetzt sind die Altäre abgebrochen, die Reliquien entfernt, die Glasmalereien zerstört, das Allerheiligste ist nicht mehr da, und nichts ist übrig geblieben als die nackten Mauern. Und wie jener Mann mit der steinernen Kirche verfuhr, so trat er auch zerstörend in den lebendigen Bau, den Christus auf den Felsen Petri gegründet hat. Das hochheilige Sakrament, die glorreiche Mutter Gottes, die lieben Heiligen — alles, was unsern Vätern hoch und teuer war, hat er mit frevelnder Hand hinausgestoßen. Aber nicht damit zufrieden, das alte, fromme Zürich verderbt zu haben, warf er die Brandfackel seiner neuen Lehre auch in die übrigen Kantone der Schweiz. Die Regierungen der größten und mächtigsten haben sich durch den Mammon der Kloster- und Kirchengüter, den er ihnen als Lockspeise vorlegte, schmählich verleiten lassen — Gott verzeihe es ihnen! Das Volk wurde betört, auch wohl, wie im Berner Oberland, mit roher Gewalt gezwungen. Nur die Waldstätte und Zug blieben noch treu. Und nun, was tut Zwingli? Da er sieht, daß seine Lehre nicht in Frieden angenommen wird, predigt er offen den Krieg gegen uns; Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen, die Vog-

teien, der Graue Bund stünden auf seiner Seite — so solle man den Bauern mit der Hellebarde das Evangelium predigen. Ist es nicht so, Edlibach? Sagt ‚nein', wenn Ihr könnt!"

„Und da seid ihr hingegangen und habt die alten Bünde verraten und euch dem Könige Ferdinand gegen uns verbrieft," warf der Züricher hin.

„Die Bünde verraten!" rief Kolin unwillig; „wer hat das getan? Ich denke doch wohl derjenige, der den alten Glauben verriet, welcher die Grundlage unserer Bünde bildet. Übrigens haben wir nur ein Schutzbündnis mit Ferdinand geschlossen; von Ausrottung des neuen Glaubens ist keine Rede."

„Also doch!" sagte Edlibach. „So wißt, daß Zürich die gemessenste Forderung stellen wird, den Brief sofort auszuliefern, und ich richte an Euch das Ansinnen, auf der Tagsatzung in Luzern alles aufzubieten, um die hartnäckigen Waldstätte zu seiner Herausgabe zu vermögen. Euer Ansehen ist groß; es handelt sich darum, einen Bürgerkrieg zu verhindern, der leicht die Freiheit der Schweiz zu Grabe tragen könnte."

„Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Kolin ernst. „Wenn aber solches geschähe, so müßte es der Mann verantworten, dessen Hand die Saat ausgestreut hat, welche uns nun blutig zu reifen beginnt!"

„Ist es möglich? Das ist Euer letztes Wort?" rief der Züricher. „Ich kenne sonst Eure große Liebe zum Vaterlande und weiß, was Ihr für die Schweiz getan habt."

„Meinen letzten Blutstropfen für sie, aber nie und nimmer den heiligen Glauben unserer Väter," sagte der Bannerherr mit Nachdruck.

„Also Krieg?“ fragte der Züricher.

„So will es ja Zwingli.“

„Ihr kennt unsere Übermacht nicht!“

„Ich kenne sie; aber wir stehen in Gottes Schutz.“

„Ihr weigert Euch demnach, bei Ammann Toß mit mir für die Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand zu sprechen?“

„Entschieden.“

Edlibach erhob sich und griff nach seinem Hute. Der Bannerherr faßte ihn aber bei der Hand und hielt ihn zurück. „Unsere amtliche Unterredung ist beendet,“ sagte er ernst; „allein ich habe noch ein Wort als Freund mit Euch zu reden. Voriges Jahr noch habt Ihr mir versichert, Ihr seiet dem alten Glauben immer noch treu ergeben, müßtet aber aus Klugheit Eure Gesinnung in Zürich verbergen. Obschon mir das nicht ganz gefallen wollte, hoffte ich damals doch mit Euch, Zürich werde von seinem Reformationsfieber gesunden. So konnte ich Euern Plan, mit noch andern Patriziern von gleicher Gesinnung dort zu bleiben, um im rechten Augenblicke die Fahne des alten Glaubens zu erheben, nicht ganz mißbilligen. In dieser Hoffnung habe ich meinen Sohn nach wie vor in Eurem Hause gelassen. Jetzt aber, da die Neuerer im Begriffe stehen, gegen ihre katholischen Miteidgenossen das Schwert zu ziehen, müßt Ihr wohl die Überzeugung gewinnen, daß Zürich nicht so bald von seinem unglücklichen Wege umkehrt.“

„Diese Überzeugung habe ich gewonnen,“ erwiderte Edlibach finster.

„So ist es an der Zeit, Eure Gesinnung offen auszusprechen: verlaßt Zürich, wenn Ihr es nicht zum alten Glauben zurückzuführen vermöget.“

Der Patrizier senkte vor dem offenen Blicke des Freundes verlegen sein Auge und stotterte, seine Hand aus der Kolins zurückziehend: „Ich bin jetzt ... ich denke in der Tat nicht mehr so wie früher; mit einem Worte: ich habe meine Überzeugung geändert."

Sprachlos starrte der Bannerherr den Züricher an; er mußte sich erst einen Augenblick sammeln, dann rief er: „Wie? Also ist doch wahr, was mir Gerüchte bereits meldeten? Ich glaubte es nicht! Ihr ein Zwinglianer? O sagt ‚nein'! Ihr verstummt? Schändlich, schändlich! So habt Ihr mich betrogen, so habt Ihr gar meinen Sohn, den Wolfgang, auch zur Neuerung verführt?"

„Mäßigt Euch," entgegnete Edlibach, mit Gewalt seine Bewegung niederkämpfend, „das habe ich nicht getan."

„O, ich will Euch nicht beleidigen," rief Kolin; „verzeiht dem Schmerze eines Vaters! Ihr habt mir einst das Leben gerettet: wie gern würde ich jetzt dafür Eure Seele retten! Edlibach, gebt mir die Hand; ich weiß, Ihr seid nicht Zwinglianer; Ihr könnt es nicht sein aus Überzeugung. Das Opfer, Euer liebes Zürich, das Haus Eurer Väter, Eure glänzende Stellung zu verlassen, wird Euch zu schwer. Bringt es dennoch um Eurer Seele willen! Fliehet von Zürich! Kommt zu uns nach Zug herüber. Mein Haus ist geräumig genug; es steht Euch offen. Und wenn Ihr alles verliert, Gott Dank, ich bin noch mit Gütern gesegnet; Hungers sterben wir nicht. Und dann werden wir unsern alten Plan verwirklichen; mein Wolfgang wird Eure Agnes heimführen — wir haben sie ja, als sie noch Kinder waren, so gut wie verlobt, und Gott wird sie und uns segnen. — Das Opfer

ist Euch schwer — kommt, kommt, kniet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten nieder und betet mit mir um Kraft und Stärke."

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürichers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!" Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch herüberkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen." Dann setzte er kalt bei: „Ins Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch: so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden."

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schickt mir morgen meinen Sohn zurück."

„Nicht einmal die Hand zum Abschiede!" — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken." Hastig verließ er das Haus.

Bald tönte Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch das Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen."

Kolin eilte zu Ammann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn

unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwielichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater sagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet." Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben."

Hedwig holte ihre Harfe herbei und sang nach kurzem Vorspiel mit einfachem, frommem Ausdrucke:

„In deinen Schutz und Schirm wir flieh'n,
O heilige Gottesgebärerin!
Verschmäh' nicht deiner Kinder Fleh'n,
In allen Nöten woll' zu uns steh'n.
Verscheuche jegliche Gefahr,
Du Jungfrau stark und wunderbar.
Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,
Barmherzigkeit und Mittlerin."

„Amen," sagte Kolin, als der letzte Ton verklungen. „Hedwig, bete für Wolfgang; er wird in diesen Tagen unseres Gebetes bedürftig sein."

2.

Vom Feinde umgarnt.

Edlibach hatte Zürich am späten Abende erreicht. Sofort ritt er zum Bürgermeister, um über seine Sendung Bericht zu erstatten. In der Frühe des andern Morgens war außerordentliche Ratssitzung; auch Zwingli wohnte ihr bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach vom Rathause heim. Er legte Halskrause und Kette auf den Tisch und sagte zu Regula, der alten Magd, die ihm behilflich war, das bequeme Hauskleid anzulegen: „Rufe mir den Wolfgang!"

„O der junge Herr Kolin wird gleich hier sein," sagte die Alte. „Er war die ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der Herr Säckelmeister aus den Kantonen für eine Zeitung bringen werde. Der Herr hätte ihm auch heute früh — doch nein, ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen vor, und gar so wichtige! Man munkelt ja, der Zwingli habe es durchgesetzt, daß nun einmal Krieg sein müsse," — hier machte das neugierige Mütterchen eine Pause, und als statt einer Antwort ein strenger Blick des Ratsherrn sie traf, sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckelmeister nicht aushorchen! übrigens weiß der Herr, daß die alte Regula nicht eine von denen ist, die alles an die große Glocke hängen. Nein, nein, das tu' ich nicht!" So redend trippelte sie von dannen.

Bald ging die Türe wieder auf, und ein schlanker Jüngling von kaum zweiundzwanzig Jahren trat ein, in der Tat eine Gestalt voll frischen Lebensmutes. Edlibach reichte dem Jüngling schweigend die Hand, und dieser fragte hastig: „Was bringt Ihr mir Gutes von Zug?“

„Den Krieg,“ lautete die kurze Antwort.

„Unmöglich!“ rief Wolfgang; „mein Vater kann den Untergang der Schweiz nicht wollen.“

„Und doch wählt er den Krieg. Nimm Platz, ich will dir alles erzählen.“ Der Patrizier zog den Jüngling an seiner Seite auf einen Stuhl. Dann setzte er ihm auseinander, wie die fünf Kantone um keinen Preis die Predigt des Evangeliums gestatten wollten; wie dieselben, was sein eigener Vater eingestanden, den alten Bünden entgegen sich mit König Ferdinand eingelassen, offenbar um das lautere Evangelium mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch am letzten Sonntage gepredigt, „nicht dem Großtürken, nicht dem Woiwoden gelte die Rüstung des Österreichers, sondern der Bekämpfung des gemeinen evangelischen Wesens“.

„So geht denn“, schloß der Züricher Patrizier, „die Einheit und wohl auch die Freiheit der Schweiz, für welche unsere Väter so viel Blut vergossen, an dem Starrsinne der Waldstätte zu grunde — wenn nicht Zürichs rasches Handeln und scharfes Schwert Rettung bringt. Die Lehre Zwinglis will ich dir nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat sie in öffentlichem Religionsgespräch aus der göttlichen Schrift erwiesen. Daß im päpstlichen Regimente mancher Mißbrauch herrscht, auch vieles sich auf eitel Menschenwort gründet,

wird kein Vernünftiger bestreiten. Und doch soll um dieses Pfaffentruges willen das Vaterland zerstört werden!"

Die Worte Edlibachs weckten einen mächtigen Sturm in der Brust des Jünglings. Obschon mitten im Glaubensstreite aufgewachsen, war ihm nie die Ahnung gekommen, daß dieser eine so ernste Gestalt annehmen werde. Mit vielen hatte er bis dahin die Hoffnung gehegt, die Parteien würden sich aussöhnen; das Falsche und Unwahre, welches sein klarer Verstand in der Lehre Zwinglis erkannte, werde ausgeschieden und verlassen; aber auch auf der andern Seite müßten die Mißbräuche beseitigt werden, welche die Kirche Gottes entweder wirklich entstellten oder ihr in jenen Tagen massenhaft angedichtet wurden. Diese Ansicht hatte in dem Herzen des Jünglings um so leichter Wurzel gefaßt, als sie mit seinen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang teilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm teuer; hier hatte er seit dem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung geweilt und war im Hause Edlibachs fast wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Großmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, welcher den heranwachsenden Jüngling in die Handelsgeschäfte einführte.

So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder,

daß da die Worte Edlibachs einen heftigen Kampf in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie sich feindlich gegenüber. Auf welche Seite sollte er sich jetzt stellen? Auf der einen Seite fiel der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Wagschale; aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen. Auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und Freiheit des Vaterlandes scheitern könnten. Die Lehre Zwinglis ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber der Bundesbruch der Kantone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündnis mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitssinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patrizier beobachtete mit scharfem Blicke den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Billigst auch du das Bündnis mit Ferdinand?“

„Nie — solange ich lebe!“ rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern.“

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Äußerste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Überzeugung nicht zum Opfer zu bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kan-

tone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?"

„Unbedenklich!" sagte Wolfgang rasch.

„Gut," erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblicke sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes ‚Lebewohl' sagen."

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, saß die Tochter des Patriziers in einem Erkerfenster am Stickrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes," redete er die Tochter an, „Wolfgang will uns verlassen."

„Ihr scherzt nur, lieber Vater," sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze auffahrend.

„Nein, liebe Agnes," erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf unbestimmte Zeit ‚Behüt' Gott' sagen. Morgen reite ich nach Zug."

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ die beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr tut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmal sähet, und doch wohnt ihr nun schon so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht allzu schwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben;

dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemütliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrot bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute abend werden die Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir, Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken."

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin," sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schnöden Abschied! — Dein Sohn ist unser."

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist aber war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes," hob er endlich zagend an, „wirst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?"

Als der Jüngling aufschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geschenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Stickrahmen. Agnes liebkoste die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern."

Da fragte der Jüngling mutiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euern Glauben nicht annehme?"

„Ei," sagte das Mädchen verwundert, „du hast ja neulich dem Vater versprochen, unsern Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleiches täten, weil ja, wie

du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet sein."

Wolfgang wollte antworten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das Abendessen die blanken Teller zurecht. Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Eingeladenen, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andere junge Patrizier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Großmünsterschule besucht hatten. Der Becher kreiste fröhlich, und der perlende Neftenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Ehren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Züricher redeten viel und hitzig vom „lautern Gotteswort", vom „papistischen Unrat", von den „bundesbrüchigen Kantonen"; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheidetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hände, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile gesteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Gäste.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Großmünsterturme herab schlagen. Es war ihm eigentümlich zu Mute. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild für Bild an seiner Seele vorüber und verscheuchte den Schlummer von seinen Augen. Er

fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten?

Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Butzenscheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindlein auf dem Arm. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren von Rats wegen die Bilder in den Kirchen zerbrochen wurden. Jetzt kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte blaß erhellte Bild schaue ihn gar ernst und wehmütig an. „Heilige Maria," sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen." Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und kühlte seine glühenden Wangen. Alles war still; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Majestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen, wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Kaum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Waldmann das Einfügen der letzten Steine die Türme zum Abschlusse gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Turme die Riesengestalt Karls des Großen, des Stifters, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht.

Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held dereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit gezücktem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs teilhaftig zu machen. „Nein," antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben."

Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg", den trotzigen Gefängnisturm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Kahne gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volksweisen zur Laute gesungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Kahne; aber noch viel Volk, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzten. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobenem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn; aber der Recke zerschmetterte mit dem ersten Streiche den Kahn, und alle waren am Versinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Mutter-

Gottes-Bild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand, zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten: „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln bringen!“ — In diesem Augenblicke wurde der Jüngling durch lautes Pochen an die Türe geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnte, die Sonne steige bereits hinter den Bergen herauf. Rasch warf sich Wolfgang in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz, aber herzlich, wenigstens von seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch vielliebe Grüße mit an seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt' Gott“ und „Auf Wiedersehen“, und der Jüngling schwang sich in den Sattel.

Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wamse mit den weißen Schlitzen, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhause vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein Auge zum Münsterturme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgensonne verklärt, schaute die Riesengestalt majestätisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flammte wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmatbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Rößlein an eine Buche und setzte sich am Waldessaume in den Schatten einer Haselstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach

Nord, West und Ost ein wundervoller Fernblick. Tief unten lag der liebliche blaue Zürichsee mit seinem frischgrünen Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf einen Punkt, auf die stolzen Türme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so teuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte:

„Agnes muß mein Weib werden um jeden Preis!“

„Auch um den Preis meines Glaubens?“ fragte sein Gewissen.

„Nein, nein! — Aber darum wird es sich auch nicht handeln,“ suchte er sich zu beruhigen.

3.

Auf abschüssiger Bahn.

Wolfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlicher Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu geschehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, da Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nötig es sei, das Herz des Bruders durch die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie tat dies um so mehr, als ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel. Sein sonst so fröhliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernste gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren!

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rates auf eine Tagsatzung nach Luzern geritten. Plötzlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ah, Wolfgang! Gut, daß du da bist. Der Züricher Ketzer hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Edlibach im

Auftrage des Rates von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt heute noch mit unserem Aufgebote gen Kappel!" Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathaus.

Eine Stunde später liefen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rates, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Vesperläuten auf dem Platze unter der Linde zu versammeln hätten. Was wollte Wolfgang tun? Die Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffnen. „Im Lager", dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Edlibachs zu wirken."

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Tags darauf, es war am zehnten des Brachmonats, traf auch das Hauptbanner an der Züricher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Züricher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Glarner Landammann Übli, zu vermitteln, und mit Not kam auf den Tagen zu Aarau und Steinhausen der „Landfriede" zu stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündnis mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes willen diesen Bund mit Österreich auf! Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zermalmen. Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündnis mit Ferdinand."

„Es handelt sich wohl um den Glauben," hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „der Bundesbrief mit Ferdinand ist nur ein Vorwand, um das Gehässige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen auch diesen Vorwand entwinden."

„Gott sei Dank!" hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinem klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben beteuert, und ich glaube deinem Worte. Aber," fügte er mit erhobenem Finger warnend bei, „nimm dich in acht! Ich kenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen." Und als Kolin sah, wie Wolfgang errötete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Edlibachs Tochter."

Damit hatte er den Jüngling seinen Gedanken überlassen.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen.

Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staats-

männer von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle bebauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes, und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachtetsten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regimentes die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitläuften wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venetianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet: jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können."

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die Aufschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He," sagte der Peter, „ich dächte doch, das Briefchen wäre des Botenpfennigs wohl wert."

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier!" Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbätzner, so wahr ich der Zürichbote bin," rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte ja, daß das Briefchen eines so schönen und reichen

Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?"

„Gewiß, Peter, sprecht morgen vor," sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Edlibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sankt Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Adligenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespiele", auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jünglinge lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Dutzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Aktenstücke beschäftigt war.

„Vater," rief er, die Türe aufreißend, „die Edlibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese."

„Wer schreibt?" fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes," erwiderte Wolfgang errötend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin."

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Änderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!" rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Kappel sagte: ich will keine Zwinglianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Edlibachs Hause. Und jetzt nun einmal gar nicht. Der Säckel-

meister Edlibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir."

„Vater, Ihr seid unbillig," sagte Wolfgang voll Unmut.

„Verblendeter Knabe!" erwiderte der Bannerherr.

„Edlibach ist ein Ehrenmann," fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch einst das Leben gerettet —"

„Und hat jetzt seinen Glauben verleugnet," unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Jetzt kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!"

Glühend heiß schoß dem Jünglinge das Blut in das Antlitz, und Tränen traten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der strenge vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstickte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwebte. Zitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürmte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfade zwischen Haselhecken bergan steigend den schönen Buchenwald erreicht hatte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großenteils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag; die Landschaft lag mild und klar da; nur im äußersten Westen schwebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Tale der Reuß. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falbes Blatt von seinem Zweige. Zitternd fiel es nieder, und der Waldbach, der

in kecken Sprüngen längs des Pfades von Felsblock zu Felsblock eilte, nahm es mit und trug es talwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knupperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er sah aber nichts von all der Schönheit und dem milden Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur widerspiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

Am glatten Stamm einer hohen, weitgeästeten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Busen und er rang nach einem Entschlusse. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!" Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle wie ein Mann!" Und dann trat Agnesens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Alsdann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und barg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusuchen.

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischerstuben". Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Eckhause gegenüber, „zum

Schwanen", abstieg. In der Fischerstube vermutete Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirtin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in den düstern, von einem Kienspane nur dürftig erhellten Hausflur treten sah. Mit gewaltigen Knixen empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herrn", wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrens sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?" war die Frage.

„O ja, der sitzt im hinteren Stübchen und läßt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zeche machte, warf er einen blanken Sechsbätzner auf den Tisch — so hoch hat er's nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen. — Peter! reib dir den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat was mit dir zu schaffen."

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling in ein Hinterstüblein eintreten und schloß die Türe, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling, und erklärte ihm, wie er inskünftig die Briefe von Zürich ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben sollte.

Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe," sagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen —"

„Still!“ rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirtin es hört, so weiß es morgen die ganze Stadt.“

Glücklicherweise hatte die würdige Matrone diese letzten Worte nicht gehört. Sie war, da sie den Anfang des Gespräches nicht verstand, hinweggeeilt und hatte den schönsten Humpen aus Steingut mit zinnernem Deckel blank geputzt. Mit ihm trat sie nun Wolfgang, der sich eben entfernen wollte, entgegen. „So dürft Ihr mir nicht fort,“ rief sie; „habt doch die Gewogenheit und erweiset der Fischerstube die Ehre, ein Krüglein Most hier zu trinken. Weiß zwar wohl, die vornehmen jungen Leute gehen lieber in den Ochsen oder in den Schwan da drüben; aber Ihr werdet ja gleich sehen, daß sich unser Most gerade so gut trinkt, und dann geht es bei uns auch weit gemütlicher her als anderswo, wo die gestrengen Herren vom Rate über jedes frohe Gesicht die Nase rümpfen. Ich meine hier bei Leibe nicht Ihren Herrn Vater — ja, der läßt noch fünfe gerade sein. Wenn nur alle so wären! Doch trete der junge Herr gefälligst ein; der Wunibald ist auch da, der früher beim gnädigen Herrn Vater Knecht war, ein grundbraver Kerl, schaut nur etwas gern ins Glas! Aber erzählen kann er Euch, daß einem die Haare zu Berge stehen; man könnte ihm die ganze Nacht zuhören.“

Mit solchen und ähnlichen Worten nötigte die redselige Wirtin den jungen Mann in die Wirtsstube hinein. Es war ein ziemlich niedriger, von schwerfälligen Bogen überwölbter Raum zu ebener Erde, der zugleich als Küche benutzt wurde. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer, über dem an eisernem Haken ein Kessel hing. Rund um den

Herd saßen etwa ein Dutzend fröhliche Brüder, meist junge Gesellen, um einen Graubart, dessen verwettertes Gesicht auf den ersten Blick den alten Kriegsknecht erkennen ließen. Als Wolfgang eintrat, war er gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen, und alle hingen an seinem Munde.

„Von Kindesbeinen an war ich immer dabei, wo es blutige Köpfe gab; Gott verzeih mir's, aber es liegt in meinen Knochen. Meine Mutter hat mir oft gesagt: ‚Wunibald, sie schlagen dir noch einmal den Schädel ein.' He, ich habe ihn jetzt bald achtzig Jahre mit mir umhergetragen! Erst war ich in den Burgunderkriegen anno 76 (1476) bei Murten — Donner und Doria, es war kein Kinderspiel! — und im Jahre darauf bei Nanzig, wo wir den Herzog Karl ein für allemal zur Ruhe legten. Sie haben seinen Leib erst lange nach der Schlacht gefunden. Dann kam ich gerade noch recht auf Fastnacht hier nach Zug, wo die verwegensten Gesellen aus der ganzen Schweiz beisammen waren, um am Zuge des ‚tollen Lebens' teilzunehmen. Viele hundert lustige Brüder zogen wir aus und brandschatzten auf eigene Faust das Waadtland und den Bischof von Genf. He, besseren Wein hab' ich mein Lebtag nicht getrunken! Drauf mußte ich meinem Vater zwölf langweilige Jahre im Handwerk helfen. Er war ein Küfer, Gott steh' ihm bei! Deshalb trink' ich auch so gern; denk' immer, es sei vielleicht aus meines Vaters Fässern. — He, Lene, holt mir noch einen Schoppen; weiß Gott, das viele Reden macht einem so durstig wie den Fisch auf trockenem Sande!"

„Wunibald, Ihr wißt es, Ihr kriegt nichts mehr auf Borgs," sagte die Wirtin.

Als Wolfgang eintrat, war Wunibald gerade daran, von seinen Feldzügen zu erzählen. (S. 38.)

„Na, Alte, ich krieg' ja morgen von meinem gestrengen Herrn den Wächterlohn."

„Der ist Euch schon verrechnet," war die unerbittliche Antwort.

„Nun, Frau Wirtin, holt ihm noch einen Schoppen auf meine Rechnung," sagte Wolfgang.

„Gott lohne es Euch, wer Ihr auch seid," rief der Alte, sich nach dem jungen Manne umsehend, der bisher ruhig

den Reden des alten Kriegsgesellen zugehört hatte. „Was sehe ich? Ist das nicht der junge Herr Kolin?“ rief er. „Tut mir doch die Freude und setzt Euch etwas zu mir altem Kerl. He, ich hab' Euch ja als kleinen Buben auf meinen Knieen geschaukelt, hab' ich nicht?“

Lachend setzte sich Wolfgang mit an den Herd. „Wenn Euch das eine Freude macht, will ich wohl ein Stündchen hier weilen; aber Ihr müßt in Euern Heldentaten fortfahren; ich weiß schon, es geht jetzt in den Schwabenkrieg.“

„Ja, ja, in den Schwabenkrieg — da bin ich was im Thurgau und Hegau herumgezogen und habe manch schönes Dorf in Flammen gesehen. Haha, wir haben sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt und den schwäbischen Herren gezeigt, daß die Schweizer mehr können als Kuhmelken. Bei Dornach und am Schwaderloch bin ich mit dabei gewesen. Nachher litt es mich nicht mehr zu Hause; ich ließ mich vom Kardinal Schinner anwerben und hab' den ganzen Spektakel im Welschland gegen die Franzosen mitgemacht. He, ich war dabei, als der Ammann Schwarzmurer — er liegt jetzt auch schon droben bei Sankt Oswald — dem Herzog Sforza im Namen der Schweiz die Schlüssel Mailands überreichte. Und dabei hat er eine lateinische Rede getan, daß mir, obwohl ich keine Silbe davon verstand, doch die hellen Tränen in den Bart liefen, aus lauter Freud', daß wir Zuger, denen sie sonst immer die Kappen aufsetzen, so grundgelehrte, weise und tapfere Männer haben. Anno 13 kämpfte ich bei Novara und anno 15 bei Marignano. Das war eine grausige Schlacht! Als es losging, hob unser alter Ammann Werner Steiner drei Erdschollen auf, warf sie über unsere Köpfe weg

und sagte: ‚Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. Fromme, treue und liebe Eidgenossen, hier soll unser Kirchhof sein!‘ Das war noch ein frömmerer Mann als sein Bub, der Werner, der abtrünnige Pfaff, der zum Zwingli nach Zürich hinüber gelaufen ist und sich verheiratet hat. Gleich beim ersten Anprall kriegte ich von einem Reiter den Hieb hier quer über meinen Schädel. — Da wäre der Spruch meiner Mutter schier wahr geworden.“

So erzählte der alte Kriegsgesell; da stürzte plötzlich die Wirtin mit verzweifelnder Gebärde herein: „Daß sich Gott erbarme! Krieg, Hungersnot, Pestilenz werden wir noch erleben. Da schaut einmal zum Fenster hinaus!“ Hiermit riß sie den Laden auf. Die Männer eilten herbei und sahen mit Grausen einen flammenden Kometen am westlichen Himmel.

„Es ist der leibhafte Gottseibeiuns,“ rief der alte Wunibald sich bekreuzend. „Ich hab's von einem fahrenden Schüler. Die Kometen werden im höllischen Feuer glühend gemacht und vom Teufel selber an den Himmel gehängt.“

„Das glaub' ich Euch nicht, Wunibald,“ sagte einer der Gesellen; „aber Krieg und Pestilenz mögen sie wohl bringen; das soll wahr sein.“

„Soll es etwa nochmals gegen die Züricher losgehen?“ fragte ein anderer.

„Hm, kann wohl sein,“ entgegnete ein junger Fischer. „Mit dem Landfrieden nehmen sie es nicht so genau.“

„Meint Ihr die Unsern oder die andern?“ forschte ein stämmiger Bursche.

„Je nun,“ erwiderte der Gefragte, „die Schuld wird wohl auf beiden Seiten sein. Man munkelt ja von einem

neuen Bündnisse zwischen unsern gestrengen Herren und Papst und Kaiser."

„So," brummte der alte Wunibald, „und der gemeine Mann soll die Suppe wiederum ausessen, die uns die hochweisen Herren einbrocken —"

Aber mit einem ängstlichen Blicke auf Wolfgang, der alles ruhig mit anhörte, fuhr die Wirtin dazwischen: „Was sind mir das für Reden! Doch jetzt muß ich die Wirtschaft schließen; da bläst der Wächter 10 Uhr — und daß ihr mir nichts gegen unsere gnädigen Herren vom Rate sagt!"

Die Männer gingen auseinander. Der feurige Komet warf noch eine Zeitlang seinen roten Schimmer über die wie im Traume gebannten Wellen des Sees; dann senkte er sich langsam hinter die westlichen Berge. In den Gassen des Städtchens wurde es stille.

Im Kolinschen Hause aber wollte der Schlummer noch nicht einkehren. Der Bannerherr ging noch lange in seinem Schlafgemache auf und ab. „Ich fürchte," sagte er zu sich selbst, „meine Strenge hat mir das Herz Wolfgangs entfremdet. Aber ich muß die Bande zerreißen, die ihn an Zürich fesseln."

Hedwig kniete in ihrem Kämmerchen vor einem Bilde der lieben Mutter Gottes und betete und weinte. Der Vater hatte ihr alles gesagt. „Mutter," flehte sie, „auch er ist ja dein Kind: laß ihn nicht verloren gehen!"

Auch Wolfgang lag lange ruhelos auf seinem Bette. Er hatte am heutigen Tage nicht zwar den ersten, wohl aber den ersten bewußten Schritt auf einem abschüssigen Pfade getan.

4.

Verstoßen.

Wochen und Monate vergingen. Das neue Jahr kam und neigte sich seinem Ende zu mit mancher lauten Freude und mancher stillen Träne, hoffnungsreich und zukunftsbang, wie schon so viele Jahre über diese Erde dahingegangen sind, seitdem sie von irrenden und sühnenden Menschen bewohnt wird.

Das verhängnisvolle Jahr 1531 war bereits angebrochen. Die politischen Verhältnisse der Schweiz erreichten die höchste Spannung. Der Landfrieden von 1529 hatte das Feuer der Zwietracht nicht völlig auszulöschen vermocht; es glühte unter der Asche fort. Und nun blies schon seit lange der heftige Züricher Reformator in diese Glut und schürte, daß mit jedem Augenblicke die Flamme des Krieges lichterloh emporschlagen konnte. Die katholischen Kantone bemühten sich, den Frieden zu halten: aber freilich, aufreizende Schmähreden fielen von hüben und drüben. Als dann das blutige Gespenst des Krieges immer deutlicher vor sie trat, suchten sie im Gefühle ihrer Schwäche den mächtigen reformierten Kantonen gegenüber einen Halt an Kaiser Karl V., an Papst Klemens VII. und an dem Herzoge von Mailand. Das Bündnis wurde in aller Stille angebahnt, blieb aber doch nicht so geheim, daß Zürich davon keine Kunde erhalten

hätte. Das und einige Streitigkeiten in den Vogteien, welche von Zürich und den katholischen Kantonen gemeinsam verwaltet wurden, hätten beinahe den Krieg zum Ausbruche gebracht. Am guten Willen Zwinglis fehlte es wahrlich nicht; aber die gemäßigte Partei in Zürich war noch zu stark. Von einem bewaffneten Überfalle wollte man nichts hören; man beschränkte sich darauf, eine Proviantsperre gegen die katholischen Kantone anzuordnen. Am 16. Mai 1531 wurde diese verhängt. Durch Hunger, so hoffte man, würden die Hirten willig werden; wenn nicht, so falle doch wenigstens das Gehässige des Friedensbruches auf die Waldstätte. Die Maßregel war für die inneren Kantone, welche ihr Getreide zumeist aus Schwaben über Zürich bezogen, äußerst empfindlich und mußte das eine oder das andere zur Folge haben.

Gespannt war mithin die Lage nach außen, und ähnlich gestalteten sich die Verhältnisse im Hause des Bannerherrn.

Wolfgang war auf dem betretenen Pfade weit vorangeschritten, weiter, als er von Anfang auch nur zu denken gewagt hätte; nur *eines* — so meinte er wenigstens —, seinen Glauben, hielt er noch fest umschlungen. Sein Herz hatte sich mit der ganzen Glut einer Leidenschaft, die man in Fesseln schlagen will, an Agnes hingegeben und im gleichen Grade von seinem Vater losgesagt. Betrachtete er ja denselben mit Unmut als den Störer seines Glückes. Selbst seine treuliebe Schwester, erst mit ihren Bitten und Tränen, dann mit ihrem sanften, milden Wesen, war ihm als ein beständiger Vorwurf lästig und unlieb geworden.

Wie war das alles gekommen?

Kurze Zeit nach der Einladung zur Weinlese, die Wolfgang auf Befehl des Vaters ablehnen mußte, hatte er wieder ein Briefchen aus Zürich erhalten. Einige Tage darauf war der erste Schnee gefallen. Da langte der Jüngling seine Armbrust mit dem stählernen Bogen von der Wand, schnallte sich den Köcher fest und sagte zu seiner Schwester: „Hedwig, ich gehe jagen. Sei unbesorgt, wenn ich heute abend nicht heimkehre. Ich gehe ins Lorzentobel und nach der Baarerburg und werde vielleicht in der Obermühle übernachten.“ Wolfgang hatte aber nicht gewagt, seiner Schwester bei diesen Worten in das klare Auge zu sehen.

Er ging. Im Breitholz traf er frische Spuren von Rehen, er beachtete es kaum; wie er sich der Siehl näherte, sprang ein Hirsch quer über seinen Pfad, ein stolzer Zwölfender, und floh unter den mit Schnee beladenen Ästen des Hochwaldes dahin — er setzte ihm nicht nach. Bald hatte er die Grenzen des Kantons hinter sich; rüstig schritt er fürbaß, und am Nachmittage stand er in Zürich vor Edlibachs Hause.

Wer schildert die Freude der alten, ehrlichen Regula! Und Agnes tat so lieb und gut und übte einen solchen Zauber auf das betörte Herz des Jünglings, daß ihm der letzte Rest besonnener Überlegung entschwand. Edlibach sah es und beschloß, das glühende Eisen zu schmieden.

Am Abend fand eine längere Unterredung zwischen Wolfgang und dem Patrizier statt, in welcher der Jüngling förmlich um Agnesens Hand anhielt. Je wärmer aber Wolfgang sprach, desto kühler und besonnener antwortete der Züricher. Der Patrizier setzte ihm auseinander, wie es aller-

dings eine Zeit gegeben habe, in welcher es sein Wunsch gewesen wäre, Agnes dem Sohne seines Freundes zu vermählen; — dank dem Starrsinne des alten Kolin sei aber diese Zeit vorüber. Dann fragte er, ob sein Vater überhaupt jemals einwilligen werde, daß er eine Zwinglianerin eheliche. Wolfgang mußte es verneinen. „Aber sie wird meinem Vater eine liebe Schwiegertochter sein," sagte er, „wenn sie zum alten Glauben zurückkehrt, und dem steht ja nichts im Wege, falls sie mit mir nach Zug hinüberzieht."

„Ich will dir einen andern Vorschlag machen," sagte der Patrizier. „Statt daß meine Tochter zu euch nach Zug gehe, lade ich dich ein, daß du zu uns nach Zürich übersiedelst und den reformierten Glauben annehmest — willst du?"

„Edlibach, Edlibach!" rief der Jüngling, „führt mich nicht so in Versuchung! Alles will ich für Eure Agnes tun, aber laßt mich bei meinem Glauben."

Der Ratsherr schien bewegt. „Es sei," sagte er nach einer Pause. „Behalte einstweilen deinen Glauben. Aber eine andere Bedingung will ich dir stellen; wenn du sie erfüllst, so mag Agnes mit dir nach Zug gehen." Und er erzählte dem Jünglinge, daß die Waldstätte schon wieder auf Bruch des Landfriedens sännen. Zürich sei wohl berichtet, daß es sich abermals um einen Bund gegen das evangelische Wesen, und zwar diesmal mit Kaiser und Papst, handle. Wolfgang müsse sich diesem bundesbrüchigen Unterfangen entschlossen widersetzen; er solle mehr auf das Wohl der Schweiz als auf das Urteil seines Vaters geben.

Dann zog der Patrizier ein Papier aus einer Truhe hervor und las ihm eine Reihe von Namen. „Die alle," schloß er,

„und wohl noch mehr, sind mit dem jetzigen Regimente in Zug unzufrieden. Sammle sie im stillen um dich, vermehre ihre Zahl, zwinge eure Räte im entscheidenden Augenblicke, den wir bezeichnen werden, den Landfrieden zu halten, und rette so das Vaterland. Dann soll Agnes dein sein."

So sprach der schlaue Mann, und der Jüngling sagte „Ja und Amen". Hätte er das feine Lächeln verstanden, das die Lippen des Patriziers umspielte, als sie zur Bekräftigung die Hände ineinander legten — Wolfgang würde sich, seinem biedern Vater und seiner treuen Schwester manche schwere Stunde erspart haben. So aber hatte die Leidenschaft sein Auge geblendet.

Von dem Tage an war Wolfgang ein anderer. Die giftige Pflanze unseliger Abneigung gegen seinen Vater, in dem er den Feind seiner Wünsche und seiner Heimat erblickte, trieb ihre Wurzeln immer tiefer in sein im Zauberbanne der Leidenschaft schmachtendes Herz. Er schritt zur Durchführung des mit Edlibach besprochenen Planes. An Freunden der Reformation fehlte es nicht. Gleich im Anfange predigten drei Geistliche, Bartholomäus Stocker, Werner Steiner und Jodokus Müller, ebenso heiratslustig wie Zwingli, die neue Lehre vom lautern Gotteswort. Der Rat verwies sie aus Stadt und Amt, und als ihre Anhänger ihnen zur Predigt nach Kappel und an den Züricher See nachliefen, kam ein strenges Ratsverbot. Das eine wie das andere hatte böses Blut gemacht, und der Unzufriedenen gab es in der Tat nicht wenige.

Unter den von Edlibach Genannten befanden sich auch fast sämtliche Gesellen, die Wolfgang an jenem Abend in der Fischer-

stube getroffen hatte. Er besuchte nun häufiger diese Schenke, war freundlich und leutselig, ließ auch manche Kanne auf seine Kosten aus dem Keller holen, sang ein fröhliches Lied und strich die Weisheit und Macht der Herren von Zürich heraus. Das wirkte; bald fielen bissige Reden gegen die regierende Partei, und wie es doch besser wäre, sich dem allezeit mächtigen und reichen Zürich anzuschließen als den armen Hirten der Urkantone. So legte eines Abends der alte Wunibald los, und als der Sohn des Bannerherrn diese Rede nicht krumm nahm, brach das Eis völlig. Es war nun Wolfgangs Sache, die entfesselten Wogen dem gewollten Ziele zuzulenken. Der junge Patriot tat es nicht ungeschickt, indem er seine politische Ansicht darlegte: Festhalten vor allem am Landfrieden und kein Bündnis mit dem Auslande. Die Sache hatte ihr Verlockendes, und Wolfgang beschloß, bei der nächsten Landgemeinde den Sturmlauf gegen die Ansicht seines Vaters zu wagen. Da kam plötzlich die Proviantsperre und vernichtete seine Hoffnung. Die Berechnung Zürichs, so das Volk der katholischen Kantone gegen seine Obrigkeiten zu hetzen, schlug nämlich ganz fehl; der Unwille richtete sich vielmehr gegen die Urheber dieser verhaßten Maßregel.

Wolfgang eilte unter einem Vorwande nach Zürich, um mit Edlibach Rücksprache zu nehmen. „Alles war im besten Gange," sagte der Jüngling unmutig; „ich setze meinen Kopf, die Kantone hätten es nicht gewagt, den Landfrieden zu brechen, und nun kommt Ihr mit dieser unseligen Sperre und treibt die Leute zum Kriege."

Der Patrizier zuckte die Achseln, sagte aber nicht, daß ja der Krieg es gerade sei, was das übermütige Zürich

wolle. Man müsse das Mögliche tun, um großes Blutvergießen zu verhüten, erklärte er Wolfgang, und dazu sei es nötig, daß Zürich von den Absichten der Kantone genau unterrichtet werde.

Agnes sah Wolfgang damals nicht; sie hatte mit viel fröhlichem Volke eine Maifahrt nach Baden gemacht; der Junker Frei war mit ihr. So hatte ihm die alte Regula erzählt. Das verdroß ihn nicht wenig, aber spornte ihn auch an, nach Edlibachs Willen zu handeln; übrigens mißtraute er dem Patrizier keinen Augenblick.

In den letzten Wochen des Herbstmonats erreichte die Spannung zwischen Zürich und den Kantonen ihren Höhepunkt. Fast Tag für Tag waren die Abgeordneten auf Tagsatzungen zusammen. Man hoffte, das mächtige Bern von dem unbilligen Vorgehen Zürichs überzeugen zu können. Dann hieß es wieder, der König von Frankreich wolle vermitteln. Inzwischen wurde die Proviantsperre immer drückender.

Da versammelten sich am 9. Weinmonat zum letztenmal die Boten der katholischen Kantone auf einem Tage zu Brunnen. Feierlich wurden die alten Bundesbriefe verlesen. Dann erhob sich der Vorsitzende, Landammann Gilg Richmuth von Schwyz, und fragte die Gesandten auf ihren Eid, was Rechtens sei. Einhellig wurde der Beschluß gefaßt, die Waffen zu ergreifen, mit männlicher Tat den alten Glauben zu schirmen, und so entweder mit Gott zu siegen oder für ihn zu sterben. Auf die Hilfe des Kaisers, der ferne in Brabant weile, könne man nicht warten. Der Papst hatte ihnen zum Beweise seines guten Willens zweihundert welsche Büchsenschützen geschickt.

Am Abende desselben Tages saßen Wolfgang und Hedwig zur Zeit der Dämmerung im traulichen Gespräche zusammen. Der Jüngling war herzlich und brüderlich, wie er seit Jahr und Tag gegen seine gute Schwester nicht gewesen. Hedwig hatte es verstanden, Saiten anzuschlagen, die mit einem milden und doch erschütternden Klange in der Brust des Bruders widerhallten; die ganze Jugendzeit mit ihren unschuldigen Freuden war in einzelnen Bildern vor seine Seele getreten. Sie hatte ihm von dem Tage der ersten heiligen Kommunion erzählt und ihn an das Verschen erinnert, dessen erste Zeilen ihm die selige Mutter, auf ein Band gestickt, zum Andenken gab. Es lautete:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein:
O Jesu, Gott und Heiland mein!
Du bist in mir, ich bin in dir —
Daß es so bleibe für und für!
Du bist die Rebe, durch die ich lebe
Und so nur süße Früchte gebe.
Du bist die Ähren, so mich ernähren.
Daß ewig meine Wonnen währen."

Dann kam Hedwig auf die erschütternde Stunde zu sprechen, da ihre liebe Mutter von einem plötzlichen Krankheitsfalle ihnen entrissen wurde. „Erinnerst du dich, lieber Wolfgang, wie der Vater uns weinend dort in die Kammer hinein an ihr Sterbebett führte; wie wir niederknieten, und die liebe, gute Mutter mit Weihwasser uns das heilige Kreuz auf Stirne, Mund und Brust zeichnete; wie sie uns sagte, sie gehe nun in den Himmel, die liebe Mutter Gottes werde in Zukunft unsere Mutter sein, und wie wir ihr ver-

sprechen mußten, keinen Tag hingehen zu lassen, ohne zu ihr im Gebete unsere Zuflucht zu nehmen? Du warst damals etwa zwölf Jahre alt und gingst bald darauf nach Zürich: hast du dieses Versprechen auch gehalten?"

„Ja, Hedwig, ich erinnere mich keines Tages, an dem ich nicht zu Maria gebetet hätte," sagte der Bruder.

„Gott sei Dank!" rief das Mädchen. „Ach, Wolfgang, du weißt nicht, was ich deinetwegen schon ausgestanden. Du bist so kalt gegen den Vater; — glaube nur, er fühlt es und fühlt es tief, auch wenn er den Schmerz in seiner Brust verschlossen hält. Neulich fand ich ihn hier, wie er vor dem Kreuze betete und weinte, und es war deinetwegen. Und dann munkeln die Leute allerlei; es sollen Zusammenkünfte in der Fischerstube stattfinden, wo alle zwinglisch Gesinnten zusammenkommen, und du seiest auch dabei."

„Laß dich das Gerede der Leute nichts kümmern, Hedwig! Und was den Vater angeht, was kann ich dafür, daß er — Doch wer pocht so heftig an die Haustür?"

Hedwig war bereits an das Fenster geeilt und rief: „Es ist der Vater!" Es war in der Tat Kolin. Erschöpft von dem scharfen Ritte, trat er in die Stube und ließ sich, den Schweiß von der Stirne trocknend, auf den Stuhl nieder, den ihm sein liebes Töchterlein mit flinker Hand herbeirückte.

„Hedwig, bist du bereit, Gäste aufzunehmen?" fragte er. „Die Banner unserer katholischen Freunde werden morgen hier eintreffen, und da wird unser Haus und das Städtchen übervoll werden."

„Die Banner hier — wozu?" fragte Wolfgang betroffen.

„Es gilt den Kampf für unsern Glauben und unsere Unabhängigkeit," antwortete der Bannerherr. „Morgen früh wirst du gewappnet mit ausziehen."

„Also offener Landfriedensbruch! Ich ziehe nicht mit aus," lautete die rasche Antwort des Sohnes.

Sprachlos schaute ihn der Vater einen Augenblick an; dann schwoll seine Stirnader, und wie Wetterleuchten zuckte es aus seinen Augen. Hedwig sah den Ausbruch des väterlichen Zornes und wollte ihn beschwichtigen. Aber Kolin sagte: „Sei still, Kind, und laß mich mit dem da allein." Die Schwester warf beim Weggehen einen bittenden Blick auf den Bruder; er wurde aber nicht beachtet.

„Du willst nicht mit uns ausziehen," hob der Bannerherr wieder an, „für unsern alten Glauben und unser gutes Recht? Du willst dich also offen auf die Seite der Vaterlandsverräter stellen?"

Der Jüngling erwiderte trotzig: „Nicht ich bin ein Verräter; nicht ich habe die Schweiz an Kaiser und Papst verraten!"

„Schweige, Knabe!" rief der Vater zitternd vor Aufregung. „Du wirst mich nicht belehren wollen, was einem biedern Schweizer ziemt, du, der du um eines Mädchens willen deinen Vater und dein Land, deinen Glauben und deine Ehre verlassen hast! — Doch es ist gut, daß es zwischen uns klar wird. Es hing schon lange wie eine Wetterwolke über uns — aber daß es so sich entladen werde, hatte ich doch nicht geglaubt. Du willst also nicht mit ausziehen?"

„Nein."

„Ist das dein letztes Wort?"

„Ja — aber hört, Vater —"

„Nenne mich nicht mehr Vater! Ich erkenne dich nicht mehr als meinen Sohn. Ein Verräter an seinem Lande und an seinem Glauben kann mein Sohn nicht sein. — Gehe mir aus den Augen! Verlasse Zug und sage es drüben Edlibachs Tochter, sie habe einen Verräter aus dir gemacht; sage ihr, über mein Grab hinweg seiest du ihr nachgelaufen. Gott, o Gott! Diese Schande werde ich nicht überleben!"

Überwältigt von seinem Schmerze, sank er auf den Stuhl nieder. Wolfgang erschrak; er meinte, seinem Vater sei ein Unfall zugestoßen, und wollte ihm helfen. Aber der Vater stieß ihn entrüstet von sich mit den Worten: „Verlasse mein Haus und komme mir nicht mehr unter die Augen!"

Der Jüngling wankte zur Tür hinaus. Auf der Schwelle begegnete er Hedwig. Aber es war ihm unmöglich, ihr zu antworten; krampfhaft drückte er ihr die Hand, riß sich los und stürzte hinaus in die dunkle Herbstnacht.

Hedwig wußte nicht, wie ihr geschah. Sie eilte in die Stube und fand dort den Vater in Tränen vor dem Kreuze. „Um des Himmels willen, was hat es gegeben?" rief sie mit zitternder Stimme.

„Komm, Hedwig, kniee mit mir nieder; du hast keinen Bruder mehr, ich keinen Sohn mehr."

„Vater, Vater! Ihr stießt den Wankenden von Euch und treibt ihn mit Gewalt hinüber nach Zürich; was soll aus seiner Seele werden?"

„Er hat den Glauben verleugnet," sagte zitternd vor Aufregung der Bannerherr.

„Nein, das hat er nicht," rief das Mädchen, „dafür bürge ich! Nur seine politischen Anschauungen sind irregeleitet. Er darf nicht so nach Zürich hinüber, sonst freilich ist alles zu fürchten. Ruft ihn zurück!"

„Ich kann nicht; er weigert sich, mit auszuziehen, und so würde ich genötigt sein, ihn als Fahnenflüchtigen zu behandeln."

„O lieber will ich ihn im Turme wissen als jetzt in Zürich; so bekommt er Zeit zur Besinnung, und eine Strafe hat er schon verdient," rief Hedwig entschlossen.

„Du hast recht, Mädchen," antwortete der Vater und eilte fort, dem Baarertore zu.

Dort rief er aus der Torstube einen der Stadtknechte und fragte ihn, ob sein Sohn hier durch sei. Es wurde verneint. Dann zog er den Wächter in den Schatten des Torweges und redete leise mit ihm. „Habt Ihr mich verstanden?" schloß er, „Ihr sollt jeder einen blanken Kronentaler erhalten, wenn alles wohl und im geheimen ausgeführt wird."

„Soll alles nach Wunsch des gestrengen Herrn geschehen — aber wo sollen wir den jungen Herrn hinlegen?"

„Da hinauf," sagte Kolin, auf den Torturm zeigend, „in die Kammer unter dem Uhrwerke. Der alte Wunibald mag ihn verpflegen. — Es soll ihm nicht hart gehen; nur seine Freiheit muß er ein paar Tage entbehren."

Der Bannerherr ging, und der Wächter trat in die Torstube, um seinen Gesellen den Auftrag mitzuteilen.

Eine Viertelstunde später kam Wolfgang des Weges. Nachdem ihn sein Vater verstoßen hatte, war er wie betäubt

durch einige Gassen geirrt. Auf einmal fand er sich, er wußte nicht wie, vor der Fischerstube. Es ging drinnen noch laut her, und er hörte bekannte Stimmen. Einen Augenblick kam ihm der verzweifelte Gedanke, die Gesellen zum offenen Aufruhre aufzufordern; aber er fühlte sofort das Wahnsinnige eines solchen Unterfangens. Was sollte er tun? Es wurde ihm klar: nur zwei Wege lagen ihm offen — entweder zurück zu den Füßen seines Vaters oder vorwärts, fort für immer. Die Leidenschaft entschied für letzteres.

„Meister Michel! schließt mir das Pförtchen auf," sagte Wolfgang, an die Torstube pochend.

„Seid Ihr es, Herr Kolin?" rief der Gerufene, „werde gleich kommen — jetzt seid flink zur Hand," sagte der Torwart dann zu den Gesellen.

Der Wächter kam mit dem Schlüsselbunde; aber wie er sich anschickte, die Querhölzer zurückzuschieben, fühlte sich der Jüngling plötzlich von sehnigen Armen umschlungen, und ein Tuch, auf den Mund gepreßt, benahm ihm Stimme und Atem. Der Wächter öffnete statt der Torpforte die Turmtür, und der Gefangene wurde die Wendeltreppe hinauf mehr getragen als gedrängt. In der Turmkammer nahm man ihm das Tuch von dem Munde.

„Wer hat euch das Recht gegeben, mich zu verhaften?" rief bebend vor Zorn der Jüngling.

„Ereifere sich der junge Herr nur nicht," war die Antwort, — „sein gnädiger Herr Vater!"

5.

Die Flucht.

Am folgenden Morgen bot das kleine Zug einen kriegerischen Anblick. In aller Frühe holten die Geschützmeister die Feldschlangen, Beutestücke aus den Burgunderkriegen, aus dem Zeughause hervor und pflanzten sie auf ihren schwerfälligen, vierräderigen Wagen auf dem Platze unter den Linden auf. Die Munitionswagen führen zum Pulverturme, wo die mit Eisen wohlbeschlagenen Kasten vorsichtig mit Pulver gefüllt wurden, nicht ohne daß die Männer vorher einen frommen Spruch gebetet hätten. Von Patronen hatte man dazumal noch keinen Begriff; der Geschützmeister schöpfte mit einem Gefäße so viel, als ihm nötig schien, aus dem Kasten und goß es in das Geschützrohr; dann trieben die Knechte einen Pfropfen Werg nach, und zuletzt kam eine Anzahl faustgroßer Kieselsteine. Kugeln waren ebenfalls noch wenig im Gebrauche. Inzwischen wurden die Hakenbüchsen unter Aufsicht eines erfahrenen Schlossermeisters geprüft, gereinigt und geladen. Die Straßen füllten sich immer mehr mit Gewaffneten. Am späten Nachmittage rückte das Banner von Schwyz ein, rüstige, kraftvolle Gestalten aus den Bergen und dem wilden Tale der Muota, und bald nachher landeten bei Fackelschein die Schiffe, welche die Männer von Unterwalden über den See getragen — hoch wehte das Schlüsselbanner.

Tief in der Nacht kam das Banner von Luzern mit zahlreichem Kriegsvolke und Geschütz; fast zu gleicher Zeit zogen die Urner von der Oberwyler Seite her in das Städtchen ein.

Das war ein Drängen und Treiben auf den Straßen und Plätzen! Die Häuser konnten dem Kriegsvolke kein genügendes Unterkommen bieten; so lagerten große Scharen unter freiem Himmel. Hellflackernde Feuer warfen ihren roten Schein auf die bunten Gruppen. Die Leute waren guter Dinge. Der Wein, der aus dem Rathauskeller in großen Krügen gereicht wurde, löste die Zungen; Spottlieder auf den nagelneuen Glauben ertönten, und mancher derbe Witz auf den Züricher Propheten wurde mit schallendem Gelächter aufgenommen.

Inzwischen hatten sich die Hauptleute und Ratsboten der katholischen Kantone auf dem Rathaussaale versammelt. Daselbst wurde der Absagebrief an Zürich verfaßt und ausgefertigt. Während der Nacht noch trug ihn ein Bote nach der feindlichen Stadt. Der dortige Rat war nicht wenig betroffen; ein so rasches Handeln hatte man nicht erwartet, zumal alle Nachrichten seitens der Reformfreunde ausgeblieben waren.

Unterdessen dämmerte der Morgen des 11. Weinmonats. In Zug riefen die Glocken von Sankt Oswald die frommen Krieger zur Feier der heiligen Messe. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinen hochgewölbten Schiffen war gedrängt voll von den kräftigen Männern, die, kühn und trutzig dem Feinde gegenüber, hier vor dem Herrn der Heerscharen in Demut auf den Knieen lagen. Mit lauter Stimme beteten die Hauptleute den Rosenkranz vor, und die Scharen ant-

worteten. Als das heilige Opfer zu Ende war, stiegen die Fahnenträger die Stufen zum Chore hinauf, und Pfarrer Weingärtner segnete die Banner ein. Dann richtete er ergreifende Worte an die Krieger. Oft seien sie für Freiheit und Vaterland in den Kampf gezogen, aber nie habe es ein so kostbares Gut gegolten wie heute. Handle es sich ja um den heiligen Glauben der Väter. Und er legte mit beredten Worten dar, wie die von Christus gestiftete Kirche als ein göttliches Werk nie untergehen könne. Nun sollten sie selbst urteilen, auf welcher Seite die wahre Kirche sei. Sie hätten alles bewahrt, was ihren Altvordern hehr und teuer gewesen: das hochheilige Sakrament des Altares, die Heiligkeit des Priesterstandes, die Verehrung der Mutter Gottes und der lieben Heiligen, den Gehorsam gegen die Kirche und deren sichtbares Oberhaupt. Drüben aber habe man auf das Wort eines abtrünnigen, eidbrüchigen Priesters hin das alles mit Füßen getreten; man habe die Kirchen ausgeplündert, die heiligen Gefäße eingeschmolzen, die Asche der Heiligen in den Wind gestreut. Doch könne sich der neue Prophet wahrlich weder an Gelehrsamkeit noch an Heiligkeit mit den Tausenden der Väter und Lehrer der Kirche, mit den Päpsten, Bischöfen und Gottesgelehrten messen! Und nun wolle man ihnen mit Gewalt diese seine neue Lehre aufdrängen. „Eidgenossen," rief der Priester zum Schlusse, „eher Gut und Blut verlieren als das Unterpfand der Seligkeit, unsern alten, heiligen, katholischen Glauben!"

Wie das Brausen der See durchlief eine gewaltige Bewegung die kriegerische Gemeinde. Dann trat der Hauptmann Hans Golder aus Luzern, der Feldoberste der katho-

lischen Kantone, vor und verlas die uralte Kriegsordnung. Darin hieß es: „Der Mann rücke in seiner Ordnung an, bete zu Gott, und dann soll er die Augen auf- und die Hände hart zutun und wacker und mannlich einhauen. Will einer die Flucht ergreifen, so darf ihn sein Nachbar töten. Niemand beleidige das hilflose Alter oder Geschlecht, oder vergesse, die Kirchen und Priester zu ehren.“ Die Kriegsordnung wurde beschworen; dann zog das Heer mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen vor die Stadt, um unter Waffen der Rückkehr des Boten zu harren, welcher den Absagebrief nach Zürich getragen hatte.

Hedwig stand am Fenster und schaute auf die vorüberziehenden Scharen. Man sah es der Jungfrau an, daß der Schlaf die letzten zwei Nächte ihre Augen geflohen hatte und statt dessen manche heiße Träne über ihre Wangen geflossen war. Den Tag über hatte sie Arbeit in Fülle; das Haus war voll von vornehmen Gästen, Bekannten des Vaters von Feldzügen und Tagsatzungen her, und sie mußte die Wirtin machen. So zwang sie sich, vor den Fremden fröhlich und munter zu sein; aber es gelang ihr nur halb, und der Bannerherr Sonnenberg aus Luzern meinte, ob dem Fräulein vielleicht ein lieber Bräutigam mit in den Krieg ziehe? Das war es nun nicht; der Bruder, der droben im Baarerturme gefangen lag, schwebte der liebenden Schwester stets vor der Seele. Sie hatte ihm gestern durch den alten Wunibald ein kleines Brieflein zugeschickt, aber keine Antwort von Wolfgang erhalten. Es ahnte ihr, die Gefangennahme habe eine schlimme Wirkung auf den Bruder geübt.

So war es in der Tat. Wolfgang war die ersten Stunden seiner Gefangenschaft außer sich vor Zorn und Aufregung. Als dann der Sturm etwas ausgetobt hatte, zog ein anderes, peinliches Gefühl, das er bisher noch selten empfunden, in seine Brust ein — Furcht. Er dachte nämlich über die Ursache seiner Verhaftung nach; da kam ihm statt des wahren Grundes plötzlich in den Sinn: „Mein Vater hat im letzten Augenblicke noch von den Zusammenkünften in der Fischerstube gehört; meine heimlichen Gänge nach Zürich sind entdeckt, und der Verdacht des Vaterlandsverrates lastet auf mir.“ Die Phantasie des Jünglings griff diesen Gedanken auf und spann ihn in ängstigenden Bildern weiter. Er sah sich vor Gericht gestellt; er hörte die Anschuldigung des Ammannes Toß; er konnte nichts erwidern als Leugnen. Aber er wußte, was ihm nach dem strengen Gerichtsverfahren jener Zeit bevorstand — die Folter, und er erschauerte bis in das Mark seiner Gebeine.

Am nördlichen Endpunkte des Halbkreises, den die Mauern der Altstadt beschrieben, stand damals und steht noch heute am Seeufer ein finsterer, viereckiger Turm, im Volksmunde der Kaibenturm genannt. Dort waren in dunkeln Gewölben die Gefängnisse der todeswürdigen Verbrecher; dort befand sich auch die Folterkammer mit ihren jetzt noch Schauder erregenden Vorrichtungen. Dahin eilte die Phantasie des Gefangenen, und schon der Gedanke an die Möglichkeit trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Umsonst suchte er Ruhe; der Schlummer floh seine Augen. Zu den ängstigenden Bildern seiner Phantasie gesellte sich das Ungewohnte seines Nachtquartieres. Die Turmuhr über

ihm rasselte, das Räderwerk schnarrte, der schwere Pendel hackte seinen geräuschvollen Gang, und dann schnurrte wieder das Schlagwerk und fiel der Hammer und dröhnte die Stundenglocke.

Wie froh war Wolfgang, als der späte Herbstmorgen endlich anbrach! Es wurde lebendig drunten in den Gassen; der Gefangene setzte sich an das schmale Turmfensterchen und schaute hinab. Wie er nun die kriegerischen Zurüstungen sah, nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Binnen weniger Tage," tröstete er sich, „müssen ja die Züricher kommen und mich befreien; dann wird mein Vater sehen, wer recht hatte — ich, der ich den Frieden mit dem mächtigen Zürich wahren wollte, oder er, der durch sein trotziges Festhalten dieses Unglück über unser Land heraufbeschwor."

Der alte Wunibald kam und brachte Wolfgang Speise und Trank. Wie erschrak der Geselle, als er den Gefangenen erkannte, von dem ihm die Wächter berichtet hatten, seine Eintürmung müsse ganz geheim bleiben! Und sein Schrecken wurde noch größer, als er von Wolfgang die mutmaßliche Ursache der Verhaftung erfuhr.

„Es wird schon so sein," sagte der Alte, und die Kniee zitterten ihm sichtlich. „Da werde ich wohl auch in meinen alten Tagen vor das hochpeinliche Halsgericht gestellt werden."

Der Jüngling beruhigte den Turmwart; er hatte inzwischen seinen Plan gefaßt. „Mit etwas Mut und Klugheit", sagte er, „wird es wohl nicht so weit kommen. Ich wette zehn gegen eins, die Züricher siegen, und dann haben wir nichts zu fürchten. Sollten sie aber geschlagen werden, dann freilich möchte es das beste sein, wenn wir zwei Zug bei-

zeiten Lebewohl sagten. Und das kann ja so schwer nicht sein, da unsere hochweisen Herren dir den Schlüssel des Turmes anvertrauten."

Von da an war Wolfgang guten Mutes. Am Abende erhielt er durch den alten Turmwart das Briefchen Hedwigs. Sie beschwor ihn, reumütig zum Vater zurückzukehren und mit ihm in den Kampf zu ziehen. „Es ist zu spät," sagte der Gefangene.

Am folgenden Tage riefen ihn die schrillen Töne der Querpfeifen und das Wirbeln der Trommeln an das Turmfenster. Das Heer zog kampfbereit die Neugasse herunter. Die wallenden Banner, die fliegenden Fähnlein, die im Sonnenschein schimmernden Rüstungen der Führer, das bunte Gemenge der in Schritt und Tritt nachdrängenden Scharen mit ihrer mannigfachen, seltsamen Bewaffnung — breite, mannshohe Schlachtschwerter, blanke Hellebarden, schwere Piken, lange Spieße, wuchtige Morgensterne starrten aus der Menge hervor — das alles war ein farbenreicher, kriegerischer Anblick. Die Geschütze auf vierräderigen Wagen und die Schar der Hakenschützen schlossen den Zug. Dann sah Wolfgang, wie ein staubbedeckter Bote von Baar her kam, wie er den Hauptleuten Meldung machte und wie alsbald der Befehl zum Aufbruch gegeben wurde. Das Heer zog ab; er hörte, wie unter ihm das Stadttor geschlossen und die Zugbrücke knarrend emporgezogen wurde.

Die Straßen des Städtchens, eben noch so belebt, schienen wie ausgestorben. Alle waffenfähige Mannschaft war fort; die Zurückgebliebenen, Greise, Frauen und Kinder, füllten entweder die Kirchen oder lagen in den Häusern auf den

Knieen, betend für das Leben eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten und für den Sieg des heiligen Glaubens.

Eine bange Ruhe lagerte über der sonst so fröhlichen Ortschaft und stach seltsam ab gegen den hellen, sonnigen Herbstnachmittag. Die Berge schauten hehr und ruhig aus ihren blauen Höhen herab; der See lag friedlich wie ein klarer Spiegel in der Tiefe; Zugvögel steuerten hoch darüber hin dem wärmeren Süden zu, und die Sonne senkte sich langsam und farbenprächtig. Jetzt stieg sie hinter den westlichen Höhen hinab; kleine Wölkchen, welche sie mit Purpur und Gold überhauchte, zeigten die Stelle, wo sie verschwunden. Aber auch diese erbleichten, und nur die Gletscher des Berner Oberlandes, die Jungfrau, der Mönch, der Eiger und das Finsteraarhorn, von den Sonnenstrahlen noch erreicht, glühten und flammten wie flüssiges Metall.

Und dieselbe Sonne, welche die Abendwolken und die Firne der Hochalpen mit Purpur übergoß, sah Blut in Strömen fließen und leuchtete dem bittern Todeskampfe, in welchem manch junges Leben rang!

Die Nacht war gekommen. Man hatte in Zug noch keine Nachricht. Daß geschlagen wurde, wußte man: ein frischer Nordwind hatte das Dröhnen des Geschützes seit vier Uhr von der kaum zwei Stunden entfernten Grenze herübergeweht. Mit Einbruch der Dunkelheit war alles ruhig geworden. Da auf einmal hörte man die Glocken von Baar — war es Sieg oder Sturm? Eine Viertelstunde später kamen Reiter, und wie der Blitz verbreitete sich die Kunde: „Sieg! Sieg!“ Da hob ein fröhliches Läuten an von allen Türmen, und Freudenschüsse erdröhnten, und Feuerzeichen auf den

Bergen trugen am selben Abende noch die Siegeskunde in die Täler von Schwyz und weit hinein in das Gebirge von Uri und Unterwalden.

Niemand kam diese Nachricht unerwarteter als Wolfgang. Sein langer Aufenthalt in Zürich hatte ihm eine hohe Meinung von der Macht der stolzen Stadt und Geringschätzung der kleinen Kantone eingeflößt; so konnte er dem alten Wunibald kaum Glauben schenken, als derselbe die Nachricht von der gänzlichen Niederlage der Züricher brachte. „Wie gesagt!“ wiederholte der Turmwart, „sie sind vollständig besiegt; alles Geschütz und viele Zunftfähnlein sind erobert; mit Not konnten sie das Hauptbanner retten.“

„Dann müssen wir fort von hier,“ sagte der Gefangene.

„Lieber junger Herr,“ erwiderte der alte Turmwart, „ganz ehrlich ist der Handel nicht, den wir da vorhaben, und fast wollt' ich mich lieber vor das hochpeinliche Halsgericht stellen als zum Feinde überlaufen. Aber da es meinem Wolfgang ans Leben geht, bring' ich es nicht über mein Herz, Nein zu sagen — Gott möge es mir verzeihen!“

„Du bist also bereit?“ fragte der Sohn des Bannerherrn.

„Je nun, ja. Ich werde den jungen Herrn nach Mitternacht holen.“

„Und wo kommen wir aus dem Städtchen?“

„Jedenfalls durch kein Tor; sie sind alle scharf bewacht. Wir werden es wohl mit einem Kahne probieren müssen.“

„Gut denn, nach Mitternacht,“ sagte der Jüngling, und der Alte ging.

Es war gegen zehn Uhr, als dieses Gespräch geführt wurde. Die Minuten schlichen dem Gefangenen wie Stunden

dahin, bis die zur Flucht bezeichnete Zeit kam. Er trat an das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Vom Himmel her blickten die Sterne auf die traumselige Erde herab; das Städtchen lag in dunkeln Umrissen vor ihm. Da drüben sah er den Giebel seines elterlichen Hauses ragen. Wenn Hedwig ahnte, was er vorhatte? Er wandte sein Auge nach einer andern Seite; dort oben lag Sankt Michael — dort schlummerte seine selige Mutter. „Wenn sie weiß, wie es ihrem Wolfgang geht?“ Es wurde ihm weich um das Herz; eine Träne trat in sein Auge. So spricht die Gnade zum Menschenherzen; aber der Mensch ist nur zu geneigt, ihre Sprache zu überhören und sich den Einflüsterungen der Leidenschaft hinzugeben.

Die Gnade redete laut im Herzen des Jünglings, und beinahe hätte der gute Engel gesiegt. Aber da trat das Bild des strengen Vaters vor seine Seele, wie er ihn in flammendem Zorne von sich gestoßen. „Ich kann nicht zurück!“ preßte der Unglückliche hervor. „Schwester, Mutter, verzeiht mir! Agnes wird mir euch ersetzen, und in Edlibachs Hause werde ich eine neue Heimat finden.“

„Und dein Glaube?“ fragte die Stimme seines Gewissens.

Da mahnte die Turmuhr an Mitternacht. Wolfgang fuhr zusammen. Er horchte — alles war still; nur drunten in der Torstube tönte noch der Lärm und das schallende Gelächter zechender Stadtknechte. Jetzt kamen leise Tritte die Treppe herauf; die Falltüre öffnete sich. „Seid Ihr bereit?“ wurde gefragt.

„Ja, Wunibald. Wie kommen wir an der Torstube vorbei?“

„Habt keine Sorgen! Die Knechte haben sich alle ob des Sieges gütlich getan; sie werden uns keine Umstände machen.“

Leise schlichen die beiden die Wendeltreppe hinab. Jetzt kamen sie bei der letzten Wendung der Torstube nahe; die Türe stand angelweit offen; helles Licht fiel auf den engen Gang, durch welchen die Fliehenden gehen mußten.

„Fatal,“ brummte der Alte; „müssen sie gerade jetzt die Türe geöffnet haben!“

„Der Schlüssel steckt ja im Schlosse,“ sagte Wolfgang, und mit einem Sprunge hatte er die Tür erreicht, schlug sie hallend in das Schloß, drehte den Schlüssel, zog ihn ab, schob die Riegel vor und rief: „Jetzt fort!“

Die Stadtknechte waren wie vom Blitze gerührt. Der eine stieß im Schreck den Mostkrug um, daß er klirrend auf den Boden stürzte. „Es hat sich einer gekündet,“ sagte er und bezeichnete sich zitternd mit dem Kreuze.

„Hm,“ sagte ein anderer, „ich glaube nicht, daß es eine arme Seele war; ich meine, ’s ist oben einer ausgesprungen. Ich sah einen Kerl wie das Wetterleuchten die Treppe herunterstürmen.“

„Ja, dann müssen wir ihm halt nach,“ schloß der dritte und machte eine Anstrengung, sich zu erheben; aber taumelnd fiel er auf die Bank zurück. „Das kommt davon, wenn man sich in Dienst und Amt fürs Vaterland die Beine so müde läuft, daß sie einen nicht mehr tragen!“

„Verwünscht — wir sind eingesperrt,“ schrie der erstere. „He, zu Hilfe! Zu Hilfe den Wächtern dieser frommen Stadt!“ stimmte nun das würdige Kleeblatt an.

Inzwiſchen hatten die beiden Flüchtlinge glücklich die Schifflände erreicht, ſprangen in einen Kahn und fuhren ſachte an den Paliſaden hin, welche die Stadt von der Seeſeite ſchützten. Jetzt hatten ſie den Durchgang erreicht; aber eine Kette ſperrte ihn.

„Gut, daß ich mich vorgeſehen," brummte Wunibald. „Hier iſt eine Feile. Treibt den Kahn hart an den Pfoſten hin — ſo; da, die Öſe muß durch."

Der Jüngling ſetzte an und arbeitete haſtig.

„Sie packt gut; ein paar Minuten, und alles iſt in Ordnung," ſagte er.

Aber die Feile gab einen ſchrillen Ton durch die ruhige Nacht hin. Der alte Turmwart erſchrak und horchte ängſtlich, ob das Geräuſch ſie nicht verrate. Da ſchien es ihm, als höre er Schritte:

„Um Gottes willen macht leiſe! Man kommt über den Platz gelaufen; weiß der Kuckuck, man hat uns auf dem Schänzchen bemerkt; der Wächter ſtößt ins Horn —"

Da ſprang die Kette klirrend entzwei.

„Sie ſollen uns einholen, wenn ſie können!" rief Wolfgang, und von wuchtigen Ruderſchlägen getrieben, ſchoß der leichte Kahn über die dunkle Waſſerfläche hin und landete bald bei der Sägemühle an der Mündung des Aabaches.

6.

Das Opfer der Schwester.

Als Hedwig des andern Morgens nach Unserer Lieben Frauen Kapellen in der Altstadt zur heiligen Messe ging, hörte sie von einer Nachbarin, es sei letzte Nacht am Baarertore etwas Schreckliches vorgefallen. Die drei Wächter seien, man wisse gar nicht wie, in der Torstube eingeschlossen worden; die Türe sei verhext, man habe sie wenigstens bis jetzt nicht öffnen können, und was das greulichste sei — das dürfe man aber nicht laut sagen —, der alte Wunibald sei spurlos verschwunden. Man meine, der Leibhaftige habe den Turmwart mit Haut und Haaren geholt; es gehe auch schon lange das Gerede, der Alte habe einen Pakt mit dem Bösen gehabt und sei hieb- und stichfest. Man habe zwar auch behauptet, es sei ein Gefangener entsprungen; aber es habe ja seit Jahr und Tag keiner in dem Baarerturme gesessen.

Hedwig wurde leichenblaß bei dieser Nachricht. Die Nachbarin schrieb es ihrem Berichte über das rätselhafte Verschwinden Wunibalds zu; aber der Gedanke, daß der Bruder zum Feinde übergegangen sei, machte sie erbleichen.

Das Städtchen Zug war dazumal voller Siegesjubel. Man erzählte sich die Einzelheiten des Kampfes, wie der Pfarrer Weingärtner, vormals Konventherr von Kappel und daher der Gegend wohl kundig, die Katholischen durch

einen Wald dem feindlichen Lager in die Flanke führte, wie dann tapfer und männlich gestritten worden, und wie Zwingli, der Urheber des ganzen Krieges, gefallen sei und seinen Lohn empfangen habe. Auch des Bannerherrn Kolin und seiner Tapferkeit wurde dabei mit vielem Lobe gedacht.

Als die drei Tage vorüber waren, während welcher das siegreiche Heer nach alter Schweizer Sitte auf der Walstatt verweilte, kam der Bannerherr nach Zug, um seinem Sohne Verzeihung anzubieten, wenn er jetzt wenigstens sich auf die Seite seines Landes stellen wolle. Wer schildert seinen Schmerz und seine Entrüstung, als ihm Hedwig unter Tränen die Flucht des Bruders berichtete! In seiner Bitterkeit setzte er sich hin und schrieb seinen letzten Willen, in dem er seinen Sohn feierlich enterbte.

Kurze Zeit darauf waffnete er sich wieder; Hedwig mußte ihm den Panzer festschnallen. Als der Bannerherr in voller Rüstung dastand, sagte er: „Ich muß jetzt für zwei kämpfen, da sich mein Sohn weigert, für unser heiliges Recht einzustehen. Vielleicht ist es mir noch vergönnt, mit meinem Blute den Schandfleck wegzuwaschen, womit Wolfgang meinen ehrlichen Namen entehrt hat.“ Damit ritt er fort.

Mit dem Siege von Kappel war der Krieg noch nicht zu Ende. Erst jetzt bot Zürich alle seine Streitkräfte auf; das mächtige Bern rüstete; von allen Seiten, von den Graubündner Alpen hinab bis ins Elsaß, schickten die Gleichgesinnten den Reformierten Hilfstruppen, und binnen einer Woche war ihr Heer dem der katholischen Kantone um das Dreifache überlegen. Die Katholischen mußten sich zurückziehen; sie nahmen bei Inwyl an der Halde des Zuger-

berges eine treffliche Stellung und befestigten dieselbe. Ein vorgeschobener Posten hielt die Baarerburg besetzt. Auf dem Höhenzuge nördlich von Baar, die Oberen genannt, hatten sich die Züricher gelagert; manche Kugel wurde über das breite Tal hinweg von hüben und drüben gewechselt. Mit jedem Tage stand eine entscheidende Schlacht bevor.

In dieser Zeit banger Erwartung war das Gotteshaus Maria-Einsiedeln von vielen Pilgern besucht. Frauen mit ihren Kindern waren es namentlich, welche aus den katholischen Gauen im stillen Waldtal zusammenströmten, um für das Land, für ihre im Felde liegenden Gatten und Väter Hilfe und Schutz zu erflehen. In bunten Gruppen lagen die Wallfahrer vor der Gnadenkapelle auf den Knieen. Lautes Gebet, jetzt einzelner Stimmen, dann ganzer Scharen, schallte durch die Hallen der Kirche. Bittgesänge ertönten und Litaneien wurden im Wechselchore gebetet, und Gesang und Litaneien verwebend schlang sich um alles das laute, andächtige Gebet des heiligen Rosenkranzes. Eben war wieder eine Schar — Unterwaldener waren es — zum Gnadenbilde vorgedrungen, und eine klare Knabenstimme sang folgende Strophe [1]:

[1] Mitgeteilt im „Archiv für die schweizerische Reformationsgeschichte", II. Bd. (Freiburg im Breisgau, Herder, 1871). Sie lautet in der treuherzigen Sprache des Chronisten:

„O muoter aller barmherzigkeytt
Mit fürbitt bis uns allzyt bereytt
In nöthen kumm zu hilffe bald
Unser landschaft ob und nid dem wald
Und hab in diner trüwen huot
Unser panner und land, lyb, eer und guot
Durch dins Kinds angstvoll sterben und bluot." 1534.

„O Mutter aller Barmherzigkeit!
Mit Fürbitt' sei uns allzeit bereit.
In Nöten komm zu Hilfe bald
Unserer Landschaft ob und nid dem Wald[1],
Und hab in deiner treuen Hut
Unser Banner und Land, Leib, Ehr' und Gut,
Durch deines Kindes angstvoll Sterben und Blut."

Es war Abend geworden. Die Mönche hatten im Chore die Vesper gesungen, und die süßen Klänge des Salve Regina waren verhallt. Die Schatten der Dämmerung füllten das Schiff: nur das Gnadenbild strahlte noch, vom milden Scheine zahlreicher Lampen erhellt. Zu seinen Füßen kniete eine junge Frauengestalt; ihr Antlitz glühte in heiliger Andacht, wenn sie das Auge zum Bilde der Gnadenvollen erhob. „O Mutter aller Barmherzigkeit," flehte auch sie, „ziehe deine schützende Hand nicht von ihm zurück! Laß den armen Bruder die Macht deiner Erbarmung fühlen, um des Blutes deines eingeborenen Sohnes willen!"

Die Pilger entfernten sich, um in den Herbergen des Dorfes der Nachtruhe zu pflegen. Hedwig allein — denn sie war die fromme Beterin vor dem Gnadenbilde — blieb zurück. „Heilige Maria," sagte sie, „was soll ich dir zu Ehren geloben, wenn du mir meinen Bruder zurückführest? Gerne wollte ich mit meinem Leben seine Seele erkaufen."

Und plötzlich erfaßte ein Gedanke ihr Innerstes; es war wie eine Stimme, die deutlich und klar in ihrer Seele fragte:

---

[1] Dem Kernwald, der den Kanton Unterwalden in Obwalden und Nidwalden trennt.

„Willst du als Opfer für deinen Bruder die Braut meines Sohnes werden?“

Die Jungfrau zitterte. Schon oftmals war ihr der Gedanke gekommen, als Braut Christi ihre Tage einzig dem Dienste Gottes zu weihen. Von Jugend an, seit dem Tode der Mutter, war dieser fromme Zug ihrer Seele eigen. In diesem Augenblicke aber trat der Gedanke, sie wußte nicht wie, so lebhaft vor ihre Seele, daß sie sich seiner nicht entschlagen konnte. „Bringe das Opfer!“ rief es in ihrem Innern. Sie wollte beten, aber die Ruhe des Herzens fehlte; ein harter Kampf entbrannte zwischen Natur und Gnade.

Da nahte sich der Bruder Sakristan, eine ehrwürdige Gestalt mit milden Zügen, den schweren Schlüsselbund am Gürtel. „Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe,“ mahnte er die in Andacht versunkene Jungfrau.

Hedwig erhob sich und folgte dem Mönche. An der Türe sagte sie schüchtern zu dem Greise: „Betet für ein armes beängstigtes Mädchen und“ — ihre Stimme stockte — „für einen verlorenen Sohn.“

„Deren gibt es heutzutage viele,“ erwiderte der Greis. „Empfehlet ihn unserer mächtigen Frau; sie ist die Zuflucht der Sünder.“

„Lasset auch in meiner Meinung drei heilige Messen lesen; zwei am Altare Unserer Lieben Frau und eine zu Ehren Sankt Wolfgangs.“

„Gott segne Euch, und was Euch das Herz auch beschwert, die heilige Jungfrau möge Euch trösten!“

Am folgenden Morgen in der Frühe, lange vor Tagesanbruch, war Hedwig wieder im Gotteshause. Die Mönche

„Es ist Zeit, daß ich die Kirche schließe." (S. 72.)

im Chore hatten die Laudes gesungen; die Kerzen auf den Altären wurden angezündet. und von drei Uhr bis gegen Mittag reihte sich Meßopfer an Meßopfer. Hedwig nahte

sich einem Beichtstuhle. Zu den Füßen eines ehrwürdigen Priestergreises kniete sie nieder und erschloß dem Stellvertreter Gottes ihr ganzes Herz mit seinen Schwächen und Zweifeln. Der Priester waltete seines göttlichen Amtes, und die Jungfrau empfand den ganzen Trost, den das heilige Bußgericht dem gläubigen Katholiken spendet. Alle Zweifel waren aus ihrem Herzen geschwunden, und klar und hell drang es in ihre Brust wie das Glockengeläute eines schönen, ruhigen Sonntagmorgens.

Sie hörte nun am Gnadenaltare die heilige Messe. Als der Priester sich dem Volke zuwandte, um die heilige Opfergabe, Jesus Christus selber mit Gottheit und Menschheit unter den unscheinbaren Gestalten des Brotes, als Seelenspeise zur Nahrung zu bieten, nahte auch Hedwig dem himmlischen Tische und empfing den göttlichen Gast in ihr reines, jungfräuliches Herz. Und sie betete das fromme Gebet, das ihre selige Mutter sie gelehrt, als sie zum erstenmal zum Tische des Herrn hinzutrat:

„Jetzt bist du mein, jetzt bin ich dein,
O Jesu, Herr und Heiland mein!

Du bist in mir, ich bin in dir,
Daß es so bleibe für und für!"

Da machte sie das Gelübde, als Opfer für die Seele ihres Bruders der Welt zu entsagen und als Braut Christi den Schleier zu nehmen.

Und das Opfer stieg wie eine süße Weihrauchwolke auf zum Throne des Lammes, und gleich mildem Taue senkte sich Trost und Friede in ihr Herz.

Wie ganz anders war es dazumal Wolfgang zu Mute! Er hatte glücklich mit dem alten Wunibald Zürich erreicht. Laut schlug sein Herz, als er an Edlibachs Türe klopfte. Er sollte ja Agnes wiedersehen, und sie mußte nun seine Braut werden! Denn Edlibach konnte ihm — so dachte sich der Jüngling — seine Tochter nicht verweigern, nachdem er ihretwegen aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde. Die alte Regula öffnete.

„Wo ist Agnes, wo ist Edlibach?“ rief der Jüngling.

„O du meine Liebe!“ sagte die Alte. „Wolfgang, seid Ihr es? Und Ihr wagt es, nach Zürich zu kommen, nachdem Ihr die Unsern so gräßlich geschlagen? Aber nur herein, daß Euch niemand sieht. Es ist ihm recht geschehen — man darf es nur nicht laut sagen; es ist ihm ganz recht geschehen, dem Zwingli! Er hat immer vom Kriege geschrieen und gepredigt; jetzt hat er seinen Lohn. Ihm gönn' ich es,“ eiferte die Alte; „aber so mancher ehrliche Züricher hat mit ihm die Zeche bezahlen müssen. Ja, wenn sie doch wenigstens nur im alten Glauben gestorben wären, so möchte noch ihren Seelen wohl sein; aber so — nein, ich wollte nicht mit ihnen tauschen!“

„Ich fragte dich, wo der Herr Säckelmeister und Agnes sei,“ unterbrach Wolfgang ungeduldig den Redefluß Regulas.

„O, der Herr Säckelmeister ist nicht zu Hause. Die alte Regula würde sich wohl hüten, in dieser Weise laut zu denken, wenn er im Hause wäre; ich glaube, er würde mich ungeachtet meines vierzigjährigen treuen Dienstes heute noch vor die Türe setzen. Der Herr Säckelmeister ist im Lager oder ist nach Bern, oder nach St. Gallen, oder nach Grau-

bünden — was weiß ich, wo er ist! Er sagt mir nichts mehr, obschon er wissen könnte, daß ich keine Plaudertasche bin. Er ist Tag und Nacht tätig, ein neues Heer gegen die Katholischen auf die Beine zu bringen. Und Agnes ist auch nicht hier; der Vater hat sie zur Base Amei nach Winterthur getan — o das hat nichts zu sagen, ich will Euch schon bewirten. Aber was wollt Ihr denn bei uns in Zürich? Ich glaubte Euch im Lager der Kantone. Und du lieber Himmel, wie Ihr ausseht! Das schöne Wams zerrissen, die Federn des Baretts geknickt! So dürftet Ihr in keinem Falle vor Fräulein Agnes hintreten; es ist ein Glück, daß sie nicht da ist; Ihr würdet Euch hübsch neben dem Junker Frei ausnehmen, der jetzt so oft ins Haus kommt —"

„Der Frei? Was tut denn der Frei hier im Hause?" rief der Jüngling.

„Ih du meine Güte! er macht ihr den Hof; die jungen Herren machen ihr alle den Hof —"

„Das duldet Agnes nicht!"

„O, da ist seit zwei Jahren auch manches anders geworden, seit Ihr nicht mehr hier wohnt. Agnes weiß jetzt, daß sie das schönste Fräulein in Zürich ist, und versteht das Köpfchen danach zu tragen."

„Schweig, Regula, du redest abscheulich! Es ist nicht wahr, was du redest! — Und wenn es wahr wäre — es müßte mich wahnsinnig machen! Wisse, daß ich von meinem Vater verstoßen und aus Zug geflohen bin um Agnes' willen. Agnes hat mir ihre Hand versprochen; sage also um Gottes willen, daß deine Rede nicht wahr sei." Heftig faßte der Jüngling bei diesen Worten den Arm der Alten.

„Was sagt Ihr?“ rief diese erbleichend. „Ihr habt die Euern verlassen um Agnes' willen?“ Sofort aber fügte sie sich fassend bei: „Dann, dann werde ich mich wohl getäuscht haben; wenn sie Euch ihre Hand versprochen hat, so wird sie wohl ihr Versprechen lösen.“

Aber der schmerzliche Pfeil blieb im Herzen des Jünglings haften. „Sollte es wirklich so sein?“ fragte er sich hundertmal des Tages, und immer antwortete er: „Nein, nein, es ist unmöglich!“ Auf seiner Kammer war alles noch wie vor Jahren. Er schaute zum Fenster hinaus, und sein Blick fiel auf den steinernen Karl drüben am Münsterturme. Da erinnerte er sich an jene Nacht vor dem Scheiden von Zürich. War er jetzt im selben Schiffe mit Agnes und Edlibach, und sollte sich sein seltsamer Traum bewahrheiten?

Die nächsten Tage brachten kriegerisches Leben in die Stadt. Ein zahlreiches Heer, bei zwölftausend Mann aus dem Zürichgau, Toggenburg, Thurgau, Schaffhausen, Glarus, Gotteshausleute von Sankt Gallen, zog mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen, zweiundzwanzig Geschütze auf Rädern mit sich führend, der Grenze zu. Der Rat von Zürich hatte diesen Pomp veranlaßt, um die seit der Niederlage bei Kappel gedrückte Stimmung zu verscheuchen. Auch Wolfgang war vor das Rennwegtor hinausgegangen, um den Vorbeimarsch des Heeres mitanzusehen.

Dann kam eines Abends Hans Edlibach plötzlich heim. „Wie, Wolfgang, du hier?“ rief er, als ihm der Jüngling grüßend entgegeneilte.

„Wie Ihr seht,“ erwiderte dieser und erzählte in Kürze die Ereignisse, welche ihn nach Zürich getrieben hatten.

„Also verstoßen und landesflüchtig," sagte der Säckelmeister. Er hatte nie gedacht, daß das Spiel, welches er mit dem Jünglinge getrieben, so ernst enden würde. Er wollte ihn für seine politischen Zwecke benutzen und zugleich den Schimpf rächen, den ihm der Bannerherr Kolin angetan. Jetzt, da er die Folgen seiner Ränke sah, wandelte ihn fast Mitleid an mit dem Sohne seines Feindes, den er früher geliebt hatte. „Was willst du jetzt anfangen?" fragte er Wolfgang. „Zurück kannst du nicht mehr — sie möchten dir sonst deinen Kopf vor die Füße legen. Willst du nun der Unsere sein?"

„Mit dem letzten Tropfen meines Blutes unter der Bedingung, daß Ihr den Kantonen die neue Lehre nicht aufzwingt und daß Ihr mir die Hand Eurer Tochter zusagt."

„Man wird nur verlangen, daß das Evangelium frei gepredigt werde. Was meine Agnes angeht," sagte ausweichend der Patrizier, „so werde ich dem Glücke meines Kindes nichts in den Weg legen."

Der Jüngling, der diese zweideutige Antwort nur in dem für ihn günstigen Sinne verstand, jubelte auf und sagte: „Waffnet mich! Gleich ziehe ich ins Lager, und mein Schwert soll mir das Glück verdienen, Agnes als meine Braut begrüßen zu dürfen."

Und Wolfgang sattelte den Abend noch und ritt mit dem alten Wunibald, der seinen jungen Herrn nicht verlassen wollte, gen Baar in das Lager der Züricher.

Der Patrizier schaute dem Wegreitenden mitleidig nach: „Törichter Knabe! Einem enterbten Landesflüchtigen reicht Edlibachs Tochter ihre Hand nun und nimmer."

Faſt zur ſelben Stunde, in der dieſes entſcheidende Geſpräch zwiſchen Wolfgang und dem Säckelmeiſter ſtattfand, kam Hedwig von ihrer Wallfahrt nach Zug zurück.

„Ich habe meinen Bruder einer mächtigen Schützerin übergeben,“ ſagte ſie ruhig; „ſie wird ihn mir zurückführen.“

Und es bedurfte eines mächtigen Armes!

7.

Der Kampf auf dem Gubel.

Am Montage vor Simon und Judä 1531 waren die Bewohner von Zug in großer Furcht und Aufregung. Schon in der Morgenfrühe war die Kunde gekommen, das Heer der Berner ziehe sengend und brennend vom „Freien Amte" herauf, habe die Reuß überschritten und wende sich über Cham und Steinhausen nach Blickenstorf, und bald bestätigten die Rauchsäulen brennender Häuser dessen Ankunft. Kurz nach Mittag kam noch eine andere Schreckensnachricht. Eine starke Abteilung der Züricher, an die achttausend Mann, habe mit Roß und Troß den Bergkamm zwischen der Siehl und der Lorze erstiegen; sie wolle über die Höhen von Menzingen ziehen und den Zugerberg gewinnen, um das Lager der katholischen Kantone im Rücken zu fassen. Andere meldeten, der Zug gelte dem Kloster Einsiedeln; als Rache dafür, daß Zwinglis Leiche von Henkerhand verbrannt worden, wollten sie den „Einsiedler Götzen", den „Weidenstock" — so nannten die Züricher das Gnadenbild der Mutter Gottes — zusamt dem Kloster gleichfalls verbrennen.

Bald darauf trug der Ostwind das Sturmläuten von Schönbrunnen, Neuheim und Menzingen ins Tal hinab, und als die Glocken verstummten, füllte sich das Städtchen mit flüchtigen Bergbewohnern, welche Haarsträubendes über

die fanatische Wut der Zwinglianer berichteten. Fürchterliche Rache, hieß es, werde an den Wehrlosen für die Niederlage bei Kappel genommen. Die geringe Habe der Bergbewohner sei mutwillig zerstört, das Vieh zwecklos hingemordet, und auf manch wohnliches Bauernhaus der rote Hahn gesteckt. Am schrecklichsten aber wüteten die Reformierten gegen Kreuze und Bildstöcke, Kirchen und Kapellen.

Im katholischen Lager hielt man Kriegsrat. Die Hauptleute durchschauten den Plan des Feindes, sie durch diese Bewegungen zum Aufgeben ihrer festen Stellung bei Inwyl zu verleiten, und man beschloß, unverrückt stehen zu bleiben. Im Laufe des Nachmittags zog dann der alte Schultheiß Hug von Luzern mit fünfzehnhundert auserlesenen Streitern auf die Höhe von Allenwinden, um den Zürichern diesen wichtigen Paß zu verlegen.

Beim Einbruche der Nacht schickte Hug sechshundertzweiunddreißig Mann unter Anführung des Christian Iten von Ägeri auf Kundschaft aus; auch sollten sie sehen, ob sie vielleicht während der Nacht den Feind schädigen könnten. Es waren kräftige Leute, großenteils vom Menzingerberge und aus dem Ägeritale, und jeder Pfad und Fels der Umgegend war ihnen vertraut. Sie brannten vor Begier, die gottesräuberischen Frevel zu rächen. Um sich in der Dunkelheit zu kennen, zogen sie weiße Hirtenhemden über ihre Rüstung an oder banden sich weiße Tücher um; als Feldgeschrei wählten sie den Ruf: „Maria, die Mutter Gottes!“

Inzwischen hatte die Nacht die Züricher auf dem Zuge überrascht. Im Bewußtsein ihrer Übermacht lagerten sie sich ohne Ordnung und Kriegszucht zwischen den Höfen Etter-

stalden und Fürschwanden in zwei übereinander liegenden Heerhaufen an den Abhängen des Gubels. Der Gubel ist die höchste Kuppe des Höhenzuges von Menzingen. Von ihm aus bietet sich dem Auge eine entzückende Fernsicht; auf der einen Seite die Berge von Schwyz und Glarus, nach der andern Seite hin das wildromantische Tal, das sich die Lorze vor undenklichen Zeiten gegraben, und darüber hinweg das fruchtbare Land um Zug und Baar, welches sich wie ein schöner Garten hinzieht. An jenem Abende aber war der Anblick traurig und trostlos. Brennende Bauernhäuser färbten den Himmel mit düsterer Glut. An den zahlreichen Wachtfeuern, welche die Abhänge des Berges bedeckten, ging es laut und wüst her; allerwärts trieben trunkene Knechte ihren Mutwillen.

Wolfgang hatte sich dem Gewühle entzogen. An einem einsamen Plätzchen setzte er sich auf einen Felsblock, stützte lange Zeit das Haupt auf beide Hände und ließ die Erlebnisse der letzten Tage an seinem Geiste vorübergehen. So blindlings hatte er sich den Zürichern in die Arme geworfen, krampfhaft sich an dem Glauben festklammernd, sie wollten nur den Frieden und das Glück der Schweiz. Jetzt war sein Vertrauen auf den eidgenössischen Edelmut Zürichs im Begriffe, sich als Nebelgebilde aufzulösen; die brennenden Höfe warfen ein grelles Licht darauf. Er hatte sich einreden lassen, nur zum Frieden wolle Zürich die katholischen Kantone zwingen; heute mußte er von angesehenen Herren hören, es handle sich darum, mit Gewalt die Waldstätte dem lautern Evangelium zu unterwerfen. Als er Zeuge war, wie die Knechte Wehrlose mißhandelten und mutwillig die geringe

Habe der Bergbewohner verderbten, war er zu Landeshauptmann Frei, dem Führer des Zuges, geeilt und hatte ihn aufgefordert, solchem Treiben entgegenzutreten. Das sei nur eine kleine Strafe für den Götzendienst dieser Amalekiter, hatte die Antwort gelautet, die ihm zu teil wurde. Die Vernichtung des alten katholischen Glaubens war also die wirkliche Absicht Zürichs! Wolfgang hatte sich getäuscht, und es war für ihn Gewissenspflicht, das Heer, dem er sich eingereiht, stehenden Fußes zu verlassen, auch wenn er hiermit auf Agnes verzichten mußte.

Diese ernste Forderung war dem Jüngling eben lebhaft zum Bewußtsein gekommen, als naher Wortwechsel seinen Gedankengang unterbrach. Er glaubte Wunibalds Stimme zu hören und horchte auf.

„Was tust du da, Alter, vor diesem Götzenbilde?" rief eine rauhe Stimme.

„Ich bete," lautete die kurze Antwort Wunibalds.

„Was? du betest den Götzen an? Herunter mit dem Baal! ins Feuer mit ihm!" schrieen mehrere Stimmen.

„Rührt mir das Bild nicht an, rate ich euch!" hörte Wolfgang den alten Gesellen weiter sagen; und sofort ahnend, was folgen werde, eilte er durch die Büsche der Stelle zu, von wo der Streit herüberschallte. Noch hatte er kaum zwei Schritte getan, als er Schwerterklirren und gleich darauf einen durchdringenden Schrei vernahm. „Herr Gott! Sie haben ihn erschlagen," rief Wolfgang, seine Schritte beschleunigend. Aber es war zu spät: als er ankam, lag der Alte bereits zu den Füßen eines einsamen Bildstockes in seinem Blute. Die Mörder waren geflohen.

„Armer Wunibald!“ rief Wolfgang, sich zu dem Schwerverwundeten niederknieend. „Wo haben dich die Elenden verwundet?“

„Seid Ihr es? Gott Dank, daß Ihr da seid; so sterbe ich doch nicht so verlassen!“ sagte der alte Turmwart. „Hier am Kopfe; meine Mutter hat es mir ja immer prophezeit; aber es ist doch in einem ehrlichen Handel. Haben sie das Bild der schmerzhaften Mutter weggerissen?“

„Nein, du hast es verteidigt.“

„Es ist gut, es ist alles gut. Aber wir hätten nicht nach Zürich gehen sollen; der alte Glaube ist der bessere. Ach, wenn ich nur beichten könnte und die heilige Wegzehrung erhielte zu einem christlichen Geleite in die Ewigkeit! Es geht mit mir zu Ende — rasch, rasch — aber ich habe diese Gnade nicht verdient.“

„Du wirst noch nicht sterben,“ tröstete der Jüngling den Verwundeten und bemühte sich, die klaffende Kopfwunde zu verbinden.

Wunibald verneinte es. „Betet für meine arme Seele,“ sagte er; „möge Gott meinen Tod gnädig als Sühne meiner Sünden annehmen! Heilige Maria, bitte für mich!“ Er zog einen Rosenkranz aus einem ledernen Täschchen hervor, küßte andächtig die Medaille und schlang ihn um seine Hand. „Ich habe ihn aus den welschen Kriegen; er ist vom Papste geweiht und es sind große Ablässe darauf.“

Dann betete der Verwundete eine Weile, und Wolfgang betete mit. Plötzlich wandte der Alte sich an den Jüngling und sagte: „Ich habe noch ein Wort mit Euch zu reden, bevor ich sterbe. Verlasset das Lager der Zwinglianer; ich

weiß, was Euch nach Zürich hinüberzieht — Edlibachs Tochter. Aber sie ist nicht für Euch — der Säckelmeister hat sie dem Junker Frei verlobt."

„Was sagst du?" stieß der Jüngling heraus. „Nein, so falsch ist Edlibach nicht; ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben!"

„Es ist doch so," antwortete der Verwundete bestimmt. „Erinnert Ihr Euch an das Gespräch mit der alten Regula, als wir nach Zürich kamen? Sie hat mir nachher unter Tränen mitgeteilt, die Verlobung habe wirklich stattgefunden. Ich wollte es nicht glauben; denn sie war nicht selbst dabei zugegen gewesen. Aber heute mittag, als wir ausgezogen, sah ich an Junker Freis Hand einen Ring mit Edlibachs Wappen."

„Schändlich, schändlich!" rief der Jüngling, und Schmerz, Beschämung und Zorn übermannten ihn. Es dauerte eine Weile, bis er sich fassen konnte. Das schmerzliche Stöhnen des Verwundeten brachte ihn wieder zur Besinnung.

„Es geht zu Ende," sagte Wunibald mit brechender Stimme. „Legt mich so, daß ich das Bild der lieben Mutter Gottes sehen kann. So — vergelt' es Gott! — Nun erweckt noch einmal mit mir Reu' und Leid! Möge Gottes Barmherzigkeit mich armen Sünder um des Blutes Christi willen in Gnaden annehmen! Betet — betet — und kehrt — zurück."

Der Sterbende atmete schwer; es mochte Mitternacht sein, als er verschied, das gebrochene Auge im Tode noch fest auf das Mutter-Gottes-Bild geheftet. Wolfgang faltete dem Toten die Hände und schlang ihm den Rosenkranz

um den Hals; dann kniete er nieder und betete für die abgeschiedene Seele.

Als er vom Gebete aufstand, war er ruhig. Die ernste Szene, die er eben erlebt, hatte dem Sturme seines Herzens Stille geboten. Die Sterne schauten mit mildem Lichte vom Himmel herab, und rundum lag alles wie in tiefem Frieden. Die Wachtfeuer waren meist zusammengesunken; die Knechte lagen um die glimmenden Brände her in tiefem Schlafe; kaum daß hin und wieder ein Wächter einen schlaftrunkenen Blick in die Nacht hinaus warf. Wolfgang überlegte, was er tun solle.

„Daß ich dieses Heer verlasse, ist ausgemacht," sagte er. „Aber bevor ich gehe, will ich Gewißheit haben, und zwar diese Nacht noch." Hiermit wandte er entschlossen seine Schritte dem Fürschwander Hofe zu. Dort, wußte er, standen die Geschütze, und der Hauptmann Frei hatte ihre Bewachung seinem Sohne übertragen.

Ohne von den Wachen auch nur bemerkt zu werden, kam er an den Bauernhof. Die zu ebener Erde liegende Stube war erleuchtet; ein Blick durch die kleinen Fenster belehrte Wolfgang, daß der Junker Frei mit einigen andern jungen Zürichern bei Würfeln und Becher die lange Nacht verkürze. Sofort trat er ein.

Die Spieler schauten unwillig auf, als die Türe sich öffnete. „Was gibt's?" rief der Junker Frei. „Ah — der Held aus Zug!" — fügte er spöttisch bei, als er Wolfgangs ansichtig wurde — „der dem gestrengen Herrn Vater entsprungen ist — wie wird sich der gute Mann freuen, wenn er seinen Sohn morgen siegreich in die Mauern der Vaterstadt einziehen sieht!" Die Züricher lachten.

Wolfgang achtete dieſen Spott keiner Entgegnung wert; er ſagte einfach: „Ich habe eine Frage an Euch zu ſtellen, Junker Frei; wollt Ihr mit mir hinausgehen?“

„Wozu die Umſtände?“ ſagte der Junker. „Ich habe vor meinen Freunden kein Geheimnis.“

„Wie Ihr wollt,“ entgegnete Wolfgang mit gezwungener Ruhe — „es betrifft die Tochter Edlibachs.“

Kaum hatte der Jüngling das Wort geſprochen — und er fühlte, wie ihm das Blut dabei ins Angeſicht ſchoß —, ſo begegnete er lauter ſpöttiſchen Blicken.

„Ach,“ rief Frei, „Ihr wollt mich bitten, Euch zu meiner Hochzeit mit dem Fräulein einzuladen.“

„Das lügt Ihr,“ brach Wolfgang los, den die Nachricht ſowohl als die Art, wie ſie mitgeteilt wurde, empörte. „Agnes iſt nicht Eure Braut; mir, mir iſt ſie verſprochen! Und wenn Edlibach falſch an mir war, ſo hat doch Agnes in ſeine Treuloſigkeit nicht eingewilligt.“

Die Züricher lachten hell auf. „Kennt Ihr dieſen Ring?“ ſagte der Junker, einen goldenen Reif von ſeinem Finger ziehend. „Ich habe ihn von Agnes ſelbſt. Es mag wohl ſein, daß ſie Euch vormals hold war; aber jetzt — denkt doch nur ſelbſt: Ihr werdet der Patriziertochter doch nicht zumuten, einen landesflüchtigen Bettler zu ehelichen. Tröſtet Euch — wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

„O ſpottet nur eines alten Schulkameraden. Falſch ſeid Ihr alle! Doch es ſoll kein Teil zwiſchen mir und Euch in Zukunft gemein ſein; im guten Glauben bin ich auf Eure Seite getreten; jetzt weiß ich, was Ihr wollt — in dieſer Stunde noch verlaſſe ich Euer Lager.“

„Oho — überlaufen wollt Ihr? Das werden wir Euch verleiden! Ihr habt den Fahneneid geschworen, und bei uns erwartet der Wellenberg einen Überläufer! Nehmt ihn fest und bindet ihn!“

Die Züricher griffen zu ihren Waffen und drangen auf Wolfgang ein. In diesem Augenblicke erschien ein Knecht in der Türe und schrie: „Es zieht ein starker Trupp vom Walde herüber!“ Und der Mann hatte seine Meldung noch nicht vollendet, als die Luft schon vom Kampfgeschrei der Angreifenden erdröhnte.

„Verrat!“ schrie der Junker und drang mit geschwungenem Schwerte auf Wolfgang ein. Aber gewandt wehrte dieser den Schlag ab, rannte den verblüfften Knecht in der Türe über den Haufen und eilte hinaus — ihm nach die Züricher. Allein wie sie das Freie erreichten, bot sich ihnen ein Anblick, der sie mit Schrecken erfüllte und nötigte, von der Verfolgung Wolfgangs abzustehen.

Die Sichel des Mondes war soeben im Osten emporgestiegen; in ihrem schwachen Lichte sahen der Junker und seine Gesellen den Hügel oberhalb des Lagers mit weißen Gestalten bedeckt, welche sich mit geflügelter Eile unter dem Rufe: „Maria, die Mutter Gottes!“ von dem das Echo der Bergschluchten widerhallte, auf die schlaftrunkenen Wachen der äußeren Linie warfen. Die Wachen hielten den Anprall nicht aus, und schon wälzte sich der Knäuel von Fliehenden und Verfolgenden dem Hofe zu, wo die Geschütze standen. Umsonst versuchte der Junker, die Flüchtenden zum Stehen zu bringen; erst bei den Geschützen gelang es ihm. Da sammelten sich die aus dem Schlafe emporgeschreckten Züricher,

Der wankende Haufe hielt dem wuchtigen Andrange der erbitterten Bergbewohner nicht stand. (S. 91.)

und es kam zu einem blutigen Handgemenge. Die Tapfersten der Züricher fielen, unter ihnen der Landeshauptmann Frei, fünf andere Hauptleute, mehrere Ratsherren und mancher angesehene Biedermann. Aber die Tapferkeit dieser Leute konnte den Schrecken, den der plötzliche Überfall den Scharen eingejagt hatte, nicht bannen, und der wankende Haufe hielt dem wuchtigen Andrange der erbitterten Bergbewohner nicht stand. Bald waren die Geschütze genommen. Da warf sich die Schar der Züricher in wilder Flucht auf den unteren Heerhaufen, der sich eben zum Kampfe ordnete. Wieder entbrannte ein wildes Handgemenge, und nach einer blutigen halben Stunde löste sich das ganze Heer der Züricher in regellose Flucht auf. Bei derselben büßten aber noch mehr ihr Leben ein als im Kampfe, indem sie bei Nacht in der unbekannten Gegend über Felsen und in Schluchten stürzten oder den ergrimmten Hirten in die Hände fielen. Auch der Junker Frei endete sein Leben durch einen unglücklichen Sturz über eine Felswand im Lorzentobel.

Der Morgen dämmerte, als sich die Sieger auf der Walstatt wieder versammelten. Jubelnd drückten sie sich die Hände. „Allgewonnen! Allgewonnen!“ hieß es. „Gott und Unserer Lieben Frau sei Lob und Dank!“ Nach alter Sitte knieten sie nieder und beteten. Die Beute an Geschütz, Fahnen, Harnischen, kostbaren Gewehren war reich.

Inzwischen war man beschäftigt, die Verwundeten aufzusuchen und ihnen Pflege angedeihen zu lassen. Allen voran eiferte der fromme Pfarrherr von Ägeri, der als treuer Hirt mit den Seinen in den Kampf gezogen war, um den Sterbenden geistliche Hilfe, den Verwundeten leibliche

Pflege zu widmen. Mehr als ein Zwinglianer war froh, in seinen letzten Nöten einen Priester zu finden; denn die neue Lehre hatte damals noch nicht so feste Wurzeln gefaßt. Eben durchging der Pfarrherr die Gefallenen am Fürschwander Hofe. Zwischen Leichen traf er einen Jüngling in seinem Blute, der krampfhaft das Erkennungszeichen der Katholischen, das weiße Tuch, jetzt rot gefärbt, um die Schultern festhielt. Wie der Priester das bleiche Gesicht mit den schönen braunen Locken sah, fuhr er erschrocken zurück. Er hatte den Sohn des Bannerherrn bei Besuchen in Zug öfters gesehen. „Seid Ihr es, Herr Kolin?“ fragte er niederkniend.

Der Verwundete schlug die Augen auf und lächelte, als er den bekannten Pfarrherrn erblickte. Aber sofort schlossen sich seine Augenlider; er war zu schwach, eine Antwort geben zu können. Der Priester sah es, flößte ihm etwas Wein ein, untersuchte und verband seine Wunde. Es war ein klaffender Schnitt in der rechten Schulter, der bis aufs Schlüsselbein eingedrungen war. Der Blutverlust mußte groß gewesen sein. Der Seelsorger versuchte nochmals, den Verwundeten zu sich zu bringen; aber der Jüngling lag in tiefer Ohnmacht; da spendete er ihm das heilige Sakrament der Ölung. Dann ging er und rief einige seiner Pfarrkinder herbei.

„Der Sohn des Bannerherrn Kolin liegt schwer verwundet da. Macht euch eine Tragbahre und tragt ihn heute noch sorgsam nach Zug hinunter.“

Schleunig wurde der Wunsch des Pfarrherrn ausgeführt.

Wolfgang hatte in der Dunkelheit und Verwirrung des ersten Angriffes einige Augenblicke unbemerkt dem Kampfe

zugesehen. Dann nahm er sich von einem Gefallenen ein weißes Tuch, rasch begreifend, was dieses zu bedeuten habe, und stürzte in die Schlacht.

„Vater, Schwester," sagte er, „ihr sollt wenigstens den Trost haben, daß man meine Leiche unter den Unsern und mit dem Feldzeichen der Katholischen finde."

8.

Ausgesöhnt.

Der Winter hatte seine Vorboten ins Land geschickt; auf den Bergen war schon seit Tagen Schnee gefallen, und nun wirbelten die Flocken auch drunten im Tale, als wollten sie das ganze Land im Sturme nehmen. Der Zugersee schäumte und brauste unter den heulenden Stößen des Nordwestwindes, der graues Schneegewölk an den Bergen dahintrieb.

Hedwig saß am Bette des schwerkranken Bruders. Bewußtlos war er vor einer Woche ins Haus gebracht worden; dann hatte sich ein heftiges Fieber eingestellt.

„Gemütserschütterung," sagte der Feldscherer kopfschüttelnd, „mehr noch als diese Wunde scheint diesen heftigen Paroxismus zu verursachen."

Die Schwester strickte, die Augen auf Wolfgang geheftet. Die alte Magd öffnete leise die Türe; Hedwig erhob sich und verließ geräuschlos das Zimmer.

„Der Herr Pfarrer läßt Euch fragen, wie es mit dem Kranken stehe."

„Er schläft seit gestern abend. Die Hitze und das wirre Reden haben, Gott sei Dank, nachgelassen."

„O das ist gut! Der Doktor hat gesagt, so müsse es kommen, wenn es sich zum Guten wende. Ich habe aber

auch gestern abend im Beinhause jedem der heiligen vierzehn Nothelfer ein Kerzlein angezündet."

Hedwig trat leise wieder an das Krankenbett, und wie ihr Blick so voll Liebe und Mitleid auf dem Angesichte des Bruders ruhte, siehe, da öffneten sich seine Lider, und sein Blick war nicht mehr so starr und trüb wie in den letzten Tagen, sondern klar und seelenvoll. Das Auge schloß sich zwar sofort wieder; aber ein wehmütiges Lächeln flog über die Züge des Kranken — es war kein Zweifel, er hatte seine Schwester erkannt.

„Wölfgang, Wolfgang!" rief die treue Seele, die Hand des Kranken fassend. „Gott und der seligen Jungfrau sei Dank, welche dich uns wieder schenkt!"

Ein schwacher Händedruck war die Antwort, und wieder senkte sich wohltuender Schlummer auf die Augen des Verwundeten. Das Mädchen aber betete: „Nimm mein Opfer an und schenke ihn uns ganz wieder!"

Zwei Wochen waren verflossen. Wolfgangs Genesung hatte solche Fortschritte gemacht, daß er für Stunden sein Lager verlassen konnte, dank der Kraft seiner Jugend und der liebevollen Pflege seiner Schwester. Da kam die frohe Kunde, der Friede sei geschlossen. Nach den beiden verlorenen Gefechten bei Kappel und auf dem Gubel hatte sich Mutlosigkeit des reformierten Heeres bemächtigt, und wie sehr auch die Räte auf Fortsetzung des Krieges drangen und die Prädikanten eiferten: im Lager der Zwinglianer war die Stimmung keine kriegerische. Offen sprach man es aus, die Katholiken seien Biederleute; sie hätten männlich gehandelt und ihr gutes Recht nach Gebühr geschirmt, und Gott habe

gerichtet. So kam es zum Frieden. Auf dem Hofe Deinikon bei Baar traten die Abgesandten unter freiem Himmel auf Sankt Othmarstag den 16. Wintermonat 1531 zusammen — der Ort, die „Bühni" genannt, wird heute noch an der alten Straße unterhalb des Breitholzes gezeigt. Da verhandelten sie die Friedensartikel und umarmten sich unter Freudentränen. Der Bannerher Kolin tat viel zu dieser glücklichen Vereinigung; sein Name steht mit auf der denkwürdigen Urkunde. In ihr wurde der alte katholische Glaube den fünf Orten verbürgt, sie in allen ihren Rechten und Herrlichkeiten bestätigt, und Schadenersatz versprochen. Groß war die Freude in den katholischen Kantonen: von Tal zu Tal verkündeten es die Glocken und von Berg zu Berg die Freudenfeuer.

An einem der letzten Tage des Wintermonats zog das siegreiche Heer mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele in Zug ein, um Gott in derselben Kirche Dank zu sagen, von der es zum Kampfe ausgezogen war. Die Wintersonne glitzerte und spielte in den Waffen und Rüstungen der Sieger; unendlicher Jubel erfüllte die Gassen des Städtchens. Auf dem Platze unter den Linden wurde die Beute aufgestellt: einunddreißig Geschütze auf Rädern, mehrere hundert Hakenbüchsen und kostbare Gewehre, sechs eroberte Fahnen, dazu Harnische, Helme und Waffen in bunter Menge.

Wolfgang saß am Fenster und schaute dem Zuge zu. Hedwig stand neben ihm.

„Da kommt der Vater; schau, wie stattlich er zu Pferde sitzt, und wie fest seine Hand das wallende Banner trägt. — Sieh, er grüßt uns."

„Der Gruß hat dir gegolten, Hedwig," erwiderte Wolfgang.

„Auch dir, glaube mir, lieber Bruder. Ich sagte es dir schon gestern, du tust dem Vater unrecht, wenn du wähnst, er werde dir nicht verzeihen.“

„Ich habe ihn zu bitter und zu tief verletzt. ‚Mein Sohn — ein Verräter‘, — das steht unauslöschlich in seiner Seele geschrieben! Nein, er kann es mir nie vergessen,“ klagte gesenkten Hauptes der Genesende.

„Und ich weiß, daß er dir verziehen hat,“ erwiderte die Schwester. „Unser würdiger Herr Pfarrer ist bei ihm im Lager gewesen. Er hat deinetwegen mit dem Vater gesprochen und ihm alles gesagt, wie du nie vorhattest, den Glauben zu verleugnen, und wie die Züricher dein vertrauendes Herz betrogen haben.“

„Und hat er mir Verzeihung verheißen?“

„Er erwartet, und mit Recht, daß du ihn darum bittest; — nicht wahr, du tust es, lieber Bruder?“

„Ich werde es tun; es ist meine Pflicht.“

„Gott sei gepriesen!“ schloß die treue Schwester.

Der Tag ging laut und fröhlich vorüber. Das Haus war voll von Gästen. Die Dämmerung kam und noch hatte Kolin seinen Sohn nicht besucht. Endlich trat Hedwig in die Stube des Genesenden.

„Hat der Vater nach mir gefragt?“ forschte Wolfgang ängstlich.

„Er hat sich einmal nach deinem Befinden erkundigt,“ sagte die Schwester, „dann hatte er den ganzen Tag vollauf mit den Gästen zu tun. Jetzt ist er allein drunten in der Stube.“

„So will ich zu ihm hinunter; aber laß uns vorher ein Vaterunser beten.“

Die Geschwister knieten nieder und beteten; dann stieg Wolfgang, auf Hedwigs Arm gestützt, die Treppe hinunter. Sie traten in die Stube. Der Vater richtete sich auf, und als er seines Sohnes ansichtig wurde, erfaßte ihn eine gewaltige Bewegung. Wohl hatte er dem ehrwürdigen Pfarrherrn versprochen, seinen Sohn mit Ruhe und Liebe aufzunehmen; aber der plötzliche Eindruck war zu überwältigend. Zürnend blickte sein Auge auf den Jüngling, und mit hartem Tone sagte er: „Mädchen, wen bringst du hier?"

„Vater, Vater! redet nicht so — es ist Euer Sohn, Euer reumütiger Sohn —"

„Er hat sein Land verleugnet, seinen Glauben verleugnet —"

„Und Gott hat ihn heimgesucht und erbarmungsvoll zurückgeführt. Wo Gott verziehen hat, da sollt auch Ihr verzeihen. An uns allen hat er Barmherzigkeit geübt und uns wider jede menschliche Hoffnung diesen glorreichen Sieg verliehen. Wie könnt Ihr an diesem Tage der Erbarmung hart und unerbittlich sein? Und dann, hat er seinen Fehltritt nicht dadurch gesühnt, daß er im Kampfe für unsern heiligen Glauben seine Wunde empfing?"

Die Worte der Jungfrau machten einen tiefen Eindruck auf den Vater; er sah auf seinen Sohn, der flehend vor ihm niedergesunken war, und sprach in milderem Tone: „Du hast eine gute Fürsprecherin, Wolfgang. Um Gottes willen, der uns diesen herrlichen Sieg verlieh, und um deiner Schwester willen, die für dich bittet, verzeihe ich dir und nehme dich wieder als Sohn an."

„Gott und die heilige Jungfrau seien gepriesen in Ewigkeit!" rief Hedwig.

Und der Bannerherr hob seinen Sohn auf und gab ihm den Versöhnungskuß.

Bald kam das heilige Weihnachtsfest. An diesem schönen Tage durfte Wolfgang zum erstenmal das Haus verlassen. Sein erster Gang war nach Sankt Oswald. Dort empfing er neben Vater und Schwester das Brot der Engel, den Friedensfürsten; noch nie hatten die drei den Gesang der Engel so gut verstanden wie diesmal:

„Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind!“ Am Abend sang Wolfgang dem Vater und der Schwester ein schönes Weihnachtslied, und Hedwig begleitete die schlichte Melodie auf ihrer Harfe. Das Lied lautete:

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Ein seltsames Gedicht.

Das sang von einem Kinde
In einer Krippe klein,
Rings brauseten die Winde,
Es ging durch Mark und Bein.

Das sang von einer Frauen,
So überirdisch schön,
Wie Lilien auf den Auen
Bei rauhen Dornen stehn.

Das sang von Engelchören,
Von süßem Liederschall:
„Gott in der Höh' sei Ehre,
Friede den Menschen all!“

Und als im Herz erklungen
Dies himmlische Gedicht,

Da hat die Nacht durchdrungen
Ein freudig Friedenslicht.

Das strahlet gar so helle
Durch meine Seele hin,
Muß stets nun an der Schwelle
Des armen Stalles knien.

Muß schauen mit Vertrauen
Aufs holde Kindelein,
Muß flehn zur lieben Frauen,
Sie soll mir Mutter sein!

Ich hab' gesehnt, gerungen
Und fand den Frieden nicht,
Bis mir ins Herz gedrungen
Dies göttliche Gedicht.

So sang der Jüngling, und alle drei dankten dem göttlichen Kinde, das mit seinem Frieden in ihre Herzen eingekehrt war.

Dann hatte Hedwig eine Unterredung mit ihrem Vater. Sie dauerte lange; endlich sagte er: „Gehe und bringe das Opfer, das du gelobt hast. Sei eine reine Braut Christi; bete für uns und unser Land."

Auch Wolfgang hatte nicht lange nachher mit dem Vater zu reden. „Vater," sagte er, „es drängt mich, meinen Fehltritt zu sühnen. Ich habe, von irdischer Liebe verblendet, mein Schwert den Feinden unserer Kirche geliehen. So will ich denn aller irdischen Liebe entsagen und meinen Arm der Verteidigung unseres Glaubens weihen. Ich gehe nach Italien und will um das Ordenskleid des hl. Johannes des Täufers flehen. Seine Ritter haben in diesen Jahren Rhodus so heldenmütig verteidigt; in ihren Reihen möchte ich kämpfen und, wenn es Gottes Wille ist, fallen."

Da flammte das Auge des Bannerherrn, und er sagte: „Ziehe hin, mein Sohn, und weihe deinen Arm dem Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit! Geht, geht, meine Kinder! wenn euch Gott haben will, so will ich euch nicht zurückhalten.“

Als der Frühling kam und der Schnee auf den Bergen schmolz, schieden die beiden Geschwister von Zug. Hedwig ging nach Einsiedeln; dort nahm sie in dem einsamen Klösterlein in der Au den Schleier. Wolfgang zog über die Alpen nach Rom und von da nach Malta, wo er in den Orden aufgenommen wurde. Drei Jahre später, als die Kunde von der Eroberung von Tunis Europa durchflog, meldeten durch die Schweiz heimkehrende Krieger, unter der tapfern Schar der Malteser habe auch ein junger Zuger sich ausgezeichnet und sei von Kaiser Karl zum Ritter geschlagen worden.

Das war eine frohe Kunde, die der Bannerherr von seinem Sohne erhielt. Der würdige Mann lebte noch viele Jahre, von seinen Mitbürgern geachtet und geehrt, bis er endlich hochbetagt im Frieden seine Augen schloß. Sein Andenken ist im Segen. Spätere Geschlechter haben sein Bild in Stein gehauen, und heute noch steht er, von Kopf zu Fuß gewappnet, das Zuger Banner in der Hand, auf der stattlichen Brunnensäule vor dem Hause, das er ehemals bewohnte — ein mahnendes Bild aus einer kraftvollen Zeit, die für Recht und Glauben zu kämpfen und zu siegen wußte.

Lange vor ihm starb drüben in Zürich der Säckelmeister Edlibach. Sein Lebensabend war nicht so milde wie der seines vormaligen Freundes in Zug. Nach dem Tode des Junkers Frei hatte er seine Tochter gegen ihren Willen zu

einer Ehe mit einem andern vornehmen Züricher vermocht. Die Ehe war aber unglücklich, und Agnes starb bald. Darob grämte sich der alte Mann, und noch ein anderer Wurm nagte an seinem Herzen — bittere Gewissenszweifel. Er war nie von der neuen Religion überzeugt gewesen, und nun fühlte er sein Ende nahen. Es ereilte ihn, bevor er in diesen Kämpfen zu einem Entschlusse gekommen war. Nach seinem Tode verließ die alte Regula Zürich; sie wollte das Glück haben, mit den Tröstungen der katholischen Religion sterben zu können.

Hedwig verlebte lange Jahre voll heiliger Ruhe im Klösterlein in der Au; Gebet und Arbeit kürzten die Stunden. In Demut und Liebe leuchtete sie den frommen Schwestern allen vor, gleich einer reinen, duftenden Lilie unter den Blüten des Gartens. Als die ehrwürdige Äbtissin starb, wurde die Schwester Maria von der Opferung — so lautete Hedwigs Klostername — einstimmig zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Unter ihrer milden Leitung erreichte das Kloster die schönste Blüte. Endlich nahte auch ihr Ende; es war sanft und heilig wie ihr Leben. „Ich komme, ich komme," sagte sie in ihren letzten Augenblicken mit verklärtem Antlitze. „Heilige Engel, führt mich zu meiner Mutter, zu meinem Bräutigam." Die guten Nonnen weinten sehr, da sie ihre ehrwürdige Mutter in das Grab senkten.

Als die ersten Rosen auf ihrem Hügel blühten, kam eines Nachmittags der gnädige Abt von Einsiedeln mit einem fremden Pilger an die Klosterpforte. „Macht uns euern Gottesacker auf, Schwester Juliana; der Pilger hier möchte eines eurer Gräber sehen." Die Pförtnerin folgte verwundert

dem Befehle des Abtes und staunte nicht wenig, als sie den hochgewachsenen greisen Pilger entblößten Hauptes am Grabhügel der letzten Äbtissin niederknieen sah. Lange weilte er da im Gebete; als er sich erhob, brach er eine weiße Rose, die ihren Kelch soeben entfaltet hatte.

„Es ist der Bruder eurer seligen Äbtissin," sagte der Abt zu den verwunderten Nonnen, „ein Malteserritter. Er ist nach Maria-Einsiedeln gekommen, um seinem Gelübde gemäß das Schwert, welches er vorigen Herbst bei Lepanto gegen die Türken führte, in der Gnadenkapelle aufzuhängen. Der andere Zweck seiner Reise, die liebe Schwester, welcher er viel verdankt, noch einmal zu sehen, ist ihm nicht erfüllt worden — Gott wird die Geschwister aber in der himmlischen Heimat mit einem ewigen Wiedersehen erfreuen."

Am folgenden Morgen reiste der Pilger wieder ab, Italien zu. Und über Jahr und Tag legte auch er sich zur Ruhe, und die Ordensbrüder zu Malta gruben ihm ein Grab und pflanzten weiße Rosen darauf, gerade solche, wie sie auf dem Hügel seiner Schwester blühten, deren Opfer ihm Gnade und Erbarmung bei der Mutter aller Barmherzigkeit verdient hatte.

Lady Nithsdale.

Erzählung aus der Zeit der Kämpfe für die Stuarts.

(1874.)

1.

Auf Schloß Terregles.

Was hier erzählt wird, ist nicht bloße Erfindung. Wir haben den Schauplatz der Handlungen kennen gelernt, die Bildnisse der handelnden Personen gesehen und manche Briefe von ihnen gelesen. Diesen sowohl als den ausführlichen Angaben des Chronisten konnten wir beinahe Zug für Zug die hauptsächlichsten Ereignisse entnehmen, welche die folgenden Blätter schildern. Nur unwesentliche Zusätze haben wir zur Einrahmung der Begebenheiten beigefügt.

Droben im südlichen Schottland erhebt sich unfern der alten Stadt Dumfries, an die Uferhügel des Nith's angelehnt, das Schloß Terregles. Der jetzige Bau würde freilich mit mehr Recht eine herrliche Villa genannt; denn die Türme und Wälle sind längst verschwunden, und die alte Burg selbst hat einem großen, glänzenden Hause in italienischem Stile weichen müssen. Wenn man heutzutage vom Flußufer aus den Park betritt, der in weitem Kreise das Schloß umkränzt, und auf wohlbesorgtem Pfade, unter dem Geäste schattiger Buchen und alter graumoosiger Fichten hinwandelnd, die breite Taxusallee erreicht hat, eröffnet sich plötzlich über einen freundlichen Wiesengrund hinweg, auf dem zahme Rehe grasen, ein bezaubernder Anblick. In vier Terrassen erhebt sich der Hügel, dessen höchste Plattform von dem Schlosse gekrönt wird. Breite Granittreppen führen empor; in weißen Marmorvasen entfalten an ihren Seiten während der Sommermonate tropische Blumen ihre farbenprächtige Kelche. Steigt man die glatten Stufen hinan, so geht der mit schimmerndem Sande bestreute Weg zwischen Rasenplätzen hin, aus deren saftigem Grün Teppichbeete in buntem Schmelze winken. Die mannigfaltigsten Ziersträucher und weiterhin die hohen Bäume des Parkes umrahmen den Blumengarten.

Auf der oberen Terrasse spielt der Sonnenstrahl in einem plätschernden Springbrunnen. Inmitten eines weiten Beckens aus dunklem Marmor steht, von Meisterhand gemeißelt, eine Gruppe Tritonen, welche auf Delphinen sich tummelnd aus ihren Muscheln mächtige Wasserstrahlen hoch in die Lüfte emporsenden. Im Glanze des Regenbogens flimmernd fällt

das Wasser in die breite Marmorschale, über deren Rand es wie ein duftiger Schleier in den tieferen Behälter hinabfließt. Von diesem Springbrunnen aus genießt das Auge einen überraschenden Ausblick. Abwärts schweift es über die Wipfel des Parkes hinweg auf das Tal des Niths mit seinen Kornfeldern und grünen Weiden, und weit, weit hinaus nach Osten, Süden und Norden über die Kämme dunkler Wälder und die sanften Wellenlinien ferner Hügelreihen, bis in blauer Ferne Himmel und Erde verschwimmen. Und erst das Schloß! Seine weißen Säulen, seine Balkone, von denen blühende Schlingpflanzen ihre Ranken bis zur Erde herabsenken, die hohen Spiegelfenster, die zierlichen Balustraden um das flache Dach, zu welchen üppiger Eppich seine Blütendolden emporträgt — alles, was das Auge sieht, verkündet, daß hier Reichtum und Kunstsinn sich vereinten, um einen jener feenhaften Landsitze zu schaffen, an denen Britannien so reich ist.

In der Tat zählen die Maxwell — ihnen ist das herrliche Schloß mit seinen Gärten zu eigen — zur Blüte des schottischen Adels, und wenn sie auch nicht mehr, wie ihre Ahnen, die alten Nithsdale, von hier aus die ganze Grafschaft des Niths beherrschen, so gehören ihnen doch noch weite Landstrecken und mancher Edelsitz.

Noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts stand die alte Burg, wie wir sie im vergilbten Holzschnitte des Chronisten erblicken. Der weitläufige, unregelmäßige Bau mit spitzen Giebeln und schmalen Bogenfenstern war von Wällen und Türmen umschlossen. Dazumal bewohnte die Burg William V., der letzte Graf von Nithsdale, und seine schöne,

tugendreiche Gemahlin Winifrida Herbert, die edle Tochter des Herzogs von Powis und Montgomeri, deren Namen man nicht vergessen wird, solange das echte Gold wahrer Treue und Liebe unter den Menschen noch Wert und Währung hat.

Im Jahre 1700 war sie dem Grafen vom Hofe der verbannten Stuart zu Saint-Germain als Gemahlin nach Schottland gefolgt. Unter dem stillen Wirken der neuen Herrin gewann die alte düstere Burg zusehends ein traulicheres Ansehen. Lady Nithsdale war eine Freundin der Gartenkunst. Unter ihrer Leitung wurden die Terrassen, die jetzt noch eine Zierde des Parkes sind, und der Springquell angelegt; eine Rasenbank in seiner Nähe trägt heute noch ihren Namen. Später schenkte ihr Gott Kinder; nun verflossen ihre Tage, von den süßen Mutterfreuden und Mutterfreuden durchflochten, in stiller Abgeschiedenheit. So hatte es den Anschein, als sollte sie im häuslichen Kreise wirken, bis sie sich dereinst an der Seite der Ahnfrauen in der Schloßkapelle zur Ruhe legen würde. Aber der Strom der Ereignisse faßte sie und riß sie fort von ihren lieben Gärten, von ihrem stillen Schlosse, von ihren Kindern, von dem Boden ihrer Heimat — hinaus in die kalte, friedlose Welt.

Das Jahr 1715 brachte den Anfang dieser Wirrsale.

Es war am Schlusse des Monats August. Ein klarer Sommerabend hatte seine milde Pracht über Schloß und Landschaft ausgebreitet. Der Graf und die Gräfin saßen an einem Erkerfenster, über verschiedenes plaudernd, was sich auf Haushalt, Gesinde und Nachbarn bezog. Dann fesselte

der schöne Sonnenuntergang ihr Sinnen, und still blickten sie auf die weite Gegend hinaus, über die sich nach und nach die Schatten der Dämmerung legten. Unmerklich verloren die Bäume des Parkes erst ihre Farbenfrische, dann die bestimmten Umrisse, und endlich verschwammen sie mit den dahinter liegenden Gründen zu dem dunkeln Mantel, in welchen die schlummernde Erde sich hüllte. Droben am Himmel aber trat Stern um Stern hervor, erst schüchtern flimmernd, dann heller und heller leuchtend, bis sie alle wie eine freundliche Engelschar auf die traumselige Welt herniederschauten.

Der Graf hatte sein Haupt in die Hand gestützt und sah sinnend in die Nacht hinaus; seine Gattin blickte zu den Sternen empor und legte, ebenfalls in Gedanken versunken, die Hände in den Schoß. So hatten sie eine gute Weile gesessen, als die Gräfin mit sanfter Stimme sprach: „William, welch ein schöner, ruhiger Abend!“

„Ja, Winifrida,“ sagte der Graf.

„Er erinnert mich an jenen unvergeßlichen Abend von Saint-Germain,“ fuhr sie fort. „Weißt du noch, William, wir saßen auf der Terrasse des Schlosses, den riesigen Buchsbaumpyramiden gegenüber — es war am Abende unserer Verlobung. Wir betrachteten auch die Sterne und wünschten, daß es lauter Glückssterne sein möchten für uns, unsere Heimat und unsern schnöde verbannten König.“

„Wohl erinnere ich mich,“ erwiderte der Graf. „Und wie wir so in unseres Herzens Glückseligkeit plauderten, kam er selber, der hohe Verbannte, und gesellte sich herablassend zu uns. Damals habe ich den Schwur getan, den letzten Tropfen meines Herzblutes für ihn und seinen Sohn, für

unser rechtmäßiges, angestammtes Königshaus und für unsere heilige römisch-katholische Religion zu verspritzen. Jakob II. ist seither gestorben. Die strenge Buße, die er als Verbannter übte, hat die Fehler seiner Jugend selbst in den Augen der Feinde ausgelöscht. Seine Milde und Demut rührte den mächtigen Ludwig XVI. so, daß er dem Sterbenden gelobte, dessen Sohn als König von England und Schottland anzuerkennen und ihm zu seinem Rechte und zu seiner Krone zu verhelfen."

„Ludwig hat sein Versprechen nicht gehalten," sagte Winifrida.

„Noch nicht," erwiderte der Graf.

„Und er wird es nicht mehr halten," fügte die Gemahlin entschieden bei. „Er kann es nicht mehr halten; sein Stern ist selbst im Sinken. Weißt du, was mir meine Schwester, die Äbtissin von Brügge, schrieb?"

„Es ist wahr, die letzten Nachrichten über Frankreich lauten betrübend," räumte der Graf ein. „Allem Anscheine nach wird der viel gefürchtete Monarch bald vom Schauplatze seiner Taten abtreten müssen."

„Und dann stehen unsere Angelegenheiten hoffnungsloser denn je. Sein Enkel ist noch ein Kind; der voraussichtliche Regent hat nie große Teilnahme für unsern Fürsten gezeigt. Ihr müßt euch nun selbst helfen und zwar jetzt, da nach dem Tode der Königin Anna der Thron frei steht; jetzt, da die Whigs gegen alles Erbfolgerecht den Hannoveraner herbeirufen; jetzt, da es in Irland gärt, da Schottland durch die aufgedrungene Vereinigung mit England bis ins Mark erschüttert ist; jetzt müßte gehandelt werden. Wenn

der König von Frankreich ein paar Schiffe ausrüstete, wenn Bolingbroke Mut und Entschlossenheit besäße, wenn der edle Sprosse der Stuarts, der Ritter von Saint George [1], sich in die Mitte seiner treuen Bergschotten stellte, so müßte der Sieg unsere gute Sache krönen."

„Jawohl, meine feurige Diplomatin," antwortete der Graf, „wenn England noch katholisch wäre! Du kennst sie nicht, die furchtbare Macht, die den protestantischen Kurfürsten von Hannover schützt. Diese anglikanischen Prälaten beben in unendlicher Furcht vor dem Wiederaufblühen des katholischen Glaubens, vor dem Verluste ihrer reichen Pfründen. Und im Bunde mit ihnen stehen die presbyterianischen Fanatiker hier in Schottland. Weißt du denn nicht, wie sie den alten, glühenden Haß der Irrlehre gegen die Kirche schüren und zur hellen Lohe anfachen? Haben sie nicht darum vor kaum dreißig Jahren Jakob II., den geweihten und gekrönten König, durch offene Empörung aus dem Lande verjagt, sie, die seit anderthalb Jahrhunderten die Katholiken als Reichsfeinde verschrieen hatten? — Seitdem der Ritter von Saint George es abgelehnt hat, seinen katholischen Glauben zu verleugnen oder doch wenigstens zu verheimlichen, hat er wenig Hoffnung, das Erbe seiner Väter anzutreten."

„Gerade dieser edle Freimut und diese wahrhaft heroische Glaubenstreue," entgegnete die Gräfin, „mit welcher der Erbprinz erklärte: ‚Um keine Krone der Welt werde ich heucheln oder wechseln', muß ihm das Zutrauen

[1] So nannte sich im Auslande der Sohn König Jakobs II., der rechtmäßige Erbe der britischen Krone.

aller Ehrenmänner erobern! Diese ritterliche Ehrenhaftigkeit ist ein Grund mehr, Gut und Blut für ihn und sein heiliges Recht einzusetzen!"

„Das wird unsere Pflicht sein, sobald der Prinz es von uns verlangt."

„Gewiß; dann wirst du den Überlieferungen deines Hauses treu bleiben, daran zweifle ich nicht," fuhr die Gräfin eifrig fort. „Aber hat unser Fürst diese Aufforderung nicht schon so gut wie gestellt? Wollt ihr warten, bis er herüberkommt und euch bittet, das Schwert für ihn zu ziehen? Würde es nicht des schottischen Adels würdiger sein, mit kühner Tat die ledige Krone ihrem einzig rechtmäßigen Herrn zurückzuerobern? — Rafft euch auf! Der Anhänger des Prinzen sind ja viele; die angesehensten Herren Schottlands stehen auf seiner Seite; versucht es jetzt, wo die Whigs drunten in London vollauf zu tun haben, hier oben im Herzen Schottlands das Banner der Stuarts zu entfalten!"

Graf Nithsdale stand auf, ergriff die Hand seiner Gattin und sagte: „Weib, das Blut der Herzoge von Powis und Montgomeri rollt in deinen Adern! Daß du bereit bist, alles für die heilige Sache des Rechtes und der Religion zu opfern, wußte ich; aber es freut mich, es auch aus deinem Munde zu hören. So vernimm: wir werden handeln. Nur um dein Herz nicht vor der Zeit mit Angst zu erfüllen, habe ich dir nichts von unsern Plänen gesagt. Der Prinz wird selber nach Schottland kommen. Ich habe mein Wort den Häuptern des Hochlandes verpfändet. Sobald die Nachricht eintrifft, daß sie in den Bergen droben das Feldgeschrei der Stuarts erheben, werden auch wir, die Lords Deventwater, Widdring-

ton, Kenmure, Nairn, Carnwath und andere Grafen und Herren, uns bewaffnen und im Sturme hinab nach London ziehen, um den Tories in England die Hand zu reichen zum Sturze des Usurpators und zur Krönung unseres angestammten Fürsten."

„Gott segne euer Unternehmen!" rief die Gräfin. „Wer ist euer Anführer?"

„Hier in Schottland der Graf von Mar; die Abteilung, welche nach dem Süden ziehen soll, wird Lord Kenmure befehligen," antwortete Nithsdale.

„Lord Kenmure?" fragte Winifrida erstaunt. „Aber du übertriffst ihn sowohl an Ansehen als an Kriegserfahrung."

„Allein ich bin Katholik; die Herren fürchten, das möchte die Presbyterianer abwendig machen," sagte der Graf gelassen. Nach einer Pause fuhr er fort: „Ich erwarte nun beinahe stündlich einen Boten vom Hochlande. Wenn er kommt, so scheide ich und lasse dich mit den Kindern allein auf Terregles. Sollte mir etwas Menschliches begegnen, so möge Gott dich trösten. Bete dann für mich, erziehe unsere Kinder in der Furcht des Herrn und präge ihnen unauslöschlich den Wahlspruch ihres Vaters ein: ‚Treu der Kirche und den Stuarts!'"

Der Graf hatte bei diesen Worten Winifrida an seine Brust gezogen; sie schlang ihren Arm um seinen Nacken und küßte ihn unter Tränen. „Siehe da," sagte er, „ich glaubte dich stark und habe dir alles gesagt, und nun weinest du!"

„Ich bin auch stark, William," erwiderte sie; „mein Wille ist stark und fest, wenn auch mein schwaches Herz blutet."

Es trat eine Pauſe ein; im Vorgefühle baldiger Trennung ſchauten ſie ſchweigend in die Nacht hinaus. Der Mond war eben aufgegangen; zu ihren Füßen lag die Landſchaft wie ein dunkler Teppich ausgebreitet. Die Bäume rührten keinen Zweig, durch die feierliche Stille drang nur das Rauſchen des Springbrunnens, welcher die im Mondſcheine wie flüſſiges Silber leuchtenden Wellen ſteigen und fallen ließ.

Nach einer Weile ſagte der Graf: „Noch eins, liebe Winifrida. Wir müſſen auf alles gefaßt ſein. Geſetzt, was ich nicht glaube, das ganze Unternehmen mißlänge, ſo müßte ich natürlich nach Frankreich fliehen, und drunten in London würden ſie ſich beeilen, meine Güter als die Habe eines Hochverräters einzuziehen. Dann vergiß ja nicht, das eiſerne Käſtchen in Sicherheit zu bringen, welches in dem geheimen Fache meines Wandſchrankes drüben in meinem Schlafzimmer ſteht. Es enthält die Dokumente, die meinem Sohne die Erbfolge der Maxwell zuſichern. Wenn ſie unſern Feinden in die Hände fielen, ſo müßte wahrſcheinlich das unſchuldige Kind die Handlungsweiſe ſeines Vaters entgelten; bleiben ſie aber verborgen, bis der erſte Zorn des Uſurpators verraucht iſt, ſo wird die Erbſchaft keine Schwierigkeit haben. Doch horch — da ſchlägt es ſchon zehn Uhr. Der Tee wird auf uns warten; trockne deine Augen und laß keine Seele etwas von dem ahnen, was wir eben geſprochen haben.“

Das anſtoßende Gemach, in welches der Graf und die Gräfin traten, war durch Hängelampen hell erleuchtet, der Tiſch gedeckt und die zierlich geſchnitzten, mit den Wappen der Nithsdale geſchmückten Polſterſtühle bereit geſtellt. Die

Gräfin zog die Glockenschnur; ein alter Diener trat in die Türe, verneigte sich und brachte in silbernen Kannen das dazumal noch seltene, duftende Getränk des fernen Ostens.

„Hat sich kein Fremder gemeldet?“ fragte der Graf.

„Niemand, Mylord,“ antwortete der alte Mann. „Das heißt, eben war einer da, ein zerlumpter Hochländer mit seinem Dudelsack; er verlangte ganz unverschämt, augenblicklich Eure Lordschaft zu sprechen; natürlich wies man ihn ab.“

„Ein Hochländer? Hat er gesagt, er habe eine Botschaft an mich?“

„Freilich, so sagte der Bursche,“ erwiderte der Diener; „aber man kennt solche Bettlerkniffe. Ich gab ihm ein Almosen, das er jedoch, sonderbar genug, zurückwies, und schob ihn zur Türe hinaus. Doch hören Mylord nur, der Bergschotte hat die Frechheit, zu so später Stunde drunten im Hofe auf seiner Sackpfeife zu blasen.“

Wirklich tönten die heisern Klänge des sonderbaren Instrumentes herauf. „Bring den Hochländer augenblicklich her, Richard, hörst du?“ rief der Graf, sichtlich erregt.

„Den Sackpfeifer? — hierher in den Saal?“ — fragte der alte Diener, der seinen Ohren nicht traute.

„Unverzüglich!“ wiederholte drängend Lord Nithsdale.

Als der Diener die Türe hinter sich geschlossen hatte, sagte der Graf zu seiner Gattin: „Fasse dich, Winifrida! Wenn mich nicht alles täuscht, so erhalten wir entscheidende Botschaft.“

Es dauerte nicht lange, da öffnete sich die Türe wieder, und eine stämmige Gestalt trat mit dem Diener ein. Der

Mann trug die malerische Tracht der Bergschotten. Die Mütze mit der Spielhahnfeder und den Bändern saß ihm keck auf der rechten Seite des Hauptes, der buntgewürfelte Plaid legte sich malerisch um die Schultern, der breite Gürtel mit dem schottischen Schoßpelze, die farbigen Strümpfe, welche die Kniee bloß ließen, — alles verriet den Hochländer und stand der markigen, breitschulterigen Gestalt desto trefflicher, je seltsamer es gegen die steife Tressenkleidung und die gepuderte Perücke des alten Dieners abstach.

Der Pfeifer verbeugte sich und fragte, ob er die Ehre habe, vor dem Grafen Nithsdale zu stehen. Als es bejaht wurde, verlangte er seine Lordschaft allein zu sprechen. Der Graf winkte dem Diener und sagte, als dieser den Saal verlassen hatte: „Nun, was bringt Ihr uns?“

Der Pfeifer blickte auf die Gräfin und zögerte.

„Sagt Eure Botschaft immerhin, wie sie auch laute,“ sprach der Graf. „Es ist meine Gemahlin, vor der sich kein Freund der Stuarts zu verbergen braucht.“

Der Bergschotte trat näher; forschend richtete er sein von dunkeln Brauen überschattetes Auge auf die Züge des Grafen und stellte die sonderbare Frage, welche das Losungswort der Jakobiten war: „Wann wird der Fuchs gejagt?“

„Um Mitternacht,“ erwiderte der Graf. „Ihr seid vorsichtig, Mann.“

„So habe ich Euer Lordschaft eine wichtige Nachricht zu übergeben,“ sagte der Bursche und zog einen Streifen Papier aus seinem Gürtel hervor. Der Graf nahm ihn und las: „Lieber Willi! Tut uns den Gefallen und kommt mit Eurer Meute zur großen Fuchsjagd. Wir sind schon

luſtig dran; zu Brämar ging's los heute, den 26. Auguſt. Jetzt geht es das Land hinab; in London wollen wir mitſammen den Pelz verkaufen." — „Alſo in Brämar ging die Jagd los — waret Ihr dabei?"

„Das will ich meinen," ſagte der Hochländer, „und es war ein fröhlich Pirſchen, meiner Treu! Jetzt ziehen ſie herab von den Bergen, wohl achttauſend Mann ſtark, gerade auf Perth los. Von allen Höhen und Tälern läuft es ihnen zu; ſie wachſen an wie die Waſſer des Tay, wenn im Frühjahre der Schnee ſchmilzt. Ich aber wurde vom Grafen von Mar zu Euch geſchickt, daß Ihr Euch ſputet und den Tanz auch hier unten im Tieflande anhebet. Tag und Nacht bin ich gelaufen durch Wald und Berg, um die wichtige Kunde Euch zu bringen."

Der Graf zog die Klingel und ſagte dem Diener: „Raſch, Richard! Alles ſoll drunten in der großen Halle ſich verſammeln!"

Einige Minuten ſpäter läutete die Schloßglocke; Türen flogen auf und zu, haſtige Tritte ſtürmten durch die langen Korridore, die Treppen hinauf und hinab; raſch wurde Frage und Antwort gewechſelt, und von allen Seiten eilte die zahlreiche Dienerſchaft nach der großen Halle des Schloſſes.

Der Graf und die Gräfin traten ein. In kurzer, aber feuriger Rede teilte Rithsdale den Verſammelten mit, wie der Graf von Mar, von dem Prinzen von Wales aufgefordert, das Banner ihres angeſtammten Fürſten entfaltet habe; Tauſende treuer Bergſchotten hätten ſich um das alte, ruhmgekrönte Feldzeichen geſchart und ſeien auf dem Zuge nach Perth. „Auch an uns," fuhr er begeiſtert fort, „ſtellt

Fürst und Vaterland dieselbe Forderung. Nach dem Beispiele meiner Anherren, namentlich meines in Gott ruhenden Vaters, der unsere Stammburg, die Feste Carlaverock, zur Zeit Jakobs II. so heldenmütig verteidigte und nur auf den Befehl des vertriebenen Monarchen dem Feinde übergab, bin ich entschlossen, Gut und Blut für Fürst und Vaterland im Kampfe gegen jene Partei einzusetzen, welche jetzt widerrechtlich die Krone Englands einem Fremden verhandelt hat. Auch von euch, meine Treuen, erwarte ich denselben vaterländischen Mut; denn ich kenne eure Gesinnung. Zieht also eure Degen und ruft mit mir: ‚Heil König Jakob, dem achten von Schottland, dem dritten von England!'"

Da blitzten im Fackelscheine die Schwerter, und die Wölbung der Halle dröhnte wieder von dem begeisterten Rufe: „Heil unserem König! Heil dem Sprossen der glorreichen Stuarts!"

Der Graf befahl, daß sofort mehrere zu Pferde säßen, um den benachbarten Lords Briefe zu überbringen, die schon geschrieben bereit lagen. Dann ließ er Wein und Whisky in die Halle bringen und hieß den Speisemeister Fürsorge treffen, um sowohl die eigenen Leute als die Gäste, welche er vor Tagesgrauen erwarte, reichlich zu bewirten. Mit dieser Weisung eilte er nach den wohlversehenen Waffenkammern und verteilte mit vollen Händen Büchsen und Schießbedarf an seine Leute.

Das war ein Drängen und Treiben auf dem sonst so friedlichen Schlosse! Drunten in der weitgewölbten Küche loderten mächtige Feuer auf verschiedenen Herden, und an den riesigen Bratspießen, woran man halbe Ochsen auf einmal braten konnte, schmorten bald die saftigen Stücke.

Droben aber in der großen Halle waffneten sich die Knechte, putzten ihre Büchsen und fegten Schwerter und Piken blank. Dazwischen kreiste der Becher; Freude und Begeisterung machte sich Luft in den alten schottischen Volksliedern, die aus kräftiger Brust gesungen und von den Tönen des Hackbrettes und der Sackpfeife begleitet wurden. Vor allen war es der alte Kastellan, ein Greis mit dem Feuer der Jugend, um welchen sich die jüngeren Gesellen drängten. Redselig teilte er von seiner reichen Erfahrung mit; denn schon manche Feldzüge hatte er mitgemacht und mehr als einmal sein Schwert für das schottische Königshaus geschwungen. Auch diesmal gedachte er nicht aus der Ferne dem Waffentanze zuzusehen; er war einer der ersten, welche den Grafen um die Erlaubnis baten, mit in den Kampf zu ziehen, und als ihm seine Bitte bewilligt war, glaubte er sich um dreißig Jahre verjüngt: so kräftig schlug das alte Kriegerherz.

Rasch verging unter diesen Rüstungen die Sommernacht. Unter dem Schutze ihres Schattens trafen truppweise nach und nach viele Anhänger der Stuarts auf dem Schlosse ein. Sie kamen von den vielen Besitzungen des Grafen, von benachbarten Edelhöfen und Schlössern; jede neue Schar vermehrte den Jubel in der Schloßhalle, während die Führer vom Grafen droben im Saale empfangen und von der Gräfin bewirtet wurden.

Der Morgen dämmerte, als Lord Nithsdale die Waffenrüstung anlegte. Seine Gattin half ihm den blanken, mit Gold und Silber reich verzierten Brustharnisch festschnallen. Obschon nämlich das Zeitalter der eisernen Ritter bereits der seidenen Hofkleidung Ludwigs XIV. mit Goldtressen,

Perücken und Dreispitz Platz gemacht hatte, pflegten doch die Reiteroffiziere als kriegerischen Schmuck Helm und Brustharnisch zu tragen. So steht denn auch Graf Nithsdale in seinem Bilde, das heute noch in der Reihe der andern Ahnenbilder den großen Saal des neuen Terregles schmückt, in seinem Brustharnisch da, die eine Hand leicht in die Seite, die andere auf den neben ihm stehenden Helm gestützt. Sein schönes ovales Antlitz mit den ernsten, dunkeln Augen unter den kräftigen Brauen mag an jenem Morgen mit demselben männlichen Ernste, der heute noch aus den edeln Zügen spricht, auf sein liebes Weib geblickt haben. Winifridas großes, blaues Auge aber, das uns so seelenvoll anschaut, hat sich wohl damals mit heißen Tränen gefüllt.

Als der Harnisch festgeschnallt war, sagte der Graf: „Winifrida, lebe wohl," und zog sie an das kalte Eisen, das seine pochende Brust umschloß.

„Lebe wohl, William," erwiderte sie; „möge mich Gott dich als Sieger am Hofe Jakobs III. sehen lassen! Jetzt komm und segne deine Kinder, bevor du scheidest."

Sie öffnete eine Seitentüre und führte ihn über einen Korridor zu dem Zimmer, in welchem die Kinder, trotz des nächtlichen Getümmels im Schlosse, ruhig geschlummert hatten. Leise trat der Krieger ein; die Gräfin lüftete die schweren Fenstervorhänge. Da fielen die hellen Strahlen des neuerwachten Tages in die Kammer und beleuchteten zwei blendend weiße Bettchen. In dem einen schlummerte ein Knabe von etwa fünf Jahren mit vom Schlafe hochgeröteten Wangen; in dem andern ruhte das kleine Schwesterlein, das zarte Gesichtchen in den Spitzen seines Häubchens verborgen. Die

Eltern ſtanden eine Weile Hand in Hand und betrachteten die Pfänder ihrer Liebe; dann tauchte der Vater ſeinen Finger in das ſilberne Weihwaſſergefäß und machte dem Knaben das heilige Kreuzzeichen auf Stirne, Mund und Bruſt. Da ſchlug der kleine William ſeine dunkeln Augen auf, und ſein Blick fiel auf den gewaffneten Mann, deſſen Bruſtharniſch eben wie brennendes Feuer in den erſten Sonnenſtrahlen glühte. Der Knabe erſchrak erſt; als er aber ſah, daß es der Vater ſei, richtete er ſich in ſeinem Bettchen auf und ſchlang ſeine kleinen Arme ſchmeichelnd um den lieben Nacken.

„Wo gehſt du hin, Papa?“ fragte er; „und weshalb haſt du heute dein eiſernes Wams angezogen?“

Und als der Vater nur mit einem Kuſſe die Frage ſeines Lieblings beantwortete, ſagte die Mutter: „Papa geht weit, weit fort nach London, und wenn du brav beteſt, darfſt du mit mir auch dahin gehen.“

Da klatſchte der Knabe mit ſeinen Händchen und rief: „O gewiß, Willi wird beten; weißt du noch, wie geſtern abend, da du mich zu Bette brachteſt, Mama?“

Jetzt war aber auch die kleine Anna munter geworden, da ſie die Stimme der lieben Mutter hörte. Sie ſtreckte die Händchen aus den weißen Kiſſen empor und rief nach ihr. Die Gräfin nahm den kleinen Engel, der erſt wenige Worte lallen konnte, in ihre Arme, herzte ihn und gab ihn dem Vater; der küßte das Mädchen und ſegnete es. Dann preßte er aus bewegter Bruſt hervor: „Lebt wohl, lebt wohl! Gott, ſeine gnadenreiche Mutter und die Scharen der heiligen Engel ſeien mit euch!“

Vom Schloßhofe herauf tönte Trompetenschall. „Das ist Lord Kenmure," rief der Graf, „jetzt muß ich scheiden." Nochmals küßte er Gattin und Kinder; dann eilte er zur Tür hinaus, mit der Hand über die feuchten Wimpern fahrend.

Bald bliesen die Trompeten abermals, und Trommelwirbel mischte sich in die kriegerischen Klänge. Die Gräfin war mit den Kindern an das Erkerfenster getreten und schaute in den Schloßhof hinab, der von den abziehenden Scharen gefüllt war. Gerade zogen die ersten Krieger über die Zugbrücke hinaus. In Schritt und Tritt folgte bunt bewaffnet die Schar, wohl tausend Mann, die sich in der Eile zusammengefunden hatten; in Dumfries sollten sie zu den andern Kampfgenossen stoßen. Hoch wehte das alte schottische Banner, der rote Löwe im goldenen Felde. Graf Nithsdale ritt an der Seite Lord Kenmures; nochmals grüßte er empor, dann ging's fort über die Zugbrücke und weiter in den Hohlweg talwärts. Die Gattin folgte ihm mit nassen Blicken, sie sah sein Schwert in der Morgensonne blitzen und den schwarz-goldenen Federbusch über der Menge winken — da taucht er nochmals auf; jetzt ist er verschwunden!

Die Frau wankte hinweg, um in der Hauskapelle sich auszuweinen und im Gebete Kraft und Stärke zu finden. Schweren Stunden ging sie ja entgegen, wie eine innere Ahnung ihr sagte.

2.

Kunde vom Feldlager.

Seit dem Abschiede des Grafen Nithsdale waren nahezu drei Monate verflossen. Der Herbst hatte die Wälder um Schloß Terregles bunt gefärbt und mit vollen Händen seine Farbenfülle verteilt. Und als die Buchen, Linden und Waldkirschbäume eine kurze Zeit gar fröhlich die letzten Strahlen der Herbstsonne über ihre goldfarbenen und purpurroten Zweige und Wipfel hatten spielen lassen, da sandte der Winter von den Eisbergen Skandinaviens herab den rauhen Nord. Dieser brauste über Land und Meer, fuhr in die Forste, riß ihnen den leichten Schmuck hinweg und trieb ihn weit durch die Lüfte, über Feld und Moorgrund, bis die Stämme ihre nackten Arme zum traurigen Winterhimmel emporstreckten. Dichter wurde das Gewölk, und in großen Flocken ließ es den Schnee auf Wald und Feld herabwirbeln, der sich wie ein weiches Kleid um die frierende Erde legte. Und dann kam der Frost, der Zauberer des Nordens, und fügte in einer Nacht das glänzende Geschmeide des Reifes — ungezählte blitzende Edelsteine — um alle Wipfel und Zweige des Waldes.

Auf Schloß Terregles war es still und einsam. Lady Nithsdale brachte die Tage in häuslicher Arbeit hin; ihre

einzige Freude waren die Kinder, welche ſich, wie Knoſpen im Frühling, unter der mütterlichen Sorge Winifridas immer ſchöner erſchloſſen. So war ſie auch an einem ſtürmiſchen Winterabende ſpät im November mit den Kindern beſchäftigt. Sie hatte ihnen aus der Legende der Heiligen und von den Kriegen der alten Schotten erzählt, und Willi mußte ihr nacherzählen. Dann ſagte der Knabe, neben dem Betſchemel der Gräfin knieend, fromm ſein Nachtgebetchen her; das kleine Schweſterchen auf den Armen der Mutter faltete auch die Händchen und lallte die Worte des Bruders nach. Zwar erfaßte es deren Sinn noch nicht; aber in den Augen Gottes, der das Lallen der Unſchuld verſteht, war es doch ein inbrünſtiges Gebet für den fernen Vater.

Das Amen war geſprochen und das heilige Kreuzzeichen gemacht. Die Gräfin erhob ſich, um die Kinder mit Hilfe einer Dienerin zu Bette zu bringen.

„Mutter," ſagte der Knabe, als ſie die Türe des Schlafzimmers öffneten, „wo iſt jetzt der Vater?"

„Weit drunten in England," antwortete Winifrida. „Bete nur! — hörſt du, wie der Sturm an den Fenſtern rüttelt? Der Vater iſt jetzt vielleicht in Nacht und Schnee draußen und friert und hat kein warmes Bett wie du."

„Wenn er friert, warum kommt er nicht heim? Es iſt ja warm in der Stube."

„Das verſtehſt du noch nicht, Willi; der Vater iſt im Kriege und kämpft für den König, und wenn du groß biſt, ſollſt du dasſelbe tun. Und du, Anna, wie habe ich dich gelehrt, wie willſt du den Vater grüßen, wenn er nach Hauſe kommt?"

Das Kind legte sein Händchen an die Lippen und warf einen Kuß dem Bilde des Vaters zu, das ernst aus dem schweren Rahmen niedersah, und stammelte: „Willkomm, Vater!“

Da drückte die Mutter den letzten Kuß auf die Stirne der Kinder, deckte sie zu und überließ sie der Sorge der Amme.

Draußen im Wohnzimmer setzte sie sich mit ihrem Kammermädchen Cäcilia Evans an das lodernde Kaminfeuer, und während sie noch für die Leute des Grafen im Feldlager warme Kleider verfertigten, wurden die tausenderlei Gerüchte besprochen, wie sie in Kriegszeiten auftauchen.

Miß Evans war gewöhnlich ihre einzige Gesellschaft. Sie war als kleines Mädchen auf das elterliche Schloß der Gräfin gekommen und dann mit ihr aufgewachsen. Das treue Herz der Waise und die sanfte Seele Winifridas fanden sich bald, und sie liebten sich fast wie Schwestern. Auch als mit den Jahren der Unterschied der Stände ihnen bewußt wurde, zerriß die Gräfin das Freundschaftsband keineswegs und betrachtete Cäcilia nicht als Dienerin, sondern als eine liebe Gesellschafterin. Als dann der Herzog von Powis und Montgomeri, Winifridas Vater, seinem Könige in die Verbannung nach Saint-Germain folgte, war auch Cäcilia mit nach Frankreich gegangen, und als nach dem Tode des Herzogs der junge Graf Nithsdale gekommen war, um Jakob II. zu huldigen, und die sanfte Winifrida, damals Hoffräulein der Königin, als seine liebe Gattin mit nach Schottland zurückführte, folgte ihr auch dahin das kluge und treue Mädchen. Seither waren sie unzertrennlich; so saßen sie auch diesen Abend strickend und plaudernd am Kamine.

„Alles geht gut, Cäcilia," hatte die Gräfin gesagt. „Graf Mar und der Marquis von Tullibardine sind mit zehntausend Mann wackerer Hochländer nach Perth gezogen und haben diesen wichtigen Platz genommen. Der Ritter von Saint George, schreibt man mir, ist auf der Reise nach Schottland, und wenn er nur einmal den Boden seiner Väter betreten hat, so werden sich ihm auch die Herzen der noch gleichgültigen Untertanen zuwenden."

„Aber nicht die Presbyterianer," erwiderte Miß Evans.

„Die Partei der fanatischen Prädikanten — nein; aber das Volk, warum nicht? Er wird ihnen Religionsfreiheit zusichern. Ich denke, sie werden den heimischen Stuart doch dem Fremdlinge vorziehen! — Auch drunten in England scheint alles gut zu gehen; mein Mann ist mit der Abteilung Kenmures ohne namhaften Widerstand bis tief in Lancashire vorgedrungen; sie müssen jetzt Preston genommen und den Ribble überschritten haben."

„Preston war von jeher eine Unglücksstadt für die Schotten; der Königsmörder Cromwell hat sie dort geschlagen."

„Nun, so werden diesmal die Schotten diese alte Scharte auswetzen! Du scheinst wenig an den Sieg der guten Sache zu glauben, Cäcilia."

„Ich hörte immer, es sei eine alte Weissagung, ein König Eduard werde die Messe in England wieder einführen," sagte die Dienerin.

„Der Ritter von Saint George heißt ja auch Eduard; er heißt Hugo Franz Eduard. Freilich wird er als König den Namen seines Vaters führen."

Cäcilia antwortete nicht. So arbeiteten die Frauen schweigend eine gute Weile. Nichts unterbrach die Stille als das Prasseln des Feuers im Herde und hin und wieder der Schneesturm, der an den hohen Fenstern rüttelte, heulend durch den Kamin fuhr und die verrosteten Wetterfahnen auf den Dächern kreischend umdrehte.

„Es ist eine fürchterliche Nacht," begann die Gräfin wieder. „Gott gnade den Schiffern auf dem Meere! Wo mein Mann in diesem Sturme sein mag?"

„Es ist gerade wie auf Weihnachten anno drei (1703), da die Presbyterianer, aufgehetzt von den Prädikanten von Irongray und Torthorall, uns das Schloß stürmten," sagte Miß Evans.

„Wohl, ich erinnere mich. Der Graf war fort, und ich lag krank im Bette, da stürmte die wilde Rotte herein. ‚Wo ist der Meßpfaff?' brüllten sie, ‚wir wollen in seinen Eingeweiden den Herrgott suchen, den er täglich zu essen vorgibt.' Zum Glücke war der alte Vater Bonaventura, den wir so viele Jahre zum Troste aller umliegenden Katholiken verborgen hielten, trotz Nacht und Wintersturm ausgegangen, um einem armen Sterbenden die letzte Wegzehrung zu bringen, und hatte die heiligen Gefäße mitgenommen."

„Wenn doch der gute Priester noch lebte!" fuhr Cäcilia fort. „Jetzt müssen die treuen Kinder der Kirche ganze Wochen reisen, um irgendwo auf dem Schlosse eines katholischen Edelmannes bei Nacht und Nebel die Tröstungen der heiligen Religion zu genießen."

„Hoffen wir und beten wir!" sagte die Gräfin. „Hat der Prinz von Wales einmal den Thron des heiligen Eduard

bestiegen, so wird er seinen katholischen Brüdern die alten Rechte zugestehen, und wenn die Kirche wieder frei ihre göttliche Lehre verkünden und den Glanz ihres Gottesdienstes entfalten darf, so muß die Sonne der Wahrheit über die Nacht des Irrtums siegen. Mit diesen meinen Augen, hoffe ich, werde ich es noch sehen, daß unser teures Vaterland wieder in die Mutterarme der heiligen Kirche zurückkehrt. — Was war das? wurde nicht die Torglocke gezogen?"

„Es schien mir auch," antwortete Miß Evans, „es wird aber wohl nur der Wind gewesen sein."

„Da ist es wieder," rief Lady Nithsdale aufstehend. „Es muß ein Fremder sein, der in dieser Winternacht ein Obdach sucht — oder wäre es vielleicht ein Bote aus dem Feldlager?"

Schwere Tritte kamen die Treppe herauf; der alte Richard öffnete die Türe und sagte, offenbar in großer Bestürzung: „Der Kastellan ist soeben zurückgekommen; sie sagen, daß — daß sich ein Unfall zugetragen, wie es so im Kriege das wechselnde Glück —"

„Ein Unglück, ihr heiligen Engel! Mein Mann ist verwundet, schwer verwundet, vielleicht schon tot — sagt es, sagt es!" drängte die Frau, welche Schlimmes ahnte.

„Nein, Mylady, beruhigt Euch; es ist nicht so schlimm, Mylord ist nur gefangen und wird zweifelsohne —"

„Gefangen! O dann werden sie ihn nach London in den Tower schleppen und nicht ruhen, bis sein Kopf gefallen ist. Ich kenne sie; ich weiß, wie sie ihn hassen! Gerechter Himmel, welch ein Schlag! — Ihr armen, armen Kinder!" Winifrida bedeckte mit beiden Händen das Angesicht und

sank, vom Schmerze überwältigt, in den Stuhl zurück, von dem sie sich bei der Meldung des Dieners erhoben hatte.

Man überließ sie mit richtigem Gefühle ihrem gerechten Schmerze. Als aber ihre Tränen ruhiger flossen und der erste heftige Sturm vorüber war, fragte der Diener, ob der Kastellan, der im Vorzimmer stehe, eintreten dürfe.

„Ja, führt ihn herein," sagte sie; „ich will alles, alles hören. Nithsdales Weib schämt sich ihrer Tränen nicht."

Der Diener öffnete die Türe und brachte den hochbejahrten Mann herein; die Gräfin hieß ihn am Kaminfeuer sich setzen und bat ihn, die ganze Wahrheit mitzuteilen. In ruhiger, vorbedachter Rede begann der Greis seine Botschaft. „Mylady, Graf Nithsdale selber sendet mich und hat mir zur Beglaubigung meines mündlichen Berichtes und zu Eurer Kenntnis dieses Briefchen mitgegeben." Der Kastellan zog aus der Brusttasche ein in Eile beschriebenes Papier und überreichte es seiner Herrin; zitternd vor Aufregung las die Gräfin die folgenden Worte:

„Teure Winifrida!

Wann du diese Zeilen liesest, befinde ich mich als Gefangener bereits auf dem Wege zum Tower. Es wird wohl so viel nicht zu bedeuten haben. Sorge für die Kinder und vergiß das eiserne Kästchen nicht! Wie sich alles begeben hat, wird dir der alte treue Kastellan erzählen.

Gott stärke dich und deinen

William.

Preston, auf Gertrudistag (15. Nov.) 1715."

Lady Nithsdale legte das Papier neben sich auf den Tisch und bedeckte eine Weile ihr Antlitz mit beiden Händen. Cäcilia sah, wie die Herrin nach Fassung rang und betete. Endlich wurde Winifrida ruhiger und trocknete die Tränen von den Wimpern; sie tröstete sogar die treue Dienerin, welche ihrem Schmerze freien Lauf ließ. Das Licht des Glaubens, das in die Nacht ihres tiefen Leidens strahlte, brachte diese willensstarke Ruhe zu stande.

Die Gräfin fragte den Kastellan nach allen Einzelheiten des traurigen Ereignisses. Der Greis erzählte, Lord Kenmure habe sich nach Preston gewandt, um in diesem alten Sitze des katholischen Glaubens die Anhänger der wahren Religion unter die Fahne der Stuarts zu sammeln; aber die Schotten seien auf ein fünffach überlegenes Heer der Engländer unter General Wills gestoßen, nach heldenmütiger Gegenwehr überflügelt und in die Stadt geworfen worden. Auch da konnten sie sich nicht halten, weil die Bürgerschaft sich keineswegs, wie man gehofft hatte, für die Stuarts erheben wollte.

„Es gab nur zwei Auswege," fuhr der Alte fort: „entweder mit dem Schwerte in der Faust sich durchschlagen oder die Waffen niederlegen und sich der Willkür des Siegers fügen. Der Graf sprach für das erstere; aber die Mehrheit der Führer entschied für Unterhandlung, und da diese zu keinem Ziele führte, für Übergabe auf Gnade und Ungnade. Nachdem so die Würfel gefallen waren, ließ der Graf mich rufen und fragte mich, ob ich seinem Weibe und seinen Kindern einen wichtigen Dienst leisten wolle. Natürlich bejahte ich es. ‚So haltet Euch bei unserem Wirte verborgen,' sagte

er, ‚bis die Übergabe vollzogen ist. Bei Eurem Alter werden die Whigs keinen Krieger in Euch vermuten; dann reitet mit meinem besten Pferde nach Terregles und bringt meiner Frau dieses Briefchen und meine Grüße.‘ — Mylady,“ schloß der Greis, „weiß Gott, ich wäre lieber mit dem Grafen in den Tower gegangen, als solche Zeitung auf dieses Schloß zu tragen. Das war der sauerste Ritt meines langen Lebens.“

Die Gräfin dankte dem Kastellan und bat ihn, von seinen Strapazen wohl auszuruhen. Der alte Krieger nahm es für einen oder den andern Tag an; dann wollte er nach Perth, um sich dem Heere des Grafen von Mar anzuschließen. Alsbald entließ die Gräfin auch die treue Cäcilia. Bis morgen, sagte sie zu ihr, werde sich ja das Weitere finden.

Mitternacht war vorüber, aber Lady Nithsdale ging noch lange nicht zur Ruhe. Erst begab sie sich in das Arbeitszimmer ihres Gemahles, öffnete das Schreibpult und durchmusterte die vielen Papiere. Was von Wichtigkeit war, legte sie zu einem Päckchen zusammen, versiegelte es und nahm es zugleich mit dem eisernen Kästchen auf ihr Zimmer. Dann ging sie lange Zeit über die weichen Teppiche des Gemaches auf und ab, stellte sich, in Gedanken versunken, in die Fensternische und lauschte dem Sturme, der an den Scheiben rüttelte, um Erker und Türme pfiff und in den entblätterten Bäumen des Parkes rauschte.

Sie sagte zu sich: „William, und wenn der Sturm noch wilder tobte, ich käme doch zu dir in den Tower! An deiner Seite ist mein Platz im Unglück wie im Glück. Morgen wird alles bereitet, und übermorgen reise ich ab. Was an Geld da ist und meine Juwelen nehme ich mit; vielleicht

gelingt es mir, meinen Mann loszukaufen oder doch den Gang des Prozesses hinzuhalten, bis der Sieg unſeres Königs ihn befreit. Aber die Kinder?"

Das gab im Mutterherzen einen herben Kampf. Endlich war auch er ausgekämpft. Vor einem alten, ehrwürdigen Kruzifixe über ihrem Betſchemel betete ſie: „Barmherziger Heiland, der du bei dem Abſchiede vor deinem bittern Leiden die Schmerzen mitfühlteſt, welche das Herz deiner Mutter durchbohrten, gib mir Kraft und Stärke!"

Als der folgende Tag angebrochen war, ging Lady Nithsdale zu den Kindern, weckte ſie, betete mit ihnen und kleidete ſie unter Tränen an. Dann ſagte ſie: „Willi, willſt du zu Tante Traquair?"

„O ja!" ſagte der Kleine freudig, „aber Anna ſoll auch mit, nicht wahr, Mutter? Und du auch."

„Anna wird mit dir gehen! Ich werde ſpäter auch kommen, wenn ihr brav betet, und werde den Vater zu euch bringen. Wie tuſt du dann, Anna?"

Das Kind warf ſein Kußhändchen dem Bilde des Vaters zu und ſtammelte ſeinen Gruß. Die Mutter wandte ſich ab, um ihre Tränen zu verbergen. Bald ſtand eine Sänfte im Schloßhofe; die Amme ſtieg ein und empfing die Kinder aus der Hand der Gräfin. Klein Willi war gar fröhlich und rief der Mutter zu, ſie ſolle bald kommen; Anna bewegte auch grüßend die kleinen Händchen und ſchaute die Mutter mit dem willigen Kindesauge an — ſie wußte nicht, daß ſie die liebe Mutter heute zum letztenmal auf dieſer Erde ſehe!

Als die Kinder fort waren, traf die Gräfin mit großer Geiſtesgegenwart die Anſtalten zur Reiſe. Im Laufe des

Tages kamen auch schlimme Nachrichten aus dem Norden. Graf Mar, hieß es, sei bei Dumblane geschlagen worden, und Lord Lowat habe den wichtigen Paß von Inverneß an die Engländer verraten.

„Um so notwendiger ist meine Anwesenheit in London," sagte die Gräfin.

„Aber bei diesem fürchterlichen Wetter, das alle Wege sperrt, ist es eine Unmöglichkeit, hinzugelangen," entgegnete ihr Miß Evans. „Kein Schiffer wagt es, in dieser Zeit der Stürme durch das schottische Meer mit seinen zahllosen Klippen zu steuern."

„Und hätte ich zu Fuß und allein den Weg nach London zu suchen — ich muß hin!" Soviel die gute Dienerin von der zarten Gesundheit ihrer Herrin und von den Strapazen einer so weiten Reise bei dieser Jahreszeit auch sprach, der Entschluß der Gräfin war nicht abzuändern.

Am Abend, als die frühe Novembernacht sich schon herabgesenkt, hatte die Gräfin eine Unterredung mit Tom, dem alten Gärtner. Dann nahm sie das eiserne Kästchen nebst dem versiegelten Pakete und folgte dem Manne in den finstern Park hinaus. An einer abgelegenen, von Buschwerk verdeckten Stelle ließ sie unter einer weitästigen Tanne sorgsam die starre Moosschichte abheben und eine Grube graben; darein senkte sie Kästchen und Paket, zum Schutze gegen Feuchtigkeit in Decken gehüllt. Die Grube wurde sorgsam geschlossen und mit Moos überdeckt.

„Tom," sagte die Gräfin, bei „Eurer Seele Seligkeit, saget keinem Menschen eine Silbe davon, was hier am Fuße dieser Tanne verborgen liegt."

„Mylady kennt den alten Tom," antwortete der Gärtner mit einem treuherzigen Blicke.

„So mögen sie jetzt kommen und das Schloß durchsuchen, ja es in Brand stecken — mit Gottes Hilfe wird die Zukunft der Kinder doch gesichert sein," sagte die Gräfin befriedigt. Unbemerkt kehrte sie in das Schloß zurück. Als sie die breite Treppe hinaufstieg, hörte sie in der Halle Saitenspiel und einen ergreifenden Gesang. Es war der alte Kastellan. Die Dienerschaft des Schlosses hatte sich um den greisen Krieger versammelt und ließ sich das Unglück von Preston erzählen. Der Greis hatte von Jugend auf die Gabe, die auch heute noch im Hochlande nicht selten ist, alles, was ihn ergriff, in Liedesform zu fassen und nach alten Volksweisen unter Begleitung der Harfe zu singen. So entstand an jenem Abende das schöne Lied „Von des Grafen Nithsdale Gefangennahme", das sich bis auf den heutigen Tag im Munde des schottischen Volkes erhalten hat[1]:

Grün Nithsdale, magst nun trauern, dein junges Laub fällt ab;
Die kühnsten deiner Krieger, sie sinken in das Grab;
Die Rose, deine Helmzier, die einst geblüht so klar,
Verlor den Schmelz, den weißen, und welkt auf immerdar!

Nun weint, ihr edeln Frauen, ihr greisen Männer, klagt,
Da Nithsdales Herr für immer uns Lebewohl gesagt.
Wer jetzt noch selig lächelt, wird trauern ehelang
Und manche Träne mischen in seinen frohen Sang.

Gar rauschend war die Freude in unsrer Frauen Kreis,
Sie tanzten in der Halle und sangen frohe Weis':

[1] The Songs of Scotland, by Allen Cunnigham, vol. III, p. 186.

„Nun kommt und jaget Jakob die Whigs uns aus dem Land" —
Jetzt fällt die Träne schneller, als trocknet sie die Hand.

Mylady sitzt und weinet in ungemessnem Schmerz,
Die goldne Busenspange springt vom beklommnen Herz.
Stumm stehen rings die Mannen, die Sänger seufzen all:
„Weh um den tapfern Krieger, den Lord von Nithistal!"

Fluch dir, du stolzes Preston, nimm Haß und Spott zum Lohn!
Daß Trauer stets und Klage in deinen Toren wohn'!
Nun hab' ich achtzig Sommer die Wälder knospen sehn,
Sah bis zum Sattelgurte das Blut im Schlachtfeld stehn —

Doch wußt' ich nicht, was Jammer — seit gestern kenn' ich ihn;
O daß ich läg' begraben im stillen Wiesengrün!
Hab' meinen Herrn verloren; möcht' selbst verloren sein;
Er war der liebste Tropfen im alten Herzen mein.

Beim Frühlingsgrün der Wälder, beim jungen Blumenschmelz,
Beim Vogelsang, wo rauschend der Strom sich stürzt vom Fels,
Will eine Zell' ich bauen, ein Obdach für mein Weh,
Mein graues Haupt zu schützen vor Regen und vor Schnee.

Dort will ich sitzen, seufzen, bis daß ich sink' ins Grab,
Um Nithsdales Herrn, den braven, wie's keinen bravern gab.
O läg' ich nur gefangen mit ihm in Sorg' und Qual,
Daß sein' und meinen Nacken einst träf' derselbe Stahl!

Als der nächste Morgen graute, verließ die Gräfin, nur von der treuen Cäcilia und einem zuverlässigen Diener begleitet, das einsame Schloß, um wo möglich den Stahl, von welchem der greise Kastellan gesungen, vom Nacken ihres Gemahls abzuwehren.

3.

Im Tower.

Weihnachten, das hochheilige Fest, an welchem das Lied der Engel Frieden allen Menschen verkündet, die eines guten Willens sind, war im Schlosse Terregles zum erstenmal freudelos vorübergegangen. Der Graf lag ja im Tower, die Gräfin war fort, und die Kinder weilten auf Schloß Traquair. Das neue Jahr hatte seinen Lauf begonnen. Gleich bei seinem Beginne sollte es die gänzliche Niederlage des Ritters von Saint George und den Tod durch Henkershand mehr als eines seiner treuen Anhänger sehen. Ludwig XIV. starb gerade in dem Zeitpunkte, als er sein königliches Wort hätte lösen können. Trotzdem und ungeachtet des Unglückes bei Preston und der Niederlage bei Dumblane war Jakob III. nach Schottland herübergekommen und hatte sich zum Könige ausrufen und krönen lassen. Allein bei aller Milde seiner Sinnesart war er nicht der Mann, den Massen des Volkes Liebe und Zutrauen, dem Heere Begeisterung einzuflößen. Die Bewegung zu seinen Gunsten, die anfangs wenigstens im Hochlande ziemlich allgemein war, kam ins Stocken; die Presbyterianer schrieen, der König habe dem Papste geschworen, das lautere Evangelium durch die spanische Inquisition mit Stumpf und Stiel auszurotten, und schlugen sich zu den Feinden. Uneinigkeit und Reibereien schwächten die Häupter

des Hochlandes. Das alles machte die Sache des Stuart zu einer verlorenen, noch bevor sie durch die überlegene Waffengewalt der Whigpartei erdrückt wurde.

König Georg I., welchen das Parlament auf den Thron Englands gerufen, hatte inzwischen von seinem Reiche Besitz ergriffen. Die Stimmung des Volkes war ihm übrigens gar nicht gewogen; überall gärte es, und der König glaubte durch Strenge und Bluturteile die gefährliche Bewegung dämpfen zu müssen. Hierzu boten ihm die zu Preston gefangenen schottischen Lords erwünschte Gelegenheit. Sie wurden des Hochverrats angeklagt und am 9. Januar 1716 in Westminster Hall vor das hochpeinliche Gericht gestellt.

An eben diesem Tage erreichte Lady Nithsdale London. Die Reise von Terregles hatte mehr als einen Monat gedauert, und es gehörte die Willensstärke Winifridas dazu, in Schneesturm und Winterkälte, dann wieder in der Nässe plötzlichen Tauwetters bei den elenden Straßen jener Zeit den Weg fortzusetzen. Treue Liebe und Starkmut siegte über alles. Wenn ihre Kräfte fast versagten und die Begleitung den Mut verlor — sie verzagte nicht. „Vorwärts, vorwärts!“ drängte sie, „es muß gehen, es muß sein!“

Die Wintersonne hatte auf einige Stunden die kalten Nebel geteilt, in welche um diese Jahreszeit gewöhnlich die Themsestadt gehüllt ist. Ihre Strahlen vergoldeten die Kuppeln von Sankt Paul, die vielen Türme und die zahllosen Giebel Londons; sie senkten sich hinab in die feuchten Gassen, in denen damals wie heute die Menschen, gleich Ameisen in einem riesigen Baue, scheinbar in regelloser Tätigkeit aneinander vorübereilten. Aber an diesem Tage,

schien es, mußte noch etwas anderes als der freundliche Winternachmittag oder das gewöhnliche Drängen und Treiben der Kaufleute die Straßen und Plätze beleben. Schon als die Gräfin durch das alte Yorktor mit seinen massiven Türmen und dunkeln Schwibbogen einfuhr, waren ihr die zahlreichen Gruppen der Bürger aufgefallen, welche in lebhaftem Gespräche zusammenstanden. Da mußte etwas Wichtiges vorgehen; denn der Londoner ist sonst nicht so mitteilsam wie der lebhafte Franzose oder der gemütliche Deutsche.

Auf dem Platze an der Street Hill, wo die über zweihundert Fuß hohe kannelierte Säule — das Denkmal an den großen Brand von London im Jahre 1666 — steht, war das Gedränge so groß, daß unsere Reisenden Halt machen mußten. Ein Sheriff kam unter Trommelschlag mit einem Trupp Soldaten, bestieg die Stufen der Denksäule und gebot im Namen des Königs Stille. Dann verlas er nach einer langatmigen Einleitung über das Wesen des Hochverrats im Stile jener Zeit das Urteil der bei Preston gefangenen Rebellen. Die Gräfin war zu weit von dem Beamten entfernt, als daß sie jedes Wort hätte verstehen können; aber doch hörte sie das mit gehobener Stimme gesprochene Bluturteil wegen Hochverrats: „Nach Tower Hill geschleift, gehenkt und gevierteilt.“ Ferner hörte sie den Namen „Nithsdale“. Da überwältigte der furchtbar andringende Schmerz ihre Willensstärke. „Zu spät, zu spät!“ rief sie. Dann wurde es ihr dunkel vor den Augen; sie sank bewußtlos in den Wagen zurück.

Ihr Angstschrei erregte die Aufmerksamkeit der Umstehenden, und als sie von dem Kutscher hörten, wer die Dame sei, erregte ihr Unglück einige Teilnahme.

„Arme Frau!“ ſagte ein biederer Bürger, ſeines Zeichens ein Zimmermeiſter.

„Hm — der Nithsdale iſt ein Hochverräter!“ meinte achſelzuckend der Krämer neben ihm.

„Ei was! Der Graf hat gehandelt wie ein ehrlicher Mann, und wenn ſie nur alle ſo gehandelt hätten! Die Stuarts ſind doch das rechtmäßige Königshaus von England!“

„Aber die Parlamentsakte von anno eins (1701)?“ warf der Krämer ein.

„Was Parlamentsakte? Das Parlament hat auch nichts zu verſchenken, was nicht ſein eigen iſt.“

„Oho, Meiſter Little, nehmt Eure Zunge in acht! Die Whigs, die jetzt am Ruder ſind, verſtehen keinen Spaß.“ antwortete der Krämer. Inzwiſchen hatte der Sheriff die Leſung geendet und brachte der Sitte gemäß, als er unter Trommelſchlag ſich entfernte, den Ruf aus: „Lang lebe der König!“ Aber nur wenige Stimmen wiederholten ihn kleinlaut.

„Die gute Königin Anna hat zwölf Jahre regiert,“ brummte der Zimmermeiſter, „ohne der Krone wegen einen Menſchen an den Galgen zu bringen, und dieſer ſchickt ſie ſchon im erſten Jahre dutzendweiſe zum Henker — doch wo iſt die edle Frau hingekommen?“

Der Wagen der Gräfin bog eben in eine Seitengaſſe. Eine ſtämmige Frau hatte während des Geſpräches der Umſtehenden einige Worte mit Miß Evans gewechſelt und war dann zum Kutſcher aufgeſtiegen. Sie nahm die Zügel in die Hand und lenkte die Pferde in die nächſte Gaſſe, wo man vor einem recht ſtattlichen Hauſe hielt. Die hellen, von altem Schnitzwerk umrahmten Fenſter, die gemalten

Balken des Fachwerkes, welche sich vielverschränkt und kräftig von dem weißen Mauerbewurfe abhoben, die ragenden Giebel gaben der Wohnung jenes behäbige und zugleich prunkende Aussehen, das den Bauten aus dem 16. Jahrhundert eigen ist. Über dem steinernen Bogen der Türe hing ein stattliches Schild, eine riesige Traube darstellend. Die Umschrift war in alten vergoldeten Buchstaben und in der bibelfesten Sprache der Puritaner abgefaßt; in unserer Zunge würde sie etwa so lauten:

„Kehrt ein zur Trauben von Jericho (4 Mos. 13, 24):
Der Wein, der machet die Herzen froh!" (Ps. 103, 15.)

Als der Wagen hielt und die Frau, welche ihn hierher geleitet hatte, den Schlag öffnete, hatte sich Lady Nithsdale ein wenig erholt. „Haben die gnädige Frau sich vielleicht schon eine Herberge gewählt?" fragte mit einem ehrerbietigen Knixe die energische Kutscherin. „Wenn nicht, so biete ich, Mrs. Mills, die Wirtin zur ‚Traube von Jericho', mein gutes und wohlbeleumundetes Gasthaus an, das auch sonst gewöhnlich von hohen Herrschaften besucht wird."

Die Gräfin war in London nicht bekannt; sie hatte vorgehabt, zur Herzogin von Montrose zu fahren, mit der sie befreundet war, um sich von ihr ein Gasthaus anweisen zu lassen. Jetzt aber fühlte sie sich zu schwach zu einem solchen Besuche und war deshalb des Anerbietens der entschiedenen Frau Wirtin recht froh. Man wies ihr freundliche Zimmer an; der Wirt, ein blühendes Vollmondgesicht, aber trotz seines behäbigen Aussehens offenbar ein Vasall der tatkräftigen Ehefrau, wurde vorgestellt, schürte das Feuer im Kamin zurecht und entfernte sich unter Bücklingen.

Winifrida mußte sich alsbald zur Ruhe begeben. Am Abend stellte sich ein heftiges Fieber ein, gegen welches ihre Willensstärke umsonst ankämpfte. Man rief den Doktor. Als dieser von Miß Evans die unerhörten Strapazen, die Aufregung der letzten Woche und den Schrecken bei der Ankunft in London erfuhr, schüttelte er bedenklich den Kopf, trat dann leise an das Bett der Gräfin und fühlte den Puls.

„Es ist nichts, Herr Doktor; bis morgen oder spätestens übermorgen muß ich gesund sein," sagte sie.

„Hm! — ja wohl! Wir wollen hoffen," erwiderte der Arzt. „Inzwischen entschlagen sich Mylady aller aufregenden Gedanken, bleiben hübsch ruhig im Bette und nehmen genau die Medikamente, welche ich die Ehre haben werde —"

„Aber um des Himmels willen, ich kann jetzt nicht krank werden — jetzt nicht! Sie wissen ja, wer ich bin; ich muß zu meinem armen Manne!"

„Der Herr Graf werden zweifelsohne begnadigt werden; es kann nur die Absicht Seiner Majestät sein, durch ein solches Urteil zu schrecken."

Die Kranke schüttelte ungläubig den Kopf.

Im Vorzimmer fragte Cäcilia den Arzt, was er von dem Befinden der Gräfin halte. Der Mann zuckte die Achseln und sagte: „Es wird sich ja zeigen — ich fürchte Nervenfieber."

„Ihr heiligen Engel Gottes!" rief die treue Dienerin. „Was soll denn aus dem Grafen und aus den Kindern werden?"

Der Arzt gebot nochmals Ruhe und sorgsame Pflege und versprach, in der Morgenfrühe wieder zu kommen.

Es war eine bange Nacht für die gute Cäcilia. Sie saß am Bette ihrer Gebieterin und lauschte auf jeden Atemzug. Die Kranke war anfangs sehr aufgeregt und ihre Wangen hochgerötet; erst spät nach Mitternacht schlief sie ein. Aber der Schlummer war unruhig; sie träumte von ihrem Gatten. „Da haben sie ihn," stöhnte sie; „wehe, sie haben ihn auf eine Schleife gebunden! Und was will der Mann mit dem roten Mantel? — Laßt ihn los, laßt ihn los; er hat nur gehandelt, wie es eines ehrlichen Vasallen Pflicht ist; gebt ihn mir und meinen Kindern!"

Erschrocken kniete die Dienerin am Bette nieder und flehte zur heiligen Jungfrau um Erbarmen. Dann fiel ihr die hl. Winifrida ein, die Patronin der Kranken, deren wunderbare Quelle im heimatlichen Wales auch während der Stürme der grimmigsten Katholikenverfolgung immer ein vielbesuchter Wallfahrtsort geblieben war und fortwährend durch Wunder verherrlicht wurde. Dahin gelobte sie eine Wallfahrt, wenn die Gräfin rasch genese. Erst am späten Morgen, als die Sonne durch die runden Scheiben hereinleuchtete und in den Straßen Londons das Gerassel der Wagen wieder lebhafter ward, fand Winifrida einen ruhigeren Schlummer.

Die Morgenhelle schien auch in den Kerker des Grafen Nithsdale und scheuchte den Schlaf von seinen Lidern. Hätte er die Nähe und gar die Erkrankung seiner Gattin geahnt, der Schlummer wäre von seinem Lager geflohen. Von der Verurteilung in Westminster Hall war er gestern unerschüttert zurückgekommen; es schien ihm unmöglich, daß der König

das Urteil bestätigen werde. So hatte er ruhig geschlafen und erhob sich von seinem harten Lager neu gestärkt. Nach einem kurzen Morgengebete, das er als treuer Katholik, dank der Erziehung einer frommen Mutter, auch jetzt nie unterließ, ging er einigemal in seinem Gelasse auf und ab. Dann rückte er einen Schemel zu dem kleinen, mit dicken Eisenstäben vergitterten Fenster hin, stellte sich auf denselben und schaute in den frostigen Wintermorgen hinaus.

Die Sonne tauchte eben kalt und glanzlos aus einer grauen Nebelschichte empor und sandte ihr blasses Licht auf die altersgrauen, massiven Türme des Towers. Auf der nahen Themse waren die Schiffer geschäftig; Segel wurden gehißt und gerefft, und mancher bunte Wimpel flatterte in der kalten Morgenluft. Da ging eben ein stolzer Dreimaster unter Segel; der Graf hörte den Gesang der Matrosen und das Rasseln der Ankerkette. Langsam bewegte sich das Schiff stromabwärts. Ist das nicht die schottische Flagge, die hoch am Maste weht? Mit einem traurigen Lächeln schaute der Gefangene dem fortsteuernden Schiffe nach, welches dem frischen Morgenwinde die weißen Segel bot. Dann senkte sich sein Blick in die Tiefe, wo ein breiter Wassergraben und dreifache Mauern und Wälle ihn von der Freiheit trennten.

Der Tower, diese düstere Zwingburg von London, stammt aus dem 11. Jahrhundert, da Wilhelm der Eroberer ihn erbaute. Die folgenden Herrscher erweiterten die Zitadelle immer mehr. Um den eigentlichen oder Weißen Tower (White tower), ein massives Viereck mit mächtigen Strebepfeilern und Flankentürmen, schloß sich ein dreifacher Kranz von Wällen, Ringmauern und Gräben, welcher von achtundzwanzig

Türmen trotzig verteidigt wurde. Wie viele Seufzer in diesen düstern Gewölben seit der Zeit der Erbauung bis zum Beginne unseres Jahrhunderts ungehört verhallten, wie mancher Fluch der Verzweiflung, aber auch wie manches Gebet der vielen um ihres Glaubens willen gefolterten und dem Henkertode überantworteten Katholiken, namentlich unter dem blutigen Regimente der sogenannten jungfräulichen Elisabeth, von hier zum Himmel drang — weiß Gott allein.

Graf Nithsdale bewohnte kein eigentliches Kerkergewölbe; mit Rücksicht auf seinen Stand hatte man ihm ein Gelaß in dem Hause des Leutnants vom Tower angewiesen. Die drei- und vierfachen Tore und mehr noch die große Zahl der Schildwachen machten übrigens sein kleines Gemach hoch oben über den Wällen und Wassergräben gerade so sicher wie die tiefsten Gewölbe des Blutturmes (Bloody tower) oder der Kalten Herberge (Cold harbour).

Nachdem der Gefangene eine Weile dem fortsegelnden Schiffe nachgeschaut hatte, trat er von der Fensteröffnung zurück und durchschritt in Gedanken versunken den engen Raum seiner Zelle. Nach Schottland war sein Herz dem raschen Segler vorausgeeilt, nach Terregles, wo er seine Winifrida, seine Kinder glaubte. „Arme Kinder, armes Weib!“ sagte er, „was wirst du empfinden, wenn die Kunde auf dem Schlosse anlangt, ich sei als Hochverräter zum Tode verurteilt!“

Die Gefängnistüre öffnete sich, und ein Wärter mit dem kargen Frühmahle trat ein. Nachdem er die Schüssel auf den Tisch gestellt, ging er nicht gleich fort, wie er es sonst gewohnt war. Er schaute den Grafen an und schielte zur

Türe hin; dann fragte er leise: „Gibt es außer der Gattin Euer Lordschaft noch eine andere Gräfin Nithsdale?“

Der Graf war über diese unerwartete Frage sehr erstaunt und schaute den Burschen scharf an; als er aber dessen ehrliches Auge sah, antwortete er: „Nein.“

„So ist Eure Gattin hier in London,“ sagte der Wärter.

Lord Nithsdale fuhr zusammen vor freudigem Schreck und bat um weitere Mitteilungen.

„Ich ging gestern zufällig über den Platz an Street Hill —“ begann der Bursche — —. Aber in diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch von der Flur her, und der Wärter legte bedeutsam den Finger an den Mund und schlüpfte zur Türe hinaus.

Jetzt war es vorbei mit der Ruhe des Gefangenen. Ein Sturm der Freude und der Erwartung brauste durch seine Seele. Er konnte die Nachmittagsstunden nicht erwarten, in denen allein Besuche in den Tower zugelassen wurden. Die Minuten schlichen wie Stunden dahin, und es wollte gar nicht Abend werden. Endlich fiel der Schatten des Belfry schräg über den Wassergraben, und die Glocke verkündete drei Uhr. Schon lange vorher preßte der Graf seine Stirne wider die Eisenstäbe des Fensters und schaute unverwandten Blickes auf die Spanne Raum, die er von der Brücke sehen konnte. Von dorther mußte die ersehnte Winifrida kommen. Wohl gingen viele Leute aus und ein: Soldaten, Wachen, Herren und Frauen; einmal glaubte er die junge Gattin Lord Derventwaters, seines Mitgefangenen, zu sehen; aber keine Gestalt wollte der schlanken Form seiner Winifrida gleichen. Die Sonne ging inzwischen ihren winterlichen

Pfad; sie stieg tiefer hinter die Zinnen des Glockenturms hinab. Sein Schatten wurde länger und zeichnete die zackigen Umrisse auf der gegenüberliegenden Mauer. Endlich schlug die vierte Stunde; das eiserne Gitter am Byewardturme sank rasselnd herab — und sie war nicht gekommen.

So ging es tags darauf, so die folgenden Tage und die ganze Woche. Winifrida kam nicht; auch der Wärter blieb aus; an seiner Stelle brachte ein anderer an den bestimmten Stunden das Essen. Der Gefangene fing an, sich des Gedankens zu entschlagen. „Es mag auf einer Täuschung beruhen," sagte er zu sich. „Wenn Winifrida hier wäre, so würde sie schon lange zu mir gekommen sein." Einmal glaubte er doch, er habe sie gesehen; aber es war nur ein Augenblick; dann war die Gestalt hinter den Mauern des Byeward verschwunden. — Auch das war vielleicht nur ein Spiel seiner aufgeregten Einbildungskraft.

Inzwischen wurden die Gefangenen am 19. Januar abermals nach Westminster Hall geführt. Sie sollten vor dem Hause der Lords, an das sie appelliert hatten, ihr Urteil vernehmen. Es lautete wiederum auf Tod; doch fügte das Haus die Bitte um Begnadigung an den König bei. Dieser ließ durch seinen Kanzler Stanhope erklären, er werde tun, was die Würde der Krone und die Sicherheit des Landes verlange. Das mußte als Ablehnung des Gnadengesuches betrachtet werden; die meisten ließen die Hoffnung sinken. Nithsdale war vielleicht der einzige, der nicht an die Ausführung des Urteils glaubte.

Die Verurteilten wurden abgeführt. Während sie durch die doppelte Reihe der Hellebardiere im Vorzimmer und auf

Die Verurteilten wurden abgeführt. (S. 148.)

der Treppe ſchritten, hörte der Graf plötzlich eine bekannte Stimme ihm zurufen: „Mut, Mylord!“ Es war Miß Evans; der Graf erkannte ſie augenblicklich und wandte ſein Auge nach der Richtung, von wo er die Stimme vernommen. Aber in dem Gewoge der Menge konnte er die Dienerin

nicht erkennen, obgleich er ganz sicher war, daß es Miß Evans' Stimme sei; Winifrida befand sich mithin gleichfalls in London. Aber warum kommt sie denn nicht? Dies machte dem Gefangenen mehr Sorge als selbst das Todesurteil, das nun schon zum zweitenmal über ihn gefällt war.

Endlich sollten die Zweifel sich lösen. An einem stürmischen Nachmittage führte der Befehlshaber des Towers, Colonel d'Oyly, ein alter, wettergebräunter Offizier aus der Armee Marlboroughs, die lange Ersehnte in die Zelle des Gefangenen. Mit der Allgewalt innigster und schmerzlichster Gattenliebe flog Winifrida an die Brust des edeln Mannes. Wie pochten die treuen, durch Gott selbst vereinigten Herzen von Liebe und Leid, von Hoffnung und Furcht, von Entzücken und Entsetzen! In solchen Augenblicken hat der Mensch keine Sprache; wie könnte das arme Wort so übermächtige Gefühle ausdrücken? Desto vernehmlicher spricht das Auge und das Herz. Lange hielt der Graf sein treues Weib in seinen Armen, an seinem Herzen, an seinen Lippen. Wie selig fühlte er in jenem Augenblicke, daß er an seiner Winifrida ein unvergleichliches Kleinod habe, eine Perle, die durch alle Schätze der Welt nicht aufgewogen wurde!

Als der alte Soldat diese Szene sah, zog er sich mit der nüchternen Bemerkung zurück, sie möchten ihre Gefühle bemeistern und in Ruhe die wichtigen Familienanliegen besprechen, von denen ihm die Gräfin geredet habe; es dürfte ja wohl das letzte Mal sein, daß sie sich sprechen könnten; fünf Minuten vor vier Uhr werde er die Gräfin wieder abholen.

Nach den ersten Freuden und Leiden des Wiedersehens fragte der Graf nach Terregles und der Reise Winifridas nach London.

„Schon vor drei Wochen", sagte er, „vernahm ich von deiner Ankunft; aber ich glaubte die Nachricht nicht, weil du gar nicht kommen wolltest."

„Ich wurde gleich am ersten Abende hier in London krank," erwiderte mit tränenfeuchten Augen die Gattin. „Der Arzt hielt es sogar für bedeutend, aber dank der hl. Winifrida, zu welcher die treue Evans ein Gelübde machte, ging die Gefahr vorbei. Nach vierzehn Tagen durfte ich das Zimmer verlassen; mein erster Gang war hierher — aber umsonst! Die strengsten Befehle verboten dem Kommandanten, irgend einen Menschen zu den schottischen Hochverrätern zu lassen. Ich ging nun zur Herzogin von Montrose, welche, wie du weißt, treu an der rechtmäßigen Königsfamilie hängt, um durch sie Zutritt bei Hofe zu erlangen. In ihrem Hause traf ich die junge Frau des Grafen Derventwater, die Gemahlin des Lord Nairn und andere Verwandte und Freunde der Verurteilten. Wir beschlossen gemeinschaftliche Maßnahmen, die allerdings wenig Erfolg hatten. Die Herzogin verschaffte mir auch eine Audienz bei dem Kanzler Stanhope; allein das einzige, was ich bei ihm erreichte, war die Erlaubnis zu einem Besuche im Tower. Er wollte auch dieses anfangs nur unter der Bedingung einräumen, daß ich mich mit dir einschließen lasse, wie es auch sonst wohl bei Verurteilten gefordert wird. Ich lehnte aber ab, indem ich meine schwache Gesundheit vorschützte, — ach, ich hätte ja sein Anerbieten so gerne angenommen; aber wer würde dann für deine Rettung arbeiten?"

„Teures, unvergleichliches Weib!“ sagte der Graf, „wie kann ich dir deine Liebe vergelten! Wahrlich, im Feuer der Trübsal wird das Gold der Treue geprüft.“

„Ich bot Stanhope 50 000 schottische Mark, wenn das Todesurteil in Verbannung umgeändert würde. Der kalte Staatsmann zuckte die Achseln und sagte, das Vermögen sei so wie so der Krone verfallen. Endlich warf er hin, es ließe sich wohl etwas beim Könige ausrichten, wenn es nicht gerade den ersten katholischen — er betonte das Wort scharf — Lord Schottlands beträfe. Als ich ihn nicht verstehen wollte, sagte er es trocken heraus: wenn Nithsdale sich als Bürgschaft seiner künftigen Treue zur Annahme der Landesreligion bequemen wolle, so stehe volle Begnadigung in Aussicht. Auf ein solches Ansinnen hatte ich keine Antwort: ich verbeugte mich und ging.“

„Also um den Preis des doppelten Treubruches, an der Kirche und an meinem Fürsten, dem ich den Vasalleneid geschworen, wollen sie meiner schonen! Wahrlich, der Kanzler kennt Nithsdale schlecht, daß er mir solches zu bieten wagt! Übrigens freut mich sein Wort; Winifrida, du weißt nun doch, wofür ich sterbe, wenn es so weit kommen sollte. Aber sie wollen nur schrecken, liebes Weib! Ich bin überzeugt, der König muß sich gnädig zeigen. Seine Stellung ist hier noch keineswegs sicher; die Hinrichtung von Männern aus den edelsten Familien Englands und Schottlands müßte ihn noch verhaßter machen, zumal selbst die Gegner einräumen, wir hätten unserer Überzeugung gemäß schlechthin als treue Vasallen gehandelt. Er läßt das Spiel nur so weit gehen, damit die Größe seiner Gnade um so lebhafter empfunden werde.“

„Wer den Kurfürsten kennt, ist nicht deiner Ansicht, William," entgegnete Winifrida. „Und wenn er auch die andern begnadigen würde, dich wird er nicht begnadigen. Das haben mir unumwunden Leute gesagt, welche sich in seiner nächsten Nähe befinden. Man erzählte mir schlimme Dinge von seinem harten, unerbittlichen Herzen. Schon mehr als dreißig Jahre hält er seine Gemahlin, die schöne Prinzessin Sophia von Celle, unschuldig, wie jedermann sagt, auf bloßen Verdacht der Untreue hin, im Schlosse Ahlen gefangen, während er selber in offenkundigem Treubruche lebt. Bei der Thronbesteigung soll er ihr zwar Verzeihung angeboten haben; sie aber habe ihm das schöne Wort erwidert: ‚Wenn ich schuldig bin, so bin ich der Verzeihung nicht wert; wenn der Kurfürst mich aber unschuldig so behandelt, so ist er meiner nicht wert.'"

Der Graf zog finster seine Brauen zusammen und stützte eine Weile das Haupt schweigend in die Hand. Dann sagte er: „Und doch bin ich der Ansicht, er würde deinen Bitten nicht widerstehen, wenn du dich entschließen könntest, dich ihm zu Füßen zu werfen."

Lady Nithsdale sagte: „Es ist bereits davon gesprochen worden. Wir, die Frauen und Kinder der Verurteilten, werden dieser Tage eine Bittschrift an die beiden Häuser der Lords und der Gemeinen um ihre Fürbitte beim Könige einreichen. Wenn er dieselbe zurückweist, so habe ich schon beschlossen, auch diesen letzten Schritt nicht unversucht zu lassen, wie schwer es auch der Tochter des Herzogs von Powis wird, sich diesem Manne zu Füßen zu werfen, und obgleich ich auch diesen Schritt für nutzlos halte."

„Du glaubst also nicht an Begnadigung?"

„Wozu dich und mich täuschen? — Nein, ich glaube nicht daran."

„Gut. Wenn ich für meinen Glauben und für mein angestammtes Königshaus mein Blut verspritzen soll, so sei es; ob auf dem Schlachtfelde oder durch Henkershand, darauf kommt wenig an. Gräme dich nicht so viel über meinen Tod, liebe Winifrida, und sei unsern Kindern eine gute Mutter."

„Sollte es nicht möglich sein, dir die Hand zur Flucht zu bieten?" fragte die Gräfin mit gedämpfter Stimme.

Der Gefangene führte seine Gemahlin lächelnd an das kleine Fenster seiner Zelle, zeigte ihr die Eisenstäbe, wohl sechzig Fuß tief unten den breiten Wassergraben, die gegenüberliegenden Wälle und Mauern und sagte: „Siehst du hier zur Rechten den Belfry, zur Linken den Blutturm, und hörst du die Schritte der Schildwachen, die Tag und Nacht auf der Verbindungsmauer auf und ab gehen? Wenn du mir nicht Flügel besorgst, wie weiland Dädalus seinem Sohne, so ist an kein Entrinnen aus diesen Mauern zu denken."

„Hier durch geht es wohl nicht," antwortete sie; „aber da hinaus," fügte sie bei, mit der Hand nach der Türe weisend.

„Durch das Dutzend von Posten hier im Hause und die dreifache Torwache? — Hast du im Sinne, den Tower zu stürmen, oder glaubst du, alle Wächter bestechen zu können? Nein, wenn ich nicht begnadigt werde, so bitte ich dich nur um eines, um einen katholischen Priester, der mich zum Hintritte vor den ewigen Richter bereite; dieser wird wohl gnädiger sein, als es die weltlichen Richter waren."

„Ich denke weder an Gewalt noch an Bestechung; inzwischen bitte ich dich nur um deine Mithilfe im rechten Augenblicke. Der Plan steht bei mir selber noch nicht so fest; und du mußt mir erlauben, daß ich ihn noch nicht näher andeute."

Da knarrte die Türe, der alte Oberst trat ein und schnitt jede weitere Erörterung durch die militärische Meldung ab: „Fünf Minuten vor 4 Uhr."

Die Gatten umarmten sich und schieden.

Winifrida und die Frauen taten das Menschenmögliche, um Begnadigung zu erwirken. Die Bittschrift wurde dem Parlamente vorgelegt; aber die Verhandlungen zogen sich in die Länge, und ein Gerücht kam in Umlauf, der König habe die Hinrichtung beschlossen.

Da schickte sich die Gräfin an, den letzten entscheidenden Schritt zu wagen und sich dem zürnenden Könige zu Füßen zu werfen. Am Morgen des 13. Februar ging sie mit Lady Nair und Miß Morgan, einem befreundeten Edelfräulein, das am Lose der gefangenen Schotten große Teilnahme bewies, nach dem Saint-James-Palast, der Residenz des Königs. Die Damen waren in tiefe Trauer gekleidet. Es war ein schwerer Gang, wie ihn Winifrida in ihrem Leben noch nicht getan. Ihr Herz pochte heftig, als sie durch die niederen Schwibbogen der alten Königsburg der Stuarts eintrat, und ihre Kniee wankten, da sie die breiten Marmortreppen hinanstieg. Nicht Furcht noch Bangigkeit machte sie beben; es war der Kampf ihres adeligen Sinnes, der sich sträubte, vor dem Manne das Knie zu beugen,

welchen sie als einen rechtlosen Usurpator betrachtete. Aber der Gedanke an die Kinder in Schottland und den Gatten im Tower gab ihrem Willen neue Spannkraft. „Es muß sein," sagte sie und schritt vorwärts.

Ein Offizier der Leibwache, dem sie durch die Herzogin von Montrose empfohlen waren, führte die Damen in ein königliches Prunkgemach. Hier möchten sie warten, bis Seine Majestät das Frühmahl genossen habe; der König werde aus dem anstoßenden Saale durch dieses Zimmer in seine Privatgemächer zurückkehren, und dann hätten sie Gelegenheit, ihre Bitte vorzutragen.

Die Damen stellten sich in eine Fensternische, wo die schweren Damastvorhänge mit den breiten Goldfransen sie dem Auge der geschäftig hin und her eilenden Diener entzogen. Lange mußten sie warten. Endlich öffneten sich die Flügeltüren des Saales; die Wachen präsentierten, und von Herren und Damen des Hofes begleitet, trat der König ein. Rasch entschlossen schlug die Gräfin den Damastvorhang zurück, machte einige Schritte vorwärts und warf sich dem Monarchen zu Füßen; zitternd folgten ihr die Gefährtinnen. Der König ließ die Hand der Herzogin von Darlington, mit welcher er scherzte, los und wandte sich barsch der Gräfin Nithsdale zu. „Was gibt's? Läßt man mir keinen Augenblick Ruhe? Wer sind Sie?" fragte er in französischer Sprache.

„Hier kniet Lady Nair, und ich bin Gräfin Nithsdale," antwortete Winifrida in derselben Sprache.

„Unverschämt!" brach die zornmütige Sinnesart des Fürsten los. „Offizier, wer hat die Kühnheit, mir die

Und ſo wurde ſie von ihm förmlich durch das Vorzimmer geſchleift. (S. 158.)

Weiber dieſer ſchottiſchen Hochverräter unter die Augen zu bringen?"

„Majeſtät," erwiderte die Gräfin mit edlem Anſtande, „die Könige von England ſind gewohnt, die Bitte auch des ärmſten Weibes in Gnaden anzuhören. Verzeihen Sie es alſo, wenn die Liebe der Gattin und Mutter uns den Mut gab, vor Sie zu treten und Sie um Barmherzigkeit anzuflehen."

„Was, Begnadigung? Daß sie bei nächster Gelegenheit wieder für den alten Narren, den Stuart, eine Empörung anzetteln? Nein, sag' ich, ihr Kopf muß herunter — und namentlich der des verrückten Papisten, des Nithsdale! Ich werde zeigen, wer ich bin, und will diese störrischen Schotten schon zu Paaren treiben."

Der König wandte sich zum Gehen; aber die Gräfin faßte sein Kleid und flehte abermals unter einem Strome von Tränen um Erbarmen. Sie redete, was Schmerz und Liebe ihr eingab. Die Herren des Gefolges waren ergriffen; aber keiner wagte, seine Bitten mit den ihrigen zu vereinen; alle fürchteten den Unmut des Königs. Er wollte nicht auf die Gräfin hören und ging; sie aber ließ ihn im Übermaße ihres Schmerzes nicht los, und so wurde sie von ihm förmlich durch das Vorzimmer geschleift. Der König winkte den Wachen, und die Unglückliche wurde mit Gewalt von dem zürnenden Monarchen losgerissen. Ihr Blick folgte ihm, bis er die Türe heftig hinter sich ins Schloß warf. Da schwamm es der Gräfin vor den Augen; sie stürzte mit einem leisen Weherufe wie tot auf die reichen Teppiche hin.

Einige Damen des Gefolges nahmen sich der Unglücklichen an und suchten sie zu trösten, als sie die Besinnung wiedererlangt hatte. Allein Winifrida schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich hatte schon vorher an keine Begnadigung geglaubt," sagte sie; „jetzt ist der Untergang meines Mannes besiegelt. Der König wird infolge seines heutigen Benehmens den Namen Nithsdale doppelt hassen."

In der Tat bestätigte Georg I. schon wenige Tage nachher das Bluturteil über die Grafen Nithsdale und Derwent-

water, ferner über den Lord Kenmure, und ſetzte die Vollziehung desſelben auf den 24. Februar feſt.

Alles ſchien verloren; aber in dem Herzen der Gräfin ſchimmerte doch noch ein Funke von Hoffnung. Treue Liebe hat einen wunderbaren Starkmut. In der Nacht der Trübſal zeigt ſie ſich erſt in ihrem vollen, überirdiſchen Glanze, den ewigen Sternen des Himmels vergleichbar, die um ſo freundlicher ſcheinen, je tiefer ſich Finſternis über die Erde breitet.

4.

Ein kühnes Unterfangen.

In der „Traube von Jericho“ war es ausnahmsweise still und einsam. Ein munteres Feuer flackerte und knisterte im Kamine der Gaststube, warf den roten Widerschein auf die mit dunklem Eichenholze getäfelte Decke und strömte eine gemütliche Wärme durch den Raum, während draußen ein dichter, kalter Nebel über der Themse und der großen Weltstadt lastete. So dicht hüllte er die Häuser ein, daß die neugierige Frau Wirtin umsonst immer und immer wieder die runden Fensterscheiben abwischte, um die Gasse hinuntersehen zu können. Als es gegen 8 Uhr ging, verdeckte er bereits wie eine undurchdringliche Mauer die gegenüberliegenden Häuser. So rückte die Wirtin an das Kaminfeuer, wo sich ihr wohlbeleibter Eheherr schon lange im weichgepolsterten Sorgenstuhle niedergelassen hatte und allmählich unter dem Einflusse der Wärme und Ruhe den süßen Gewalten des Schlummers verfallen war.

„Jack, ist es möglich,“ sagte die Wirtin, den Schläfer schüttelnd, „ist es möglich — heute kannst du schlafen, und morgen soll der Mann unserer lieben gnädigen Gräfin hingerichtet werden? Vor kaum einer Stunde hast du selber gesagt, daß sie das Schafott auf Tower Hill bereits zurechtzimmern. Mann, hast du denn einen Kiesel in deiner Brust?

Weiß Gott — es dreht mir das Herz im Leibe um, und ich möchte dem Stanhope und den andern die Augen auskratzen, wenn ich nur daran denke! So wahr ich die Traubenwirtin von Jericho bin — heute nacht werde ich kein Auge schließen können!"

„Ei, es tut mir auch grimmig leid," antwortete der Wirt gähnend und sich den Schlaf aus den Augen reibend. „Meiner Seel', zwei Faß Sekt wollt' ich hergeben, wenn ich es ändern könnte; aber was man nicht ändern kann, muß man gewähren lassen."

Da pochte Miß Evans an die Türe und bat, die Frau Wirtin möge gefälligst hinaufkommen.

„Zur Gräfin," sagte die Gerufene; „ach du lieber Himmel, wie werde ich sie nur ansehen können ohne zu weinen!" Sie zupfte sich Haube und Schürze zurecht und eilte die Treppe hinan. Als sie eintrat, fand sie außer der Gräfin und Cäcilia noch eine hochgewachsene Frauengestalt, welche sie in den letzten Wochen als Miß Morgan kennen gelernt hatte.

Winifrida hatte seit Wochen einen kühnen Plan zur Rettung ihres Mannes ersonnen und dessen Ausführung mit der größten Umsicht und Klugheit vorbereitet. Nur die ebenso verschwiegene als mutige Dienerin war in ihr Geheimnis eingeweiht. Jetzt war die Stunde der Tat gekommen. Allein die Gräfin konnte ihr Vorhaben nicht durchführen ohne die Beihilfe Miß Morgans und der rüstigen Wirtin. Ihre Einwilligung dazu — so hatte sie es mit kluger Berechnung der Umstände beschlossen — mußte sie jetzt im letzten Augenblicke und zwar im Sturme erobern; denn frühere Mitteilung

hätte zur Entdeckung des Planes geführt, oder es lag doch die Gefahr nahe, daß die Frauen bei ruhigerer Überlegung des gefährlichen Unterfangens ihre Mithilfe verweigerten. Sie mußte es also auf einen Handstreich ankommen lassen.

So leutselig als möglich bat Lady Nithsdale die Wirtin, Platz zu nehmen. Dann redete sie von der Unerbittlichkeit des Königs, und wie derselbe trotz der wiederholten Fürsprache des Parlaments den Tod ihres lieben Gatten auf den morgigen Tag festgesetzt habe. So werde sie denn morgen abend Witwe, ihre unschuldigen Kinder Waisen sein, wenn nicht in letzter Stunde noch eine kühne Tat Rettung bringe.

„Deshalb habe ich Euch zu mir gebeten, liebe Miß Morgan, da ich von Eurem Opfermut so manche Beweise habe, und Euch, gute Frau Wirtin. Ich kenne nicht nur Euer Mitleid mit meinem unverdienten, traurigen Lose, sondern auch Eure Klugheit und Euern männlichen Mut — traun, mein guter Engel hat mich in diese Herberge geführt; in ganz London hätte ich keine trefflichere Frau finden können." (Die Wirtin knixte hocherfreut über dieses glänzende Lob.) „Die Sache ist in der Tat nicht so schwierig, als sie sich auf den ersten Blick ansieht; es braucht nur etwas Mut und Entschlossenheit. Die Wächter im Tower sind brave Burschen; ich habe ihnen hin und wieder ein Trinkgeld gegeben, und so werden sie uns heute nicht so scharf auf die Finger sehen. Es handelt sich nur darum, ob Sie beide mir die Hand zur Ausführung meines kleinen Planes bieten wollen."

„Wenn er wirklich ausführbar ist — gewiß," sagte Miß Morgan.

„O ja, gewiß! Mylady können auf die Traubenwirtin von Jericho zählen.“

„Ganz ſicher iſt er ausführbar — auf dem Wege zu dem Tower werde ich euch den Plan ausführlich mitteilen. Wir müſſen uns eilen; gleich wird es 3 Uhr ſchlagen, und Schlag 4 Uhr wird das eiſerne Tor am Byeward geſchloſſen. Nur etwas Mut, es wird herrlich gehen! — Eine Frage, Frau Wirtin: habt Ihr nicht noch ein ſolches Kleid und eine ſolche Haube, wie Ihr gerade traget?“

„Ich habe noch eines vom ſelben Stücke; aber ich will mich umkleiden; ich will mein blaues Merino— “

„Nein, bitte, das braune ſteht Euch vortrefflich. Habet doch die Güte und holet das andere; Miß Morgan wird es unter ihrem Kleide anziehen. Cäcilia, ſieh doch zu, ob die Kutſche noch nicht bereit ſteht! Noch etwas, Frau Wirtin, beredet doch Euern Mann, uns ebenfalls bei der Sache behilflich zu ſein.“

„Lieber Himmel, der Jack? — Der iſt ja viel zu ungeſchickt, als daß man ihn bei einem ſolchen Unternehmen brauchen könnte!“

„Was er zu tun hat, wird er trotzdem tun können; er kennt ja die Wohnung der alten Ellen Moore. — Oder zweifelt Ihr etwa, ob Ihr ihn zur Mithilfe bereden könnet?“

„Bereden? Meinen Jack? Ei du liebe Zeit, den habe ich mir gezogen! Jack, ſage ich, geh mit, und dann geht er.“

„Die Kutſche ſteht bereit,“ meldete Cäcilia, und die Gräfin ſagte: „Vorwärts alſo in Gottes Namen!“

Einige Minuten ſpäter rollte der Wagen durch die engen, mit kaltem Nebel angefüllten Gaſſen dem Tower zu. Auf

dem Bocke saß neben dem Kutscher der wohlbeleibte Traubenwirt, keineswegs in seiner goldensten Laune. Seine herrschgewaltige Gemahlin hatte ihn zum zweitenmal den süßen Armen des Schlafes entrissen und ohne weitere Erklärung „zum Tower" kommandiert. Und er mußte mit ohne Widerrede, ohne auch nur zu erfahren, wozu oder weshalb, und nun saß er da droben und mußte sich durch den kalten Nebel seine ärgerliche Stimmung kühlen lassen, während sein Ehegemahl drinnen in der Kutsche bei der gnädigen Gräfin und den andern Damen sitzen durfte.

Graf Nithsdale ging inzwischen in seiner düstern Zelle langsam auf und ab. Seit gestern glaubte er endlich, daß es in der Tat ernst sei mit der Hinrichtung. Lebensmut und Liebe zur Gattin und den Kindern hatten doch einen heftigen Sturm in seinem Herzen entfesselt; aber sein edler, vom Glauben gekräftigter Sinn fand bald das Gleichgewicht wieder. Die Nacht und den Morgen brachte er im Gebete und in der Vorbereitung zum Tode hin, und nun war er ruhig und gefaßt. Auf dem Tische lag sein letzter Wille, den er soeben mit kräftiger Hand niedergeschrieben und der uns auch heute noch vorliegt. Das schöne Dokument beginnt wie folgt:

„1. Ich, William V., Graf von Nithsdale, Herr von Carlaverock und Terregles, Baron von Lochruten, Ur, Kirkpatrick ꝛc., sterbe mit Gottes Gnade, wie ich gelebt habe, als treues und gehorsames Kind der heiligen, katholischen, apostolischen, römischen Kirche.

„2. Ich erkläre, daß ich mein Schwert nur aus Gerechtigkeit und Vasallentreue gezogen habe, um das unzweifelhafte und erbliche Recht jenes Prinzen zu verfechten, den ich als meinen einzigen rechtmäßigen Herrn und König betrachtete und noch betrachte, für Jakob den Achten von Schottland, den Dritten von England, und um meine Heimat von dem Joche und dem Elende zu befreien, unter dem sie schmachtet. Wenn ich als das Opfer einer so guten und glorreichen Sache falle, so teile ich nur das Los vieler meiner Vorfahren, die zumeist im Kampfe für König und Vaterland ihr Blut verspritzten."

Nachdem der Verurteilte so mit der Welt abgeschlossen hatte, wünschte er nur eines mit der ganzen Glut seiner Seele — einen Priester der heiligen Kirche, um im Gnadengerichte der Buße sein Herz von allen Makeln zu reinigen und durch den Empfang der heiligen Wegzehrung zu stärken. Aber sein Verlangen war umsonst; der fanatische Haß der Anglikaner verweigerte ihm diesen Trost. Er hatte es gestern seiner Gattin geklagt; sie versprach ihm am Morgen der Hinrichtung einen verkleideten Priester zuzuführen. Auch werde im Eckhause bei Tower Hill, dem Schafotte gerade gegenüber, ein Priester, an einem weißen Tuche kenntlich, das er in der Hand halten sollte, am mittleren Fenster stehen, um ihm im letzten Augenblicke noch die Lossprechung zu erteilen. „Freilich," hatte sie dann hinzugesetzt, „wenn mein Plan gelingt, so wird alles das nicht mehr nötig sein."

Rithsdale dachte eben über diese sonderbaren Worte seiner Gemahlin nach, denen er kaum Aufmerksamkeit geschenkt hatte,

als sie gesprochen wurden. „Seltsam, was sie nur meinen konnte?“ sagte er zu sich. „Ach! es ist eben die Liebe ihres treuen Herzens, das sich selbst täuscht und immer noch Hoffnungssterne sieht.“

Da schlug es drei Uhr vom Glockenturme. Wenige Minuten später öffnete sich die Gefängnistüre, und das treue Weib betrat in Begleitung einer verschleierten Dame die Zelle. „So, lieber William, hier bringe ich dir die treue Miß Morgan, welche letzte Woche den Mut hatte, mit mir zum Könige zu gehen. Jetzt sind wir da, um dir deine Befreiung anzukündigen.“

Der Graf schaute seine Gemahlin erschrocken an; es kam ihm der furchtbare Gedanke, das Übermaß des Schmerzes könnte ihren Geist verwirrt haben. Aber ihr Auge glänzte so klar, ihre Züge waren so mild und ruhig wie immer.

„Meine Befreiung?“ fragte der Graf ungläubig. „Ja wohl, du hast recht; das Beil des Henkers wird mich morgen von allem irdischen Leide befreien.“

„Nein, lieber Mann, so verstand ich diese Worte nicht. Binnen einer Stunde wirst du in Freiheit sein; alles ist vorbereitet; etwas Mut und Entschlossenheit, und es muß gelingen! Höre unsern Plan. Du mußt dich verkleiden lassen; in Frauenkleidern werden wir dich durch die Wachen führen. Miß Morgan trägt einen Anzug unter ihrem Kleide, der deiner Größe passen wird, und siehe hier, welch schöne Perücke ich für dich machen ließ. Laß mich nur gewähren; ich will dich aufputzen, daß die Wächter dich so sicher für eine Tochter Evas halten werden, als du Graf Nithsdale bist.“

Trotz des Ernstes seiner Lage konnte der Gefangene ein Lächeln über diesen Einfall seiner Gattin nicht unterdrücken. Dann ergriff er ihre Hand und sagte: „Ich danke dir, liebe Winifrida, für deine treue Liebe; nur sie konnte dir einen so abenteuerlichen Plan eingeben. Aber du wirst es mir nicht übel nehmen, wenn ich von deinem Anerbieten keinen Gebrauch mache."

„Aber um des Himmels willen, warum denn nicht?"

„Weil ich die Ausführung deines Planes für eine Unmöglichkeit betrachte. Hättest du mir statt der Frauenkleider ein gutes Schwert gebracht, ich würde es eher für möglich halten, mir mit ihm den Ausweg durch all die Wachen zu bahnen."

„Aber ich will dich verkleiden, daß dich dein leiblicher Bruder nicht erkennen würde."

Der Graf richtete sich in seiner ganzen Größe auf und sagte: „Siehe mich doch an! Die Wächter müßten ja von Sinnen sein, wenn sie mich mit dir, liebe Winifrida, oder mit der schlanken Gestalt dieser edlen Dame hier verwechseln sollten."

„O dafür ist gesorgt. Sobald du entschlossen bist und dich umgekleidet hast, will ich dir die Frau vorführen, deren Person du für eine halbe Stunde spielen wirst. Es ist Mrs. Mills, meine treffliche Wirtin, kaum einen Zoll kleiner als du und von so urkräftigem Körperbau, daß jeder Küraſſier stolz darauf sein könnte. Übrigens wird bei dem heutigen Nebel in einer kleinen Viertelstunde die Dämmerung hereinbrechen —"

„Und dann kommt man mit Lichtern, und wenn es während des Umkleidens dem Oberst d'Oyly einfallen sollte,

hierher zu kommen, wie er in den letzten Tagen häufig tat, und wenn uns draußen eine der vielen Wachen anhält, oder wenn — nein, es geht nicht! Ich danke dir, liebe Winifrida; aber ich will nicht auch noch dich und unsere Freunde mit ins Verderben ziehen. Laß mich in Gottes Namen sterben, wie es einem Manne ziemt, und sie werden meinen Mut ehren; aber erst in Weiberkleidern einen tollen Fluchtversuch machen und dann aller Welt zum Gespötte aufgegriffen werden — nein, das streitet wider meine Ehre!"

„Wider deine Ehre!" rief die arme Gräfin außer sich vor Schmerz, da sie sah, wie so ganz unerwartet all ihr Hoffen, die Frucht ihrer schlaflosen Nächte, all ihr wochenlanges Vorbereiten nun im entscheidenden Augenblicke an dem Widerstande ihres Mannes zu scheitern drohte. „Wider deine Ehre! Ist es möglich, William? Bist auch du so selbstisch, daß du in dem Augenblicke, da es sich darum handelt, deinem Weibe den Gatten und deinen Kindern den Vater zu erhalten, nur an deine Ehre denken kannst? Denke an deine arme Gattin, welcher du Treue und Liebe geschworen; denke an deine unmündigen Kinder droben in Schottland, die ihre unschuldigen Händlein tagtäglich im Gebete für dein Heil zum Himmel erheben, und fasse Mut und versuche es, dein teures Leben ihnen zu erhalten! Die Engel deiner Kinder werden uns hilfreich zur Seite stehen."

Winifrida war dem Gefangenen bei diesen Worten zu Füßen gesunken und hatte flehend seine Kniee umfaßt. Der Graf zog sie an seine Brust empor. Ihre Liebe hatte gesiegt. „Um deiner und der Kinder willen," sagte er und küßte die treue Gemahlin. „Winifrida, ich folge dir!"

Die Gräfin jubelte auf. Das größte Hindernis, das sie gefürchtet hatte, war überwunden. „Schnell, schnell, nun dürfen wir keinen Augenblick verlieren," sagte sie; „binnen einer Viertelstunde müssen wir das eiserne Tor des Byeward hinter uns haben. Miß Morgan, rasch das Kleid her!"

Während die Frauen beschäftigt sind, den Gefangenen in die stämmige Traubenwirtin zu verwandeln, wollen wir uns auf der Flur vor der Gefängniszelle etwas umsehen. Da stehen zunächst zwei Graubärte mit ihren Hellebarden, wettergebräunte Gesichter, die am Rhein und in den Niederlanden unter Marlborough und Prinz Eugen gekämpft haben. Sie waren eben mit dem Imbiß beschäftigt, den ihnen zu dieser Stunde Frauen und Töchter brachten. Das hatte die Gräfin bei ihren Besuchen wohl bemerkt, welche ihr im Laufe der letzten Woche häufiger gestattet wurden, und auf diesen Umstand einen Teil ihres Planes gebaut. Am Tage zuvor war sie ganz fröhlich gekommen und hatte den alten Soldaten verkündet: „Gottlob, ich bringe gute Botschaft; das Parlament hat neuerdings ein Gnadengesuch für die Verurteilten beschlossen, und es wird als sicher angenommen, daß Seine Majestät nun meinen Mann begnadigt. Hier habt ihr eine Kleinigkeit, daß ihr in einem guten Glase Sekt die Gesundheit Seiner Majestät, der armen verurteilten Lords und die Befreiung meines Mannes trinken könnt."

Lady Nithsdale hatte den Leuten schon öfters ein kleines Trinkgeld gegeben, aber in kluger Berechnung nur wenig, daß ja kein Verdacht entstehe. So hatte sie sich die Leute

wirklich geneigt gemacht, und sowohl die Wächter als ihre Frauen und Kinder, von denen auch heute wieder mehrere sich in der Gefängnisflur eingefunden hatten, zeigten große Teilnahme gegen die freundliche Gräfin. Als sie mit ihrer verschleierten Begleiterin die Zelle Nithsdales betreten hatte, redeten die Leute über das mutmaßliche Los des Gefangenen.

Der eine Wächter meinte, die Gräfin dürfe nach dem, was sie gestern gesagt, ganz sicher auf Begnadigung hoffen, der andere aber zuckte die Achseln und sagte, das Schafott sei draußen auf Tower Hill schon hergerichtet.

„O das kann auch sein, um zu schrecken und um die Begnadigung auffälliger zu machen."

„Hm —," entgegnete der andere, „vielleicht! Doch trau' der Kuckuck der Geschichte. Mehr als einer hat so gehofft, da sie ihn schon hinausführten, und dann kam die Begnadigung nicht oder um fünf Minuten zu spät. Der Meister Hans aber mit seinem verwünschten Beile war da und machte keinen Spaß — und ich sage dir, Gevatter, wenn der einem den Kopf von den Schultern genommen hat, so setzt ihn kein Feldscherer mehr auf."

„Ja," meinte ein dritter, „und mit der Begnadigung hat es immer noch seine Wege. Wenn die gute Königin Anna noch lebte — aber dieser deutsche Brummbär, den uns das Parlament auf den Hals gehetzt, versteht keinen Scherz, und wenn ich recht gehört habe, hat die Gräfin, wie sie die Treppe heraufkam, von einem neuen Gnadengesuche geredet — hat sie nicht, Ralf?"

„Meiner Treu, sie tat es und ist gar eilig," antwortete der Wächter. „Ich hörte sie sagen: ‚Wenn nur meine Zofe

zur rechten Zeit kommt; ich muß unverzüglich von hier nach dem Saint-James-Palast.'"

Wie die Wächter so am Plaudern waren und dabei die Flasche kreisen ließen, öffnete sich plötzlich die Gefängnistüre. Die Gräfin trat mit Miß Morgan auf die enge Flur und rief, das Fräulein vorwärts drängend: „Ach, liebe Miß Katharina, tut mir doch den Gefallen, eilet und bringet mir meine Magd — sie weiß es, wie kostbar gerade heute die Augenblicke sind, und doch zögert sie so lange."

Die Wachen gaben Raum, und das mutige Fräulein schlüpfte zwischen ihnen durch und eilte an dem zweiten und dritten Posten vorüber — denn die Wachen waren der zum Tode Verurteilten wegen während der Besuchsstunde verstärkt worden — die enge Wendeltreppe hinunter. Hier kam sie in einen schmalen, dunkeln Korridor, der an dem großen Ratszimmer des Kommandanten vorüber auf die Haupttreppe des Hauses führte. Es gab schlechterdings keinen andern Ausweg, und dieses Ratszimmer hatte der Gräfin, als sie ihren Plan faßte, viel Bedenken gemacht. Aber der Posten an seiner Türe ließ Miß Morgan passieren. „Ist die Lady, mit der Ihr gekommen seid, noch oben?" rief er ihr nach. „So mag sie sich sputen. Der Kommandant hat eben gesagt, die Herren des Rates würden jeden Augenblick zu einem Verhöre erwartet, und dann könnte die Gräfin lange harren, bis sie durchkäme."

„Gut, ich werde ihr gleich die Magd hinaufschicken, die unten im Hofe wartet," sagte das Fräulein und eilte flugs die Treppe hinunter. Dort traf sie in der Tat Miß Evans mit der stämmigen Wirtin. „Rasch, rasch," rief sie laut,

„Mylady ruft!“ Dann flüsterte sie zu Mrs. Mills, welcher jetzt im entscheidenden Augenblicke doch nahezu die Kniee schlotterten: „Mut, liebe Frau Wirtin! Nur den Kopf nicht verloren! Es wird alles ganz herrlich gehen! Die Reihe ist jetzt an Euch; Ihr werdet droben den Grafen schon in Eure Person umgewandelt finden. So haltet das Tuch nur krampfhaft vor das Gesicht, wie es die kluge Lady sagte, und schluchzt beim Heraufgehen, daß es einen Stein erbarmen könnte — nachher wollen wir fröhlich sein!“

Sofort ging die rüstige Frau entschlossen ans Werk. Freilich war es ihr so unheimlich um das Herz, wie im ganzen Leben noch nie; aber sie erinnerte sich, daß sie die Traubenwirtin von Jericho sei, in der ganzen Nachbarschaft ob ihres männlichen Mutes bekannt. So vergrub sie denn ihr Gesicht in das Taschentuch und stieg laut schluchzend die Treppen hinan. Unbehindert ließen die Wachen sie gehen.

Als sie die Gefängniszelle erreicht hatte, fand sie den Grafen bereits vollständig verkleidet. Eine Perücke, welche die Gräfin genau nach den Haaren der Wirtsfrau hatte machen lassen, die von stark rotblonder Farbe waren, verhüllte sein schwarzes Haupthaar. Schminke bedeckte, geschickt aufgetragen, die dunkle Gesichtsfarbe des Gefangenen; in der Dämmerung, die bereits stark hereinbrach, erfüllte das vollkommen seinen Zweck. Mrs. Mills gab noch, der Verabredung gemäß, ihr brennend rotes Halstuch, welches Winifrida um die breiten Schultern ihres Mannes legte, und sagte: „Die Schildwache unten am Ratszimmer läßt melden, die Herren vom Rate könnten jeden Augenblick kommen, und dann würden die Türen abgesperrt.“

„Also fort von hier, so rasch als möglich!“ antwortete die Gräfin, ergriff die Hand ihres Gatten und faßte die Türklinke. Dann wandte sie sich an die Wirtin und sagte: „Liebe Mrs. Mills, Ihr habt gewiß den Mut, mich mit dem Grafen erst hinunter zu lassen und noch einige Minuten hier zu bleiben? Wir werden Euch die mutige Tat reich belohnen. Nach einer Weile, wenn Ihr höret, daß draußen die Weiber der Wächter aufbrechen, schlüpft Ihr leicht unbemerkt mit ihnen fort —“

„Oder werde ertappt, was noch viel leichter ist, und habe meinen Hals dem Meister Hans verpfändet!“ fiel ihr die Wirtin, der das Mißliche ihrer Lage immer klarer wurde, in die Rede. „Nein, gnädige Frau, um alle Schätze der Welt bleibe ich Euch keinen Augenblick länger.“

So stand nun Lady Nithsdale gerade jetzt, wo jede Sekunde entscheidend war, vor einem neuen Hindernisse! Sie konnte die Wirtin nicht bereden, die freilich etwas schwierige Rolle zu übernehmen. Rasch entschlossen änderte sie ihren Plan, indem sie sich selbst eine viel schwierigere Aufgabe zuteilte, als sie der Wirtin zugedacht hatte. Sie antwortete also:

„Mrs. Mills, ich hätte Euch für mutiger gehalten! Aber wenn Ihr es vorzieht, erst zu gehen, so gehet immerhin; nur bitte ich Euch, diesmal so stille als möglich an den Wachen vorbeizukommen. Versuchet es auch, durch das Tor am Wiegenturme (Cradle tower) fortzukommen; ich habe bemerkt, daß es heute offen steht.“ Mit diesen Worten ließ sie die Wirtin sachte durch die Türe schlüpfen.

Auf der Flur draußen ging es eben laut und lebhaft her, wie die Gräfin zu ihrer Befriedigung beim Öffnen der

Türe wahrnahm. Die Flasche Sekt, welche sie den Leuten verschafft hatte, tat ihre Wirkung. Lady Nithsdale glaubte daher den günstigen Augenblick für ihr kühnes Unterfangen gekommen. Nachdem sie ihr Herz mit einem kurzen Gebete gekräftigt hatte, sagte sie in festem Tone zu ihrem Gatten: „Nun denn, die heiligen Schutzengel unserer Kinder mögen uns geleiten!“ und ging entschlossen auf die Türe zu.

„Es ist Wahnwitz!“ entgegnete der Graf und blieb stehen. „Wenn sie mich aufhalten? Wenn sie mir ins Angesicht leuchten?“

„Eben darum müssen wir jetzt gehen, bevor sie die Fackeln anzünden. Bedecke dein Angesicht wie die Wirtin mit dem Tuche, als ob du weintest.“

Und bevor der Graf ein Wort erwidern konnte, riß sie mit einem entschiedenen Rucke die Türe auf. Den Grafen, der seine hohe Gestalt beugte und sein Gesicht in das Tuch verbarg, an der Hand führend, rief sie in klagendem Tone. „Ach, teure Miß Betty, eilet Euch doch und bringt mir um Gottes willen meine Magd! Ihr kennt meine Herberge; ich komme sonst sicherlich mit meinem Gesuche zu spät. Wenn Ihr je in Eurem Leben eilet, so eilet jetzt — an jedem Augenblicke der Verzögerung hängt Leben und Tod.“

So redend drängte Winifrida den Grafen vorwärts durch die ersten Wachen; dann schlüpfte sie hinter ihn, um seine männliche Gestalt und seinen Gang so gut als möglich zu verbergen. Die Wächter gaben in der Tat Raum, fast erschrocken über das Plötzliche des Auftrittes. Die Frauen aber brachen in lautes Weinen aus, als sie die unglückliche Dame und ihre weinende Begleiterin erblickten. Aber kaum

So redend, drängte Winifrida den Grafen vorwärts. (S. 174.)

hatten die Fliehenden am zweiten Posten vorüber die schmale Wendeltreppe erreicht, so sagte Ralf, der eine Wächter:

„Zum Henker — was ist denn das? Die große Jungfer oder was sie ist, ging doch, meine ich, vorhin schon heraus und hinunter.“

Die Gräfin hörte das Wort auf der Treppe, und es faßte sie ein jäher Schreck. Aber gewaltsam preßte sie die aufsteigende Furcht zurück und beschwichtigte ihr bebendes Herz. „Vorwärts, ums Himmels willen, liebe Miß Betty! Eilet, eilet — ein Menschenleben hängt an jeder Sekunde!“

„Siehst du Gespenster, Mann?“ erwiderte der andere Wächter, den die Flasche in gute Laune gebracht hatte, seinem Gesellen; „oder ist es der Sekt, der dich doppelt sehen macht?“

„Nein, Kamerad! Auf mein Ehrenwort — die Große ist vorhin schon hinunter. Ich glaube, es wäre am besten, es liefe einer zum Kommandanten und machte Anzeige.“

„Daß er sähe, wie wir gegen das Reglement auf der Wache zechen und wir unsern Teil Pritsche und Prügel bezögen — doch siehe, da kommt ja die gnädige Frau zurück.“

In der Tat, Lady Nithsdale kam zurück. Sie hatte ihren Mann glücklich bis an die große Treppe gebracht, und unten im inneren Hofe wartete ja die treue Evans. So hielt die edle Frau es denn für das beste, ihn gehen zu lassen und selbst auf alle Gefahr hin zur Gefängniszelle zurückzukehren, um, wenn möglich, der allzu frühen Entdeckung der Flucht vorzubeugen, welche die Worte der Wache befürchten ließen.

„Mag man mich ergreifen,“ sagte sie, „wenn nur mein Mann gerettet ist.“

* * *

Inzwiſchen hatte Mr. Mills, der Wirt zur „Traube von Jericho“, vor dem Byewardtore wohl eine halbe Stunde gewartet. Die Luft war ſchneidend; wie ein endloſer, unabſehbar breiter Strom wogte der kalte Nebel von der Themſe her über die Werfte durch die Waſſergaſſe (Water lane) und hüllte die düſtern Türme des Tower in ſeine grauen Schleier ein. Mr. Mills war aber keineswegs in der Stimmung, über das eigentümlich Traurigſchöne dieſer winterlichen Erſcheinung dichteriſche Anmutungen zu erwecken. Ärgerlich ging er in einiger Entfernung vor dem Tore auf und ab, und als die Belfryglocke halb vier Uhr ſchlug, begann er ſeine Blicke erwartungsvoll auf den dunkeln Torweg zu richten.

„Tollheit,“ brummte er dann vor ſich hin. „Ich hätte meine Sara für vernünftiger gehalten. Ihn durch das Dutzend Wachtpoſten und all die Tore und Türen durchbringen zu wollen, iſt hirnverbrannt. Hätten ſie es mir nur zu Hauſe geſagt; ich wäre ihnen keinen Schritt vom Kamine gegangen, auch wenn Sara es befohlen hätte. Sie ſagen zwar alle, ich ſtehe unter dem Pantoffel, weil ich den lieben Hausfrieden in Ehren halte — aber ich wäre nicht gegangen! Und was brauchen wir denn unſere Naſe in dieſe heilloſe Geſchichte zu ſtecken? Die gnädige Frau tut mir zwar entſetzlich leid; allein was hat ſie für einen Nutzen davon, wenn wir uns auch noch die Finger umſonſt verbrennen?“

Dann ging er wieder auf und ab und ſchaute nach dem Torwege, allein es kam niemand; nur die Wache ſchritt langſam hin und her und blickte mißmutig in den kalten Nebel hinaus, den Augenblick erwartend, da das eiſerne

Gitter herabgelassen werde und die Wächter in der wohlgeheizten Torstube die frostigen Glieder wärmen könnten.

„Ich ginge am besten nach Hause," hob der Wirt sein Selbstgespräch wieder an. „Meine Frau könnte dann die Suppe allein ausessen, welche sie so uns beiden einbrockt. Schon wollte er seine Schritte wenden; aber es beschlich ihn jenes bange Gefühl, das selbst in einem Heldenherzen wohnen kann; oder hat nicht Gunther, der hochberühmte Nibelungenrecke, vor seiner grimmigen Brunhilde gezittert? So stammelte denn auch Mr. Mills: „Aber Sara —!" und blieb stehen.

Da tönte die Glocke wieder von Belfry her — es waren nur noch wenige Minuten vor Torschluß — und noch immer wollte niemand kommen. Der Wirt hauchte in seine vor Frost starren Hände, rieb sich die kalten Wangen und harrte und harrte. Endlich hallten Tritte vom inneren Torwege her; sein Puls stockte vor jäher Furcht; — richtig, da kamen zwei weibliche Gestalten — das Kammermädchen der Gräfin und seine Sara, soweit Nebel und die einbrechende Nacht die beiden erkennen ließen. Ja, sie war es; er erkannte das Kleid und das große rote Halstuch, das er ihr einst auf Sankt Valentins Tag gekauft hatte.

„Gott sei Dank," brummte er; „sie haben das tolle Unternehmen darangegeben," und eilte den Kommenden bis an die Brücke entgegen. Aber wie erschrak er, als seine vermeinte Sara das Tuch vom Angesichte zog und statt der bekannten Züge ein bärtiges Männergesicht enthüllte! Er tat einen jähen Schrei, prallte zurück und lief, ehe die beiden es sich versahen, spornstreichs davon.

„Herr Wirt, Herr Wirt! so bleibt doch stehen!“ rief ihm Miß Evans nach. Aber da half kein Rufen; bereits war der erschrockene Mann, von Nebel und Dunkelheit begünstigt, in einem engen Gäßchen verschwunden.

„Der Hasenfuß!“ grollte Cäcilia. „Und er allein weiß die Wohnung der alten Ellen Moore, die uns ein Versteck gewähren will. Aber nur fort von hier, so weit als möglich fort von diesen unheilvollen Türmen.“

„Und wo bleibt Winifrida? Wird sie nicht statt meiner den Feinden zum Opfer fallen?“

„Gott und seine heiligen Engel werden sie schützen, Mylord, nur fort von hier!“ und sie bogen in ein dunkles Gäßchen, eilten von Gasse zu Gasse, und Zwielicht und Nebel hüllten sie in ihre Schleier.

Cäcilia hielt es nicht für geraten, den Grafen zur „Traube von Jericho“ zu bringen. In der Drurilane kannte sie eine Irländerin; zu ihr führte sie rasch entschlossen den Befreiten. Dann eilte sie mit Windesschnelle nach ihrer Herberge, allwo sie den Wirt bereits in seinem Sorgenstuhle am Herdfeuer fand. Allein weder Bitten noch Gründe wollten verfangen; der Mann war nicht dazu zu bewegen, sein gemütliches Plätzchen abermals zu verlassen, um „mit Gefahr seines Halses in der kalten Nacht umherzulaufen“, wie er sich ausdrückte. Glücklicherweise kam Sara, welche sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt hatte, im rechten Augenblicke zurück und jagte mit ihrem Machtspruche den furchtsamen Gemahl abermals in die frostigen Gassen hinaus.

Eine Stunde später war der Graf in seinem Verstecke geborgen. Es war das Dachkämmerchen einer alten Bettlerin,

die an gewissen Tagen in der „Traube von Jericho“ vorsprach, um die Abfälle des Mahles zu sammeln. Bei dieser Gelegenheit hatte sie öfters von der Lady Nithsdale Almosen empfangen; dafür sollte sie, so hatte die Gräfin geplant, auch ihre Rolle in dem Fluchtversuche spielen. Einen sichereren Schlupfwinkel konnte sie ja für ihren Gatten nicht finden als die elende Wohnung einer Bettlerin!

Und nun war alles vollführt, wie es der kluge Sinn, der Mut und die Liebe der hochherzigen Frau beschlossen hatte. Er war sicher in der dunkeln, kalten Kammer; aber sie, was zögerte sie, zu kommen?

Stunde um Stunde verstrich. Die Nacht rückte voran; die Wächter hatten bereits die zehnte, die elfte Stunde gerufen; der Lärm des Tages war in den Gassen verhallt, und noch immer wartete der Graf. Da plötzlich hörte er leise Tritte auf der steilen Stiege; die Türe öffnete sich — und mit unaussprechlicher Freude preßte der Befreite seine treue Winifrida an die Brust.

5.

Treu bis zum Tode.

Der Frühling war wieder in das Land gekommen. Droben in den Hochforsten Schottlands hatte er mit allbezwingendem Hauche Schnee und Eis gelöst. Da schwollen die wilden Bergbäche, und der Nith trieb seine sonst so ruhigen Wasser trüb gefärbt an Schloß Terregles vorüber der Solway-Bai zu. Die Hügel färbten sich grün; tausend bunte Blumen hoben in Wald und Feld ihre Kelche und lauschten dem ewig alten und ewig neuen Lobliede der Lerchen und den Wunderdingen, welche die vielgereiste Schwalbe zu erzählen weiß. Die Bäume im Schloßgarten hatten ihren Laubschmuck wieder angetan und schwenkten die grünen Zweige wie Siegesfahnen des Frühlings in der lauen Luft. Und um ihre Kronen summten geschäftige Bienen, schwirrten goldglänzende Käfer, gaukelten im Sonnenstrahle farbige Falter — alles bis zum kleinsten Geschöpfe in Gottes ungezähltem Haushalte freute sich des Frühlings, der warmen Sonne und des süßen, süßen Lebens!

Aber das Schloß stand still und öde da wie eine Ruine. Die Fensterläden waren geschlossen, daß kein einziger von den unzähligen warmen Strahlen, die auf den Dächern zitterten und die kalten Mauern wärmten, in die sonst so

traulichen Räume bringen und sagen konnte: „Macht auf! Der Frühling ist da!“

Nur zwei kleine Fenster an der Gärtnerwohnung standen offen, und der farbenfrische Blütenflor von Tulpen und Hyazinthen, der auf den Gesimsen prangte, verkündete, daß hier die sorgsame Hand des alten Gärtners noch immer geschäftig walte. Wirklich finden wir ihn auf einer Rasenbank nahe beim Springbrunnen im Gespräche mit dem alten Kastellan, der das schöne Lied von des Grafen Nithsdale Gefangennahme gedichtet hat.

„Also Ihr habt sie gesehen?“ fragte der ehrliche Tom.

„Mit diesen meinen Augen. Und auch Ihr werdet sie morgen abend sehen. Ich sagte es Euch ja gleich, daß sie es sei, als ich vorgestern den sonderbaren Zettel erhielt. Wer hätte mich auch sonst bei Nacht und Nebel nach Carlaverock, in das alte, verfallene Schloß bestellt? Sehet, die Sonne sank eben in das Meer, als ich ankam, und es war noch niemand da. So hatte ich Zeit, mir die alte Burg anzusehen, welche ich aus meinen jungen Jahren, wo sie noch bewohnt war, so gut kannte. Hab' ich doch als blutjunger Mensch unter dem seligen Vater unseres Grafen, der die Feste für den alten Stuart gegen den Oranier hielt, die Belagerung mitgemacht! Aber der König befahl die Übergabe; dann haben die Whigs die äußeren Mauern geschleift und den roten Hahn auf das Dach gesteckt.“

„Das sind ja alte Geschichten! Ihr kommt wieder ans Erzählen,“ unterbrach ihn der Gärtner — „und dann kam sie?“

„Freilich kam sie! Aber nur Geduld — ich mußte mich ja auch gedulden, und es ist mir schier unheimlich geworden

in dem alten Gemäuer, wo der Nachtwind durch das Flußschilf raschelte und das Strauchwerk in den Fensterbögen und auf den Söllern rauschte, auf denen ich als Knabe die gnädigen Fräulein sitzen sah — ach! sie sind jetzt auch schon lange im Grabe! Und dann ging der Mond auf und beleuchtete die trotzigen Ecktürme und glitzerte auf den vorübereilenden Wellen des Nith's. Und wie ich so hinschaue, siehe, auf einmal gleitet ein Nachen über den Fluß, von dem alten Fischer gerudert, und eine Frau sitzt schweigend am Steuer. Ich stelle mich in das Dunkel des Torweges, um das versprochene Zeichen abzuwarten. Als ich es hörte, trat ich vor und sah mich einer Frau gegenüber, welche die gewöhnliche Kleidung der Bauernweiber von Galloway trug, und wußte nicht, was ich denken solle. Sie aber gab mir die Hand, und wie sie redete, erkannte ich sie auch."

„Mylady Nithsdale?" fragte Tom.

„Freilich, unsere gnädige Frau. Sie führte mich nun in den Schatten des Gemäuers, setzte sich auf einen herabgestürzten Gewölbestein, und ich stand vor ihr, und sie erzählte mir."

„Aber was denn? Das ist es ja, was ich wissen wollte. Ihr seid heute wieder unausstehlich mit Eurem Gerede!"

„Nun, alter Knabe," fuhr der gesprächige Kastellan fort, dem es Freude machte, den treuherzigen Gesellen etwas auf die Folter zu spannen, „Ihr seid ja fast so ungeduldig wie ein kleines Mädchen, dem man die Puppe genommen hat! — Was sie mir erzählte? Vor allem fragte sie nach den Kindern; dann mußte ich ihr erzählen, wie es auf Terregles

den Winter über gegangen. Ich erzählte ihr, wie die verhetzten Presbyterianer mit ihren Prädikanten wieder das Schloß gestürmt und alles drunter und drüber geworfen. Da sagte sie: ‚Gott sei Dank, daß wir die Kinder in Sicherheit gebracht hatten.‘ Endlich erzählte ich ihr, wie ich ihren Auftrag ausführte und die Dienerschaft verabschiedete. Als ich ihr dann sagte, daß der alte Tom und ich es nicht hätten über unser Herz bringen können, das Schloß zu verlassen, drückte Mylady meine Hand und sagte: ‚Ich kenne euch beide und euer treues Herz‘ — das hat mir wohl getan, und ich denke, es wird auch Euch Freude machen, alter Gesell.“

Der Gärtner sagte kein Wort; er wandte sein Gesicht dem Springbrunnen zu und fuhr mit der rauhen, schwieligen Hand über seine Augen.

„Dann nahm ich mir ein Herz und fragte nach unserem gnädigen Herrn. Sie sagte: ‚Er ist mit Gottes Hilfe in Sicherheit! O es war nicht so schwer. Wie wir ihn aus dem Tower davonbrachten, wißt Ihr ja.‘ Ich bejahte es. ‚Nun,‘ fuhr sie fort, ‚dann hielten wir uns auf dem Dachstübchen der alten Bettlerin verborgen. Drei Tage lang wagte ich nicht, auch nur Speise und Trank kommen zu lassen, aus Furcht, wir möchten uns verraten. Wir behalfen uns mit einer Brotkruste und einer Flasche Wein, die ich glücklicherweise aus unserer Herberge mitgenommen, als ich mich aus dem Tower davongemacht hatte.‘

„‚Aber Mylady, wie ist Euch das gelungen?‘ fragte ich. ‚Das konnte uns die gute Miß Evans nicht erzählen; denn das Fräulein mußte sich schon am folgenden Morgen, eben als man die Lords Derventwater und Kenmure zum Tode

führte, auf den Weg machen, um die fröhliche Zeitung von unseres Grafen Rettung durch Euern Heldenmut nach Schloß Traquair zu bringen.'

„O das war das Allerspaßigste!' sagte die Gräfin. ‚Als ich meinen Mann durch die Wachtposten glücklich bis an die Haupttreppe gebracht hatte, ließ ich ihn in Gottes Namen gehen und eilte mit klopfendem Herzen hinauf zu der verlassenen Zelle; denn es war mir nicht entgangen, daß einer der Wächter Verdacht geschöpft hatte. Es war wirklich hohe Zeit, daß ich dazwischen trat; sie waren gerade daran, den Kommandanten rufen zu lassen, als meine Zurückkunft sie beruhigte. Ich ging also in das leere Gefängnis und schritt laut redend mit schweren Tritten auf und ab, daß sie es draußen hören mußten und der Meinung wurden, ich rede mit meinem Gemahle. Erst als der Graf ganz gewiß in Sicherheit war, öffnete ich die Türe und nahm, in derselben stehend und in den leeren, dunkeln Raum hineinsprechend, ein rührendes Lebewohl. Ich hoffe ihn bald wieder zu sehen, sagte ich — und in der Tat, das hoffte ich ja auch; aber freilich nicht im Tower! Dann sagte ich zu einem der Wärter, welche gerade daran waren, die Laternen anzuzünden, der Graf wünsche jetzt kein Licht, und wenn er später eines brauche, so werde er selber danach verlangen. Mit diesen Worten eilte ich die Treppe hinab und in der letzten Minute noch zu dem dunkeln Torwege hinaus — rasselnd hörte ich hinter mir das Fallgitter niedergehen. Ich eilte nach meiner Herberge. Als ich hier erfuhr, daß alles in Ordnung sei, ließ ich mich in einer Sänfte zur Herzogin von Montrose tragen, welche mich zu sich gebeten hatte. Die

edle Dame wollte mich in der schonendsten Weise auf die Mitteilung vorbereiten, daß keine Begnadigung zu hoffen sei; da konnte ich meine Herzensfreude nicht mehr verbergen. Die gute Herzogin erschrak und meinte, das Übermaß des Unglückes habe mich um den Verstand gebracht — ich las es in ihrem Angesichte —; aber wie staunte sie, als ich ihr die Ursache meiner Freude mitteilte! Sie versprach nun, mir am künftigen Tage die Stimmung bei Hofe zu berichten; denn wir hofften, der König möchte nach geschehener Tat verzeihen. Allein das Gegenteil erfolgte; er stürmte furchtbar, ließ an allen Toren die Wachen verdoppeln und setzte einen Preis auf das Haupt des Grafen; auch gegen mich, gegen „die papistische Hexe", wie er mich schmeichelhaft genug nannte, soll er gewettert haben.

‚Wir hielten uns also in unserem Verstecke ganz still, und erst nach einigen Wochen, als die Sache schon etwas vergessen war, wagten wir weitere Schritte. Ich hatte durch die Herzogin gehört, daß der venetianische Gesandte eine Kutsche nach Dover hinunterschicken werde. Es gelang dem Grafen, sich in die Livree eines seiner Bedienten zu stecken, und so fuhr er auf offenem Bocke durch die doppelte Torwache, welche vor den Farben des Gesandten präsentierte, unbehelligt die Straße nach Dover hinunter. Eine Woche später erhielt ich von Calais ein Briefchen, das mir in zwei Worten „All right" („Alles in Ordnung") die erwünschte Nachricht seiner Rettung brachte. Nun glaubte ich die Zeit gekommen, London zu verlassen und ihm nachzureisen. Aber bevor ich das Festland betrete, mußte ich meiner Kinder wegen nach Schottland.' So erzählte mir unsere liebe Gräfin.

Dann fragte sie: ‚Darf ich es wagen, nach Terregles oder Traquair zu gehen?‘

„‚Man fahndet auf Euch, Mylady,‘ erwiderte ich.

„Sie antwortete: ‚Deshalb bin ich verkleidet.‘

„‚Wohl,‘ sagte ich. ‚Aber eine Entdeckung wäre immerhin möglich.‘

„Sie schwieg einen Augenblick; dann sprach sie: ‚Gut, ich will auch dieses Opfer bringen. Es ist wahr, ich könnte ja den Schwager und die Schwägerin mit in mein Verhängnis ziehen.‘ Und nach kurzem Bedenken fügte sie bei: ‚Schickt mir den alten Tom hierher und sagt ihm, er solle das eiserne Kästchen mitbringen; er wird sich schon erinnern.‘“

„Freilich erinnere ich mich,“ sagte der Gärtner. „Heute nacht noch werde ich mich auf den Weg machen. Aber wie treffe ich sie?“

„Drei Wegstunden unterhalb Dumfries kommt Ihr an die Fischerhütten; Ihr werdet sie kennen?“

„Ich kenne sie.“

„Gut; gleich die erste betretet Ihr. Der alte Fischer, der früher immer die Lachse nach Terregles lieferte, wird Euch kennen und nach Carlaverock überführen. Im linken Turme haben sie ihr ein noch leidlich erhaltenes Gewölbe notdürftig hergerichtet.“

„Gott, welche Frau! Von ihr werden die Kindeskinder noch erzählen. Stark wie ein Fels und treu wie Gold! Wenn wir es doch noch erlebten, daß friedlichere Zeiten wiederkämen; das wäre ein Jubeltag für Terregles!“

„Amen, Amen!“ sagte der Kastellan, dem alten Manne die Hand reichend und mit ihm dem Schlosse zugehend, das jetzt im Glanze der untergehenden Sonne dastand.

Aber die beiden Greise erlebten es nicht mehr, und die beiden Kinder auf Schloß Traquair erlebten es auch nicht.

Lady Nithsdale floh nach Frankreich und traf ihren Gemahl zu Lille am Hofe des verbannten Königs von Schottland, für den er alles gewagt und der jetzt das Brot der Verbannung mit ihm teilte. Die Gräfin wurde Ehrendame der Königin-Witwe Maria von Modena. Als dann der Regent von Frankreich einer Übereinkunft mit England gemäß die Stuarts aus den Grenzen seines Reiches verbannte, gingen sie beide mit dem unglücklichen Fürsten nach Rom, wo ihnen der Heilige Vater, der stete Hort des Rechtes, auch im Unglücke treu, ein liebevolles Asyl bereitet hatte.

Treu wie ihre Ahnen teilten der Graf und die Gräfin Nithsdale auch fürderhin das Los ihres angestammten Fürstenhauses. Die Quellen, aus denen wir schöpften, bieten uns bis ins betagte Alter der Gräfin, wo ihre sonst klare und feste Schrift eine zitternde Hand verrät, noch manche Briefe voll Hoffnungen und Wünschen für die gerechte Sache der Stuarts und voll Liebe und Sehnsucht nach den Kindern im fernen Schottland. Ach, sie sollte dieselben auf Erden nicht mehr sehen. Aber trostreich war doch dem Mutterherzen das Bewußtsein, durch ihre Umsicht ihnen einen bedeutenden Teil ihres Vermögens gerettet zu haben, und noch viel trostreicher waren ihr die Briefe aus Schottland, welche ihr meldeten, wie herrlich sowohl William als Anna heranblühten und wie kräftige Wurzeln der Wahlspruch in ihrem Herzen schlage: „Treu der Kirche und den Stuarts!“

Im Jahre 1744 starb der Graf in Rom. Fünf Jahre später folgte ihm seine Gattin in jenes Land, wo wahre Liebe

und Treue ewig belohnt wird. Der Tod erſparte ihnen den Schmerz, in Karl Eduard die letzte Hoffnung der Stuarts vernichtet zu ſehen.

Als der jetzige Stammherr der Familie Maxwell im Jahre 1870 zu Rom Nachforſchungen nach dem Grabe ſeiner berühmten Ahnfrau anſtellen ließ, konnte man ihr Denkmal nicht mehr auffinden. Aber die Liebe und Treue der Lady Nithsdale lebt noch heute im Volksmunde und iſt ruhmreich in den Jahrbüchern der Geſchichte verzeichnet. Das iſt unſtreitig ein ſchöneres und dauerhafteres Denkmal, als Erz oder Marmor zu bieten vermöchten.

Großvater und Enkel.

Ein Bild aus der Katholikenverfolgung in England unter Elisabeth.

(1877.)

1.

Verstoßen.

Blainsco Hall, der Stammsitz der Worthington von Blainsco, beherrscht einen freundlichen Talgrund unweit der alten Stadt Wigan, welche in der Geschichte Lancashires eine bedeutende Rolle spielt. Das herrschaftliche Haus, dessen Front und Flankentürme aus dem roten Sandsteine der Gegend zierlich im früheſten Tudorstil aufgeführt sind, lehnt sich malerisch an einen bewaldeten Hügel und hat sein stolzes Aussehen bewahrt, wenn auch die Tage seines einstigen Glanzes, aus deren Neigezeit wir einige bewegte Szenen erzählen wollen, längst vorüber sind. Der Hauptsache nach

werden wir treu den Mitteilungen zeitgenössischer Schriftsteller[1] folgen, die uns vielfach sogar die Reden und Antworten der handelnden Personen aufzeichneten.

Es war am Vorabende des gnadenreichen Christfestes im Jahre 1583. Ein schneidender Nordwest wälzte schwere Wolkenmassen von der Irischen See her über das flache Küstenland von Lancashire und peitschte Schnee und Regen wider die Hügelketten von Wigan, welche dem wilden Gesellen auf seiner stürmischen Bahn das erste Hindernis in den Weg legten. Wer bei diesem Unwetter nicht hinaus mußte, blieb sicher am wohnlichen Herde. Um so auffallender war es, daß in Blainsco Hall offenbar Anstalten zum Empfange zahlreicher Gäste getroffen wurden. Die weite Halle war festlich geschmückt, und in dem großen Marmorkamine loderte ein mächtiges Feuer, das Licht und Wärme durch den hochgewölbten Raum strahlte. In seinem flackernden Widerscheine flammten alte Waffenrüstungen an den Wänden und schaute mancher geharnischte Ritter und manche züchtige Edelfrau in den steifen Trachten längstvergangener Tage auf die Stätte nieder, in der sie einst leibten und lebten. Das waren die Ahnen der Worthington von Blainsco, einer Familie, die immer noch zu den reichsten und angesehensten von Mittel-Lancashire zählte, obschon es seit dem Ausbruche der religiösen Wirren in England auch über diesem katholischen Hause wie eine gewitterschwere Wolke hing.

[1] Cf. *Aquaepontanus* (Bridgewater), Concertatio Ecclesiae Cath. in Anglia adversus Calvin. et Puritan. sub Eliz. Reg. (Trev. 1594), und die reichhaltigen Angaben in den Records of the English Province of the Society of Jesus II, 116 ff.

Der alte ehrliche Tom, von Kindesbeinen auf Diener im Hause, hatte eben die Tafel gedeckt — denn das vertraute er keinem der jüngeren Bedienten an — und führte nun, nochmals die Gedecke musternd, seiner Gewohnheit gemäß ein Selbstgespräch.

„So, Tom," sagte er sich selbst lobend, „das haben wir gut gemacht! Hier für die Gerards, aber nicht für Sir Thomas, der neulich seinen eigenen Bruder in die protestantische Predigt schleppen ließ; hier für die Walmsleys, prächtige Leute vom echten, alten Lancashireschlage; hier für die Molineux — Lord und Lady Braidshaig pflegten sonst hier zu sitzen, aber seit sie ketzerisch wurden, können wir sie auf eine solche Gelegenheit wie heute nicht einladen —, und hier für Mylady, und ganz oben, am Platze des alten Sir Richard, der glücklicherweise seit zwei Tagen in Bradshaw Hall weilt, für unsern jungen Herrn Sir John, der heute nacht seine erste heilige Kommunion empfängt, und neben ihm für den Priester. Wie ich mich freue, den hochwürdigen Herrn wiederzusehen! Ich habe ihn ja als Kind auf meinen Armen getragen. Da, das ist der Becher, den ihm die Ahnfrau, Gott habe sie selig, zu seiner ersten Kommunion schenkte. Was man doch alt wird; ich meine, es sei erst gestern gewesen! So — jetzt noch die silbernen Leuchter mit den Wachslichtern. Wie all das reiche Tafelgeschirr und die Pokale funkeln! Ja, ja, wer weiß, wie lange diese Herrlichkeit noch hier steht; die Kommissäre strecken schon gierig ihre Finger danach, und wir erleben es am Ende noch, daß sie kommen und alles forttragen und Haus und Hof versteigern, wie sie es schon mit so manchem katholischen Edelsitze getan haben. — Man kann

dem alten Sir Richard am Ende seine bösen Launen nicht ganz verdenken. Es ist übrigens gut, und das hat Mylady prächtig eingerichtet, daß er über Weihnachten nicht im Hause weilt; wer weiß, ob er uns die schöne Feier nicht verdorben hätte!" Während der alte Diener so für sich plauderte, rückte er noch dies und das zurecht und wollte eben mit einem zufriedenen Lächeln auf den gutmütigen Zügen die Halle verlassen, als plötzlich Hufschlag vom Hofe heraufönte und wenige Minuten später Sir Richard dem erschrockenen Tom entgegentrat.

Der alte Herr von Blainsco Hall hatte freilich seine bösen Launen, wie wir von dem ehrlichen Diener hörten. In ruhigen Zeiten wäre Sir Richard ein ganz vortrefflicher Mann gewesen; aber in den damaligen Tagen des Sturmes war seine furchtsame, zu Mißtrauen geneigte Natur sich selbst und seiner Umgebung zur Qual. Bis an die äußersten Grenzen des Erlaubten und wohl auch darüber hinaus nachgiebig, war er zwar bis jetzt den unerschwinglichen Geldstrafen entgangen, durch welche die Königin Elisabeth seit vielen Jahren schon die Katholiken zur Annahme ihrer Staatsreligion preßte. Sollte ihm das aber auch fürderhin gelingen, ohne öffentlich den Glauben seiner Väter zu opfern, dem er in seinem Herzen ergeben war und dem die übrigen Glieder seiner Familie treu anhingen? Das Opfer seines Glaubens oder das Opfer seines Wohlstandes, das war die gefürchtete zwingende Wahl, welche mit jedem Tage drohender vor den Geist des furchtsamen Greises trat und welche ihn nachgerade in eine fast krankhafte Aufregung versetzte. Wir begreifen daher, weshalb Lady Worthington den alten Mann veran-

laßte, einer Einladung auf einen benachbarten Edelsitz Folge zu geben; denn bei der Weihnachtsfeier, welche sie schon lange geplant hatte, durfte er nicht gegenwärtig sein.

Und nun war er doch ganz unerwartet zurückgekommen! Der ehrliche Tom erschrak bei seinem plötzlichen Erscheinen so sehr, daß seiner Hand beinahe der Leuchter entfallen wäre. Aber er faßte sich und wollte seinem Herrn, der mit dem Ausdrucke des höchsten Befremdens die geschmückte Halle und die strahlende Tafel erblickte, rasch ausweichen. Es war jedoch zu spät; er mußte ihm Rede und Antwort stehen.

„Was geht denn hier vor?" fragte Sir Richard, Hut und Mantel abwerfend. „Wozu diese Anstalten?"

„Die Tafel wurde für einige Gäste gedeckt, die wir auf heute nacht erwarten," antwortete der Diener.

„Für Gäste — und was feiert man denn für ein Fest ohne mein Wissen?" forschte der alte Herr, dessen Stirnader bedenklich zu schwellen begann.

„Das hohe Christfest, Mylord, und zudem soll ja der junge Herr heute nacht seine erste heilige Kommunion empfangen; dazu wollte Mylady einige befreundete Familien einladen," erklärte Tom, mit Schrecken den aufflammenden Zorn seines alten Herrn gewahrend.

„So," brach dieser los, „wirklich! Dafür hat man mich also nach Bradshaw Hall geschickt! Offene Weihnachtmesse und Kommunion in Zeiten wie diese — es ist zum Wahnwitzigwerden!" Und er stieß seinen Fuß gegen die Steinfliesen, daß die Sporen der Reitstiefel klirrten. „Wer sind die Eingeladenen?" fragte er dann den Diener, der erschrocken ihre Namen nannte. „Augenblicklich sollen einige Knechte

aufsitzen und die Einladung abmelden, weil — nun, weil ich zu jeder Stunde einer Hausſuchung gewärtig bin. — Wo iſt Lady Worthington?"

„Im blauen Eckzimmer, Mylord," ſagte der Diener und ſchaute verblüfft ſeinem Herrn nach, der haſtigen Schrittes quer durch die Halle der bezeichneten Türe zueilte. „Es ahnte mir doch immer, daß etwas dazwiſchen kommen müſſe; das Feſt wäre zu ſchön geweſen für die jetzigen Zeiten. Mein Gott, was wird die gute Frau für einen bittern Abend erleben, und erſt ſein Sohn, wenn er wirklich kommt; ich mag gar nicht an den Empfang denken." Kopfſchüttelnd ſchaute Tom nochmals auf die ſchön geordnete Tafel und ſeufzte: „Alles umſonſt!" Dann ging er, um die Reitknechte zu ſchicken.

Lady Worthington, die Schwiegertochter des alten Herrn, ahnte nicht, was ihr bevorſtand. Während des eben erzählten Auftrittes war ſie mit ihrem Sohne John, einem friſchen Knaben von kaum elf Jahren, geſchäftig, den Altar für die langerſehnte Feier zu ſchmücken. Von einem aus koſtbarem Holze zierlich gearbeiteten Tiſche hob die Dame das ſchön geſchnitzte Geſtell ab, das die Rückwand bedeckte und gewöhnlich koſtbare Gläſer und Pokale trug, ſchraubte die mit Elfenbein und Perlmutter eingelegten Deckplatten los — und da funkelte im Kerzenſcheine das reich vergoldete Bildwerk eines alten gotiſchen Altares mit ſeinen kunſtfertigen Schnitzereien und reichen Reliquiarien dem erſtaunten Blicke entgegen.

„O wie ſchön!" jubelte der Knabe, und ſein großes blaues Auge glänzte vor Freude beim Anblicke dieſes herr-

lichen Heiligtums. „Sieh doch, liebe Mutter," sagte er, auf eine kunstvolle Gruppe des Schreines deutend, „da ist auch das göttliche Christkindlein und die liebe Mutter Gottes und der hl. Joseph, und die Hirten bringen ihm ein Lamm, und darüber singen die Engel: Gloria in excelcis Deo! Ehre sei Gott in der Höhe! so steht es auf dem Bande in ihren Händen. Ach, daß wir den schönen Altar immer verbergen müssen! Wie gerne würde ich täglich an ihm die Messe dienen! Aber nicht wahr, bis ich einmal Priester bin, wie der Onkel, der heute nacht kommt, ist die böse Königin in London schon lange gestorben, und dann darf ich offen an diesem Altare Messe lesen?"

„Bitte heute nacht nur recht sehr das liebe Christkindlein, das zum erstenmal in dein Herz einkehrt, es möge unserer Heimat den Frieden schenken und ihr den alten katholischen Glauben bewahren," mahnte ernst die Mutter.

„Gewiß, das will ich gern tun, und auch für dich will ich beten und für den lieben Vater, der zur See ist, und für den Großvater und für alle, wie du es mir gesagt hast. Aber für die Königin, welche unsere Priester henken läßt, mag ich nicht beten," sagte der Knabe.

„Wie? Weiß mein John nicht, daß wir unsere Feinde lieben müssen? Hat denn der liebe Heiland nicht auch für diejenigen gebetet, die ihn an das Kreuz schlugen?" lautete die ernste Gegenfrage.

„Gut, Mutter," begütigte John. „Weil du es willst, will ich auch für sie beten, daß sie sich bekehre."

„Nicht weil ich es will, mein Kind," verbesserte die Mutter, „sondern weil der liebe Gott es will. Und nun

reiche mir die Leuchter her und hilf mir die Tücher über den Altarstein breiten — es sind Reliquien heiliger Märtyrer in demselben —, und dahin gehört das Kissen mit dem Meßbuche, und stelle die Kännchen und das Glöcklein zurecht — so, jetzt sind wir fertig. Nun wollen wir uns zusammen dem Altare gegenübersetzen, und du magst mir etwas aus dem ‚Garten der Seele' vorlesen, bis dein Onkel ankommt. Ich erwarte ihn jeden Augenblick."

Der Knabe hatte noch nicht lange gelesen, als die Türe des kleinen Vorzimmers, welches das Gemach mit der Halle verband, hastig aufgerissen wurde. „Er kommt!" jubelte der Knabe und sprang auf die Türe zu; aber statt des Erwarteten trat, aufs höchste erregt, Sir Richard ein. Seine welken Züge waren noch bleicher als gewöhnlich, und die farblosen Lippen bebten. Wie John ihn erblickte, blieb er enttäuscht mitten im Zimmer stehen und sagte: „Es ist der Großvater!"

„Ja, es ist der Großvater," erwiderte der Greis bitter. „Ist es dir nicht lieb, daß es der Großvater ist? Gehe nun auf deine Kammer, ich habe etwas mit deiner Mutter zu reden."

Als der Knabe fort war, wandte sich der alte Herr an Lady Worthington. Die edle Frau hatte bei seinem ersten Anblicke allerdings die Farbe gewechselt, jetzt aber bereits die Fassung vollständig wieder gewonnen.

„Ich bin wohl diesen Abend nicht sehr willkommen, Mylady," hob Sir Richard an. „Aber ich konnte nicht ahnen, wie störend meine Ankunft in meinem eigenen Hause ist. Was geht denn hier vor, wenn man das wissen darf?"

Die Dame antwortete auf diese in ungemein gereiztem Tone gesprochenen Worte mit Ruhe und Offenheit: „Es tut mir leid, Mylord, wenn ich Euch durch das kleine Fest beleidigt habe, das wir diese Nacht begehen. Nur zu gerne hätte ich Euch dazu eingeladen; denn bei der ersten heiligen Kommunion des Enkels darf eigentlich der Großvater nicht fehlen. Aber, um es ohne Umschweife zu gestehen, ich fürchtete von Eurer Seite Einsprache, und so mußte ich wohl, wenn auch mit Schmerzen, bei diesem Feste auf Eure Gegenwart verzichten."

„Wirklich, meine Gnädige, Ihr fürchtetet Einsprache von meiner Seite, und da beschlosset Ihr, den alten, unliebsamen Querkopf, der dann und wann die Unbescheidenheit hat, anderer Meinung zu sein als die Fanatiker, nach Bradshaw Hall zu schicken? Allerliebst!" Hierauf änderte der Greis plötzlich den Ton, in welchem er bisher geredet hatte, trat hart an seine Schwiegertochter heran und sagte mit vor Aufregung bebender Stimme: „Wollt Ihr denn mit Gewalt meine Familie in das Verderben stürzen? Feierliche erste Kommunion in Zeiten wie den unserigen, und dazu in der ganzen Gegend ein solches Wagnis ausposaunen, ist in der Tat noch mehr, als ich selbst Eurem Fanatismus zugetraut hätte!"

„Daß man auf den Christabend einige zuverlässige Nachbarn zum Besuche einladet, ist doch in England nichts so Ungewöhnliches," entgegnete ruhig die Dame.

„Zuverlässig!" rief Sir Richard. „Wer ist heutzutage zuverlässig? Daß man aber alle katholischen Familien der Umgegend einladet, ist ungewöhnlich genug, und daß

man sie als Zeugen einladet, wie man im Hause der Worthington den Gesetzen Ihrer Majestät zum Hohne Messe liest und andere Torheiten begeht, auf denen die Strafe des Hochverrates steht — das ist Tollkühnheit, ist heller Wahnwitz!"

„Mylord, Eure Aufregung entschuldigt diese Ausdrücke," erwiderte die Dame errötend. „Ich dachte, die feierliche Wiederholung der Taufgelübde, welche der ersten heiligen Kommunion vorangeht, werde dazu beitragen, den einen oder andern der Eingeladenen in dem treuen Bekenntnisse seines Glaubens zu bestärken."

„Prächtig, daran erkenne ich die Schwester des Gründers der englischen Priesterseminare auf dem Festlande," höhnte der Greis seine Schwiegertochter, welche in der Tat eine Schwester Dr. Allens, des um die katholische Kirche Englands hochverdienten späteren Kardinals, war. „Und unter die Wankenden, die im Glauben bestärkt werden sollten, gehöre auch ich — wie? Aber freilich, man konnte mich leider aus bereits eingestandenen Gründen nicht einladen!"

Lady Worthington antwortete nicht; es zuckte nur schmerzlich um ihre Lippen, und ihr seelenvolles Auge schaute ernst auf Sir Richard, der ihren Blick vermeidend fortfuhr: „Es tut mir leid, Mylady, daß die so wohl vorbereitete rührende Szene unterbleiben muß. Die Boten sind bereits fort, um die Eingeladenen abzubestellen; ruhig, meine Liebe! — Ich habe vielleicht durch diesen Schritt etwas in die Rechte der Dame des Hauses eingegriffen; allein dieser Brief, der mir heute nachmittag zuging und der meine so unerwartete Rückkehr veranlaßte, wird mich wohl entschuldigen."

Während die Dame die dargebotenen Zeilen durchflog, warf sich Sir Richard in einen Stuhl am Kamine. Als sie dieselben nach wenigen Minuten ruhig faltete und zurückgab, fragte er, mit einer Handbewegung zum Sitzen einladend: „Nun, was meint meine kluge Schwiegertochter zu dieser Aufforderung?“

„Ich habe sie schon längst erwartet,“ antwortete Lady Worthington. „Eure Zwischenstellung war ohnehin auf die Dauer unhaltbar, und um es offen zu sagen, freue ich mich, daß Ihr nun genötigt seid, entschieden auf die Seite der Katholiken zu treten.“

„Ha, sie freut sich, daß die alte Familie der Worthington von Blainsco zu Grunde geht!“ rief der Greis und stieß das Feuereisen in die Brände, daß die Funken aufwirbelten.

„Ich freue mich, Mylord, daß unsere Familie Jesu Christo zeigen kann, auch sie halte die Treue gegen seine Kirche höher als irdisches Gut,“ lautete die edle Antwort.

„Meint Ihr also, ich solle mich pfänden lassen, für jedes Jahr 3250 Pfund[1], nur weil ich mich weigere, hin und wieder eine nicht gerade römische Predigt anzuhören, die unerschwinglichen Summen für den Empfang der Sakramente nicht zu erwähnen? Meint Ihr wirklich, ich solle binnen wenigen Jahren in meinem hohen Alter die schönen Güter meiner Ahnen am Bettelstabe verlassen, um nach unsern Gesetzen erst gepeitscht, dann mit glühendem Eisen gebrannt und endlich aus England als Verbannter verjagt zu werden?

[1] Nach heutigem Geldwerte mehr als eine halbe Million Mark.

Nein und abermals nein! Damit wäre wahrlich der katholischen Sache wenig gedient. Laßt mich aussprechen; Ihr werdet dann sehen, daß ich es mit ihr besser meine, als Ihr vermutet. Seht Ihr denn nicht, wie unsere Feinde alle Hebel in Bewegung setzen, um eine katholische Familie nach der andern zu vernichten? Mit dem Häuflein geächteter Bettler werden sie gewonnenes Spiel haben. Aber mit den Worthington soll es ihnen nicht glücken! Solange ich lebe, sollen sie hier keinen Heller Strafgeld eintreiben, und ich denke dadurch, daß ich dem Ruine einer alten katholischen Familie steuere, der Kirche mehr zu nützen als durch das bißchen Bekennertum der Fanatiker. Hört mich zu Ende, Mylady — es ist gut, daß wir uns verständigen! Ich bin in meinem Herzen so gut katholisch als Euer Bruder in Rheims, wenn ich es auch aus wohlüberlegter Klugheit seit länger nach außen wenig zeigte und in Zukunft vielleicht noch weniger zeigen werde. Der Marquis of Winchester gab einst einem französischen Höflinge in meiner Gegenwart auf die Frage, wie es ihm möglich gewesen, in allen den verschiedenen Regierungen von Heinrich VII. bis auf Elisabeth stets in der Gunst des Hofes zu steigen, die treffende Antwort: ‚Ich war eine Weide und nicht eine Eiche.‘ Dieses Wort des klugen Mannes habe ich mir zum Wahlspruche erkoren: ich werde mich vor dem Sturme beugen. Wenn er vorübergebraust ist, so kann ich mein Haupt wieder erheben; die trotzige Eiche aber, die der Sturm bricht, steht nicht mehr auf. Bald, so wünsche ich ja auch, kann ein neues, der alten Kirche günstigeres Regiment kommen; vielleicht gelingt es der gefangenen Schottenkönigin Maria doch

noch, sich die Krone aufs Haupt zu setzen — und dann wird es mir die Kirche danken, daß ich das schöne Vermögen unseres Hauses dem ketzerischen Fiskus nicht in den Schoß warf."

„Und das Wort des charakterlosen Höflings, der aus Politik viermal seine Religion wechselte, will sich ein Worthington zum Wahlspruche wählen?" fragte die Dame entrüstet. „Mylord, der Sinn Eurer Rede ist ein sehr trauriger: Ihr seid entschlossen, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen, und das gilt als gleichbedeutend mit dem Abfalle vom Glauben."

„Freilich, so wird man es mir auslegen! Aber wer treibt mich denn zu diesem Schritte? Da seht, der Prediger und die Herren von Wigan ließen mich gegen ein gut Stück Geld bisher in Ruhe. Und nun muß vom Staatssekretär Lord Burleigh ein eigenhändiges Schreiben an den Obersheriff von Lancashire kommen mit der Anzeige, daß mein Sohn als römischer Priester den Boden Englands betreten habe, und mit der Aufforderung, auf den verdächtigen Vater des Hochverräters ein wachsames Auge zu haben. Ich fürchtete immer, Thomas werde der Unstern unseres Hauses sein! Seit dem Tage, da er Oxford verließ, um jenseits des Kanals in das Seminar von Douay zu treten, das Euer Herr Bruder unserer Königin wie zum Hohne vor die Nase baute, als ob sie nicht schon genug gereizt wäre, — seit jenem Tage fürchtete ich beständig, Thomas werde auch noch den Wahnwitz haben, herüberzukommen und so uns alle in sein blutiges Verhängnis zu verstricken. Hängt doch die Strafe des Hochverrats nicht bloß über ihm, sondern über

allen, welche ihm Unterkunft und Hilfe bieten, ja selbst über denjenigen, welche ihn nicht den Gerichten überliefern!"

Lady Worthington lastete es bei diesen Reden ihres Schwiegervaters wie ein Alp auf der Brust. Der Sohn, von dem der Greis sprach, konnte ja jeden Augenblick ankommen, und sie zitterte bei dem Gedanken an dieses Wiedersehen. Sie mußte es versuchen, ein Wort der Vorbereitung zu sagen, und fragte daher mit bebender Stimme: „Und wenn nun Euer Sohn Thomas diese Nacht nach Blainsco Hall käme — was würdet Ihr tun?"

„Was ich tun würde? Beim Himmel, ich weiß es nicht! Aber keine Stunde dürfte er mir im Hause weilen." Dann durchzuckte ein plötzlicher Gedanke den alten Herrn; er sprang von seinem Stuhle auf und rief, krampfhaft die Hand der Schwiegertochter fassend: „Wie? Er ist doch nicht der Priester, für den hier der Altar bereitet steht?"

„Doch, Mylord, an diesem Altare wird Euer Sohn das erste Mal im väterlichen Hause das heilige Meßopfer darbringen; ich erwarte ihn jeden Augenblick."

„Ha!" rief der Alte und schlug sich vor die Stirne. „Und das habt Ihr eingefädelt! Wenn nun die Häscher kommen, die ihm schon auf der Spur sind, und ihn und uns alle ergreifen? Ich muß hinunter, das Tor soll verrammelt werden; es soll mir diese Nacht kein Mensch über die Schwelle."

Sir Richard wollte fort, aber die Dame hielt ihn zurück. „Bleibt," flehte sie, „handelt nicht in dieser Aufregung! Hört doch, wie der Wintersturm an den Fenstern rüttelt! Auf Eurem Todbette müßte Euch ja der Gedanke in Ver-

zweiflung stürzen: Ich habe einem Priester, meinem leiblichen Sohne, in solchem Unwetter das Haus versagt. Leset diese Zeilen hier und seht in ihnen, wie sehr er sich freut und sehnt, das Haus seiner Väter wiederzusehen!"

Der Greis entriß ihr den Brief und warf ihn zerknittert in die Flamme des Kamins. „Auch noch Briefe, die uns verraten," stöhnte er. „Laßt mich los — das Heil unserer Familie steht auf dem Spiele!"

„Es steht noch viel mehr auf dem Spiele," erwiderte Lady Worthington mit Wärme, — „das Heil Eurer unsterblichen Seele steht auf dem Spiele, Mylord."

Aber er riß sich los und wollte hinaus. Da öffnete sich die Türe; der kleine John trat ein und rief: „Kommet doch in die Halle hinunter, um die schönen Weihnachtslieder zu hören, die ein fremder Mann zur Laute singt!"

„Er ist es!" sagte Lady Worthington; sie wußte ja, daß der Priester als Sänger verkleidet kommen werde, wie sie in England auf Weihnachten den Christmas-Carol singend von Haus zu Haus ziehen.

„Zu spät!" klagte Sir Richard. „Er ist in meinem Hause! Wissen die Diener, wer der Sänger ist?"

„Niemand weiß es außer dem alten Tom," antwortete die Dame.

„So führe den fremden Mann, sobald er sein Lied geendet, zu uns herauf, John," sagte der Greis zu dem Knaben, welcher, die ungewöhnliche Aufregung bemerkend, erschrocken zu seinem Großvater emporsah.

Der Knabe ging. Durch die offenen Türen tönte jetzt eine klangvolle Männerstimme, welche mit schlichtem, frommem

Ausdrucke folgende Zeilen eines alten englischen Volksliedes sang:

Die Hirten sind wohl auf der Wacht
Im Feld bei Nacht und Wind;
Da ladet sie die Engelschar
Zum neugebornen Kind.

Die Hirten ziehn bei frohem Schall
Der Flöten und Schalmein
Nach Bethlehem zu einem Stall —
Drin liegt das Kindelein!

Die Hirten sehn bei Unsrer Frau
Sankt Joseph betend knien —
Da werfen auch sie in Demut stumm
Sich vor die Krippe hin.

Die Hirten singen das Engellied:
„Geboren ist das Kind!
Dem Höchsten Ehr', den Menschen Fried',
Die guten Willens sind!"

Die milden Klänge des frommen Hirtenliedes bildeten einen sonderbaren Gegensatz zu der Stimmung, in welcher der Vater des Sängers dieselben hörte; dennoch blieben sie nicht ohne jeden Widerhall in seiner Brust. Aber der Greis, dessen Herz mit tausend Ketten sich an diese Erde geschmiedet hatte, kämpfte die Regung der Gnade nieder, und als das Lied zu Ende war, sagte er düster vor sich hin: „Ich kann nicht anders — er muß aus meinem Hause fort!"

Schritte nahten, und einen Augenblick später standen sich Vater und Sohn gegenüber. Mit der Freude des Wiedersehens auf seinen offenen, edeln Zügen nahte sich der Angekommene dem Greise; aber ein [illegible]iziger Blick in das

bleiche, verdüsterte Antlitz sagte ihm alles. Die Arme, die sich geöffnet hatten, um den Vater zu umfangen, sanken nieder, und schmerzlich zuckte es um die feingeschnittenen Lippen des Priesters, als er die Worte sprach: „Ich scheine dir kein willkommener Gast, Vater. Du zürnst mir immer noch, weil ich ohne deine Erlaubnis nach Douay reiste und Priester wurde. Aber der Ruf Gottes erging zu deutlich an mich: ich mußte folgen. Verzeih mir also und bring auch du das Opfer, welches der Herr von dir wie von mir verlangt."

„Der Ruf Gottes!" wiederholte der Greis ungläubig. „Deine Schwärmerei ist es, die uns alle ins Verderben stürzt! Weißt du denn nicht, daß deine Ankunft hier den Untergang deiner Familie veranlassen muß? Hast du meinen Brief nicht empfangen, in dem ich dich mit Enterbung bedrohte, wenn du jemals deinen Fuß auf englischen Boden setzen würdest?"

„Ich erhielt ihn, Vater; aber der Gehorsam, den ich meinen geistlichen Obern schulde, und meine Sehnsucht, am Heile meiner Heimat zu arbeiten, führten mich dennoch hierher," antwortete der Priester ruhig.

„So wisse denn, daß ich dich von heute an nicht mehr als meinen Sohn betrachte," rief Sir Richard; „ich enterbe dich und ich befehle dir, augenblicklich dieses Haus zu verlassen, das deine Anwesenheit zu verderben droht!"

In atemloser Spannung war bisher Lady Worthington dem peinlichen Auftritte gefolgt; jetzt warf sie sich zwischen den zürnenden Vater und seinen Sohn, der mit Tränen im Auge das harte Wort hinnahm und sich der Türe zuwenden wollte. „Halt, halt! rief sie, „es kann nicht Euer Ernst sein,

Mylord; in dieſe ſchreckliche Nacht hinaus jagt der Beſitzer von Blainsco Hall keinen Bettler, geſchweige denn ſein eigen Fleiſch und Blut, und noch viel weniger einen Geſalbten des Herrn! Komm, John, mein Kind, hilf mir den Großvater erbitten, daß er den Fluch dieſer Tat nicht auf ſeine Seele lade!" Der Knabe kniete mit ſeiner Mutter nieder und weinte und flehte, aber umſonſt; Sir Richard wiederholte das Wort und verſtieß ſeinen Sohn.

„Laßt es gut ſein, Mylady," ſagte dieſer; „ich danke Euch und meinem lieben Neffen für Eure Teilnahme. Es iſt wahr, dieſe Stunde iſt die bitterſte meines Lebens, und doch habe ich mich ſo auf ſie gefreut! — Ich gehe, Vater, und möge Gott Euch verzeihen! Ich fürchte, es wird eine Stunde kommen, da Ihr mich zurückruft, und ich weiß nicht, ob dann Euer Wunſch ſich erfüllt. Lebt alle wohl, und Gott ſei mit euch!"

Entſchloſſen ſchritt der Prieſter der Türe zu. Als dieſe ſich hinter ihm ſchloß, ſank der Greis wie vernichtet in einen Lehnſtuhl und jammerte halb verzweifelt: „Es muß ſein, es muß ſein!"

Lady Worthington aber, die bisher ihr empörtes Herz nur mit Mühe gebändigt hatte, trat vor Sir Richard hin und erklärte, daß auch ſie mit ihrem Kinde Blainsco Hall verlaſſen werde. „Ich mag nicht mehr mit einem Manne unter demſelben Dache wohnen, der ſein eigenes Kind verſtößt und ſeinen Glauben verrät. Komm, John," ſagte ſie und eilte dem Prieſter nach.

Drunten an der Haustüre traf ſie ihn. Der alte Tom, dem die hellen Tränen in den greiſen Bart rollten, ſchloß ihm

eben das Tor auf; der Wind fuhr heulend in die Hausflur und jagte den Männern breite Schneeflocken in das Antlitz. Die Edelfrau wollte den Priester zurückhalten, und der kleine John klammerte sich weinend an ihn; allein umsonst war alles Bitten und Flehen.

„Es darf mir nicht besser gehen, als es meinem Heilande ging," sagte er mit mildem Ernste. „Vom lieben Christkindlein, das wir heute nacht erwarten, steht ja geschrieben: ‚Es kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen es nicht auf.'"

Und er segnete die Jammernden und beugte sich zu dem laut weinenden Knaben nieder und machte ihm das Zeichen des heiligen Kreuzes auf Stirne, Mund und Brust; dann ging er in die sternenlose Nacht hinaus, und seine Schritte verhallten bald im Brausen des Wintersturmes.

2.

Eine Tat der Verzweiflung.

Was Lady Worthington dem alten Herrn von Blainsco Hall gedroht hatte, vollführte sie auch. Am Nachmittage des Christfestes, an welchem Sir Richard zum erstenmal in der Allerheiligenkirche von Wigan dem protestantischen Gottesdienste beiwohnte, ließ sie satteln und ritt mit ihrem Knaben, von wenigen Dienern begleitet, von dannen, zunächst gen Warrington. Wenige Wochen später zog sie dann nach Sankey House, einem kaum ein halbes Stündchen westlich von der eben genannten Stadt gelegenen Landgute.

Dank dem Qualme und der Dunstatmosphäre des nahen Widnes und seiner chemischen Fabriken, ist die Gegend heutzutage eine der traurigsten Lancashires; in der Zeit der Königin Elisabeth aber grünte noch üppiger Baumwuchs an den Ufern der Mersey. Sankey House selbst, seit vielen Jahren im Besitze der Familie Worthington, war berühmt wegen seines schönen Gartens und wegen der uralten Bäume des Lustgehölzes, welches von drei Seiten das herrschaftliche Haus umschloß. Gegen die niedrigen Ufer der Mersey und nach Westen zu dehnten sich in sanften Wellenlinien grüne Matten und wohlbestellte Felder aus, zwischen welchen manches kleine Pachtgut mit seinem schmucken, halb

unter Bäumen versteckten Wohnhause lag. Alles atmete ländlichen Frieden und bezeugte den Wohlstand der Worthington.

Diesen stillen Landsitz hatte sich Lady Worthington zur Wohnung gewählt Etwa eine Woche nach ihrem Einzuge in das einsame Landhaus kam dann bei Nacht und Nebel ein überaus lieber Gast, — ihr Schwager, der Priester, und reichte seinem Neffen am Feste Mariä Lichtmeß die erste heilige Kommunion. Hier fand er in sichern Verstecken Schutz vor seinen Verfolgern und hatte die Gelegenheit, auf seinen Ausflügen in der Umgebung manche Seele im Glauben zu bestärken oder mit Gott zu versöhnen. Allein das friedliche Leben in Sankey House sollte nur zu bald gestört werden.

Am Abende des 11. Februar 1584 saßen Mutter und Sohn in traulichem Geplauder am Erkerfenster des Familienzimmers. Das Tagewerk war getan. Der Knabe hatte unter der Leitung seines geistlichen Onkels fleißig gelernt und die Mutter am Spinnrocken und am Herde mit den Mägden gearbeitet; denn die Edelfrauen jener Zeit hielten es nicht unter ihrer Würde, dem Gesinde in Fleiß und Arbeitsamkeit vorzuleuchten. Auch hatte sie eine kranke Pächterin besucht und derselben in der Haushaltung geholfen. So saß nun die Edelfrau in jener behaglichen Stimmung, womit das Bewußtsein erfüllter Pflicht lohnt, gemütlich plaudernd am Erkerfenster.

John, der Blondkopf mit den treuen blauen Augen, schmiegte sich an sie und erzählte ihr, wie gut er seine Aufgaben gemacht und wie sehr der Onkel mit ihm zufrieden sei; denn er habe heute einen ganzen Feldherrn aus dem

Cornelius Nepos übersetzt. Und dann erzählte er die Geschichte des griechischen Helden Pausanias und schloß seine Erzählung also: „Siehst du, Mutter, das ist abscheulich, daß dieser Mann ein Verräter war. Und das ärgert mich immer am allermeisten, daß die böse Königin in London —“

„Aber John, wer redet so?“ unterbrach ihn die Mutter.

„Ach, ich weiß wohl, daß ich das vor den Leuten nicht sagen darf; aber zu dir darf ich es doch sagen. Läßt sie denn unsere Priester nicht martern? Und unsern lieben Onkel ließe sie gewiß auch henken und vierteilen, wenn sie ihn nur in ihre Gewalt bekäme!“ verteidigte sich der Knabe und vollendete dann den begonnenen Satz: „Und das ärgert mich am allermeisten, daß sie uns Katholiken Verräter nennt. Aber nicht wahr, Mutter, wir sind keine Verräter?“

„Gewiß nicht, mein Kind,“ bestätigte lächelnd die Dame. „Wir lieben unsere rechtmäßige Königin und unsere Heimat von Herzen.“

„Das habe ich heute des Pächters Josua auch gesagt, und als er mir vorrückte, daß wir die Gesetze der Königin nicht befolgten, erklärte ich ihm, wir hätten Gott mehr zu gehorchen als den Menschen; so hätten es die Makkabäischen Brüder, von denen wir in der Bibel lesen, und die heiligen Märtyrer auch gehalten. Darauf wußte er nichts zu erwidern; aber er hielt mir vor, daß mein Großvater jetzt auch zur neuen Religion halte, und das hat mich sehr traurig gemacht.“

„Es ist gewiß traurig, daß er den protestantischen Gottesdienst besucht; dennoch ist er in seinem Herzen katholisch und tut den Armen um Blainsco Hall viel Gutes. Du mußt

täglich beten, daß Gott ihm die Gnade der Bekehrung gewähre," sagte Lady Worthington. Dann schwieg sie schmerzlich bewegt eine Weile und schaute in die von der untergehenden Wintersonne beleuchtete Landschaft hinaus.

Zur letzten Stunde noch hatte sich das trübe Gewölk im Westen auf einige Augenblicke gelichtet und zeigte den feurigroten Sonnenball, der wie eine riesige glühende Kugel auf den fernen Hügeln von Woolton ruhte. Ströme von Gold und Purpur goß das scheidende Gestirn in die wunderlich zerfetzten Winterwolken und über die fahle, ihres Sommerschmuckes beraubte Erde. Die Wellen der nahen Mersey, auf denen von Wind und Ebbe begünstigt einige Segel stromabwärts steuerten, funkelten wie flüssiges Metall, und die Kirchenfenster der alten Abtei, von der heute nur mehr Ruinen die Hügelkette von Runcorn krönen, flammten im letzten Scheidestrahle.

Auch der Knabe hatte in die friedliche Abendlandschaft hinausgeschaut und rief: „O wie schön hat Gott das alles gemacht!"

„Schön, aber vergänglich!" sagte die Mutter. „Siehst du, jetzt ist die Sonne hinunter, und schon liegt die Erde farblos, und die Wasser des Flusses sind dunkel, und drüben in der alten Abtei erlöscht der Glanz in den Fenstern, und die goldenen Wolkenränder erbleichen, und bald ist alles kalt und grau. Gerade so rasch wie das Abendrot verbleicht das Glück und der Glanz dieser Erde. Darum, mein Kind, hüte dich wohl, für den vergänglichen Schein dieser Erde die wahren Güter des Himmels hinzugeben."

Der Knabe blickte mit seinen klaren Augen in die Augen der Mutter und erwiderte: „Ich weiß, was du sagen

willſt, Mutter! Und ich will auch recht ſehr für den Großvater beten, der zu den Ketzern in die Kirche geht, um das viele Geld nicht zahlen zu müſſen."

„Das wollen wir tun. Geh, mein Kind, und bitte den lieben Onkel, herunterzukommen, daß wir unſere Abendandacht halten."

Bald kehrte der Knabe zurück und meldete, Onkel Thomas ſei durch das Hinterpförtchen zu einem Kranken nach Warrington gegangen. Sie beteten nun vorläufig in der Abenddämmerung den Roſenkranz für die Armen Seelen. Dann zündete die Mutter eine Wachskerze an, und der kleine John mußte ihr aus einem alten Legendenbuche vorleſen. So mochte ungefähr eine halbe Stunde vergangen ſein, als ſie durch die Ankunft eines Fremden geſtört wurden.

„Wer kann es ſein?" rief John und eilte an das Fenſter. Ein einzelner Reiter hielt, dicht in ſeinen Mantel gehüllt, an dem Gittertore, das den Hofraum abſperrte. Ein Diener öffnete ſoeben. Als dann der Mann über den bereits dunkeln Hof ritt, fiel aus einem Fenſter der Halle ein Lichtſtrahl auf ſein Geſicht und beleuchtete die Züge des greiſen Herrn von Blainsco Hall.

„Es iſt der Großvater," ſagte John, „und ich meinte, es ſei ein Spion!"

„Er iſt es," beſtätigte die Dame erſtaunt. „Komm, John, wir wollen ihn begrüßen."

„Nein, Mama, beten will ich für ihn; aber begrüßen mag ich ihn nicht, ſolange er in die proteſtantiſche Predigt geht. Die alte Martha hat auch geſagt, er würde den lieben

Oheim, der doch sein Sohn ist, den Häschern verraten, wenn er es nur könnte."

„Und ich befehle dir, du sollst ihm recht freundlich die Hand reichen — jetzt komm!" Lady Worthington, welche es sehr schmerzte, daß ihre Entfernung von Blainsco Hall den alten Mann nur noch mehr verbittert hatte, nahm sich vor, denselben mit aller Freundlichkeit zu empfangen. Den Knaben an der Hand, eilte sie ihm entgegen und grüßte ihn: „Willkommen in Sankey House!"

„Willkommen?" fragte der Greis ungläubig. „Ist der ‚ketzerische' Schwiegervater, mit dem man nicht mehr unter einem Dache wohnen will, willkommen? Spart Eure schönen Redensarten, Mylady! Ich bin auch nicht aus purer Höflichkeit den weiten Weg durch diesen rauhen Nordost herübergeritten."

„Ich weiß, daß Ihr den Schritt, den wir so sehr bedauern, aus Liebe, freilich aus mißverstandener Liebe, zu uns tatet," entgegnete die Edelfrau milde. „Setzt Euch nun nach dem scharfen Ritte an unser gutes Kaminfeuer und laßt Euch einen Becher warmen Weines munden, den ich bestellen will."

Der Greis setzte sich ohne ein Wort der Erwiderung an den Kamin, und die Glut beleuchtete mit grellem Widerscheine sein Angesicht. Man hätte seine Züge ehrwürdig nennen müssen, wäre nicht der Stempel innerer Unruhe und eines friedelosen Herzens denselben aufgeprägt gewesen. Es folgte eine Pause, in der Mutter und Kind fragend auf den Besuch schauten.

Da erinnerte sich der kleine John des Befehles seiner Mutter. Er trat also vor, und nicht ohne inneren Kampf

die Hand des Großvaters ergreifend, sagte er: „Die Mutter hat mir befohlen, dich herzlich zu begrüßen, Großpapa.“

„Die Mutter hat es dir befohlen! Du würdest es also sonst nicht getan haben, John?“ forschte Sir Richard, und bevor die Edelfrau ein vermittelndes Wort sagen konnte, antwortete der Knabe, dem Lüge und Verstellung fremd waren:

„Nein, solange du in die protestantische Predigt gehst, wollte ich wohl für dich beten; aber begrüßen wollte ich dich nicht.“

Der Eindruck, den diese schlichten Worte aus dem Munde des Enkels auf Sir Richard machten, war ein erschütternder. „Das mir,“ stöhnte er, „der ich alles, selbst meine Herzensruhe hinopferte, um euch vor dem Bettelstabe zu retten! Dein Oheim und deine Mutter tun das Menschenmögliche, wie ich sehe, um auch dich und mit dir die Hoffnung unserer Familie zu vernichten. Es ist hohe Zeit, daß ich dazwischentrete.“

Auf einen Wink der Mutter verließ der erschrockene Knabe das Zimmer; dann wartete sie innerlich betend, bis der Zorn des alten Mannes sich legen würde.

Sir Richard war aufgesprungen und durchmaß mit heftigen Schritten das Zimmer; endlich blieb er mit einer raschen Wendung vor der Dame stehen und sagte: „Ruft mir augenblicklich meinen Sohn; ich muß ihn sprechen!“

„Meinen Mann?“ fragte sie; „Ihr wißt ja, daß er zur See ist und vor sechs Monden kaum zurückerwartet wird.“

„Nicht Richard will ich sprechen — ja, wenn er nur hier wäre!“ entgegnete der Greis; „den andern, der uns alle ins Unglück bringt, den Priester.“

„Er ist nicht in Sankey House," erwiderte die Dame ruhig.

„Er ist wohl hier. Meint Ihr denn, ich wisse es nicht? Drüben im Jagdzimmer wohnt er!"

„Man hat Euch falsch berichtet, Mylord," sagte die Dame und ergriff einen Leuchter. „Wollt Ihr mir in das Zimmer folgen und Euch selbst überzeugen?"

„Nun, er mag augenblicklich abwesend sein; aber er wohnt hier im Hause, oder wenigstens wißt Ihr, wo er ist. Ihr müßt mir diesen Abend noch eine Zusammenkunft mit ihm verschaffen," drängte Sir Richard.

Aber Lady Worthington wiederholte ruhig: „Das steht nicht in meiner Macht."

Wiederum steigerte sich des unglücklichen Greises Furcht zu einer fieberhaften Aufregung. „Ich will nicht, daß meine Familie am Bettelstabe oder im Armensünderturme oder gar am Galgen ende!" rief er. „Ich bin entschlossen, um jeden Preis mein Haus zu retten!"

„Doch nicht um den Preis der ewigen Seligkeit?" fragte ernst die Edelfrau.

„Spart Eure Predigten, Mylady, und hört, was geschehen muß, wenn Ihr nicht binnen Monatsfrist mit Eurem Kinde betteln gehen wollt!" rief Sir Richard. „Der Priester, den Ihr beherbergt, muß fort aus England, und er muß es mir heute nacht noch mit heiligem Eide schwören, daß er augenblicklich und für immer den englischen Boden verlassen werde, sonst hat er es seiner Halsstarrigkeit zuzuschreiben, wenn ich zu einem Schritte gedrängt werde, vor dem ich zurückschaudere. Wollt Ihr Eure Hand dazu

bieten, die unheildrohende Person aus unserer Mitte zu entfernen?"

„Niemals!" entgegnete die Edelfrau mit Entrüstung. „Tausendmal lieber lebendigen Leibes in dem scheußlichsten Gewölbe des Londoner Towers vermodern!"

„So muß ich allein handeln!" sagte der Greis, mit dem unheimlichen Ausdrucke jener Entschlossenheit, deren Mutter die Furcht ist, in dem unruhigen Blicke. „Gebt mir meinen Mantel und laßt mir mein Roß vorführen!"

„Was wollt Ihr tun?" fragte die geängstigte Frau, in deren Brust ein schrecklicher Verdacht aufstieg.

„Ihr werdet davon hören, und es wird Euch vielleicht nicht lieb sein; aber es ist das einzige Mittel, und ich ergreife es aus Liebe zu Eurem Kinde, das mich seines Grußes nicht würdig hält," erwiderte der Greis.

„Was habt Ihr vor, unglücklicher Mann? Ich ahne es! Tut es nicht, tut es nicht; bei Eurer unsterblichen Seele beschwöre ich Euch! Denkt doch, daß Ihr bald vor dem Richterstuhle dessen stehen müßt, der gesagt hat: ‚Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.' Eurer Tage werden ja nicht mehr viele sein; das verkünden die weißen Haare Eures Hauptes!" So beschwor in ihrer Herzensangst Lady Worthington den Schwiegervater; aber auch dieses Mal verhallte der Ruf der Gnade ungehört in der Brust des Greises.

„Laßt es gut sein," sagte er, „und erlaubt mir, jetzt zu scheiden; ich werde bei einem Freunde in Warrington erwartet." Damit schritt er hastig an der Frau vorbei, und wenige Minuten später hallte Hufschlag auf dem Steinpflaster des Hofes und verlor sich rasch in der Ferne.

Lady Worthington betete noch eine Weile und dachte über die drohenden Worte Sir Richards nach. Was konnten sie meinen? Den feierlichen Übertritt des Schwiegervaters zur Staatsreligion? Den Verrat des eigenen Sohnes? Sie mußte sich eingestehen, daß Sir Richard in seiner Aufregung selbst eines solchen verzweifelten Schrittes fähig sei. Aber noch ein anderer Gedanke machte ihr Mutterherz erzittern. Es war dazumal nichts Seltenes, daß von Gerichts wegen katholische Kinder ihren Eltern genommen und fanatischen Protestanten zur Erziehung übergeben wurden, und Lady Worthington schauderte bei dem Gedanken, es könne ihrem Schwiegervater einfallen, ihr durch Richterspruch den Knaben zu rauben.

Sie entschloß sich, gegen alle diese möglichen Fälle Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Ein vertrauter Diener wurde nach Warrington gesandt, um dem Priester zu bedeuten, er solle bis auf weiteres nicht nach Sankey House zurückkehren. Dann eilte sie auf sein Zimmer, um zu sehen, ob alles in den geheimen Fächern geborgen sei. Somit war für das Dringendste gesorgt. Sie rief nun ihren Knaben und fragte ihn, ob er bereit sei, mit ihr nach dem Auslande zu reisen, um dort seine Studien in einer katholischen Anstalt zu machen.

John, dessen Herzenswunsch das schon lange war, jubelte auf und erklärte sich augenblicklich reisefertig. „Dann darf auch ich Priester werden wie der gute Onkel Thomas," rief er, „und vielleicht werde ich gar ein Bischof, wie der Urgroßoheim, dessen Bild zu Blainsco hängt."

Trotz all ihrer Angst mußte die Mutter bei diesen Worten ihres Lieblings lächeln. „Bleibe nur fromm und

brav," mahnte sie, „ob dich der Herr unter die Diener des Altares beruft oder nicht. Klingle nun der Dienerschaft; es ist spät geworden und hohe Zeit, daß wir unsere gemeinschaftliche Abendandacht halten."

Bald knieten die Hausgenossen vor einem Bilde Unserer Lieben Frau vom guten Rate und beteten zusammen den Abendsegen. Zum Schlusse sang der kleine John mit klarer Stimme folgende Strophen, deren Schlußzeilen von allen wiederholt wurden.

Nun ist gekommen
Die dunkle Nacht;
Da ziehen die frommen
Englein auf Wacht:
O wachet auch ob unserm Tal,
Ihr lieben Engel allzumal!

Gleich wie die Sterne
Durch Nacht und Graun
Aus Himmels Ferne
Herniederschaun:
Schaut ihr hernieder mild und gut
Und nehmet uns in treue Hut.

Ihr seid es geheißen
Von Unsrer Liebfraun,
Der mit Lobpreisen
Wir kindlich vertraun:
Ja, Stern aus David, halte Wacht,
Bis golden der Morgen wieder lacht!

Während so die Bewohner von Sankey House sich dem Schutze Gottes und seiner heiligen Engel empfahlen, ritt der alte Worthington nach der nahen Stadt. Dunkel hoben sich ihre Türme und Mauern von dem nächtlichen Himmel

ab, wenn auf Augenblicke die bleiche Sichel des Mondes aus dem Gewölke hervortrat. Die Worte seiner Schwiegertochter waren doch nicht ohne Eindruck gewesen, und immer wieder tönte es in seinen Ohren: „Deiner Tage werden nicht mehr viele sein — das sagen die weißen Haare deines Hauptes!“ Und der gute Engel rief ihm zu: „Zurück, Unglücklicher! Was willst du tun? Dein eigenes Blut verraten und vor Freund und Feind mit Schmach und mit Schuld beladen in die Grube steigen?“ Er schauderte und ließ die Zügel auf den Nacken des langsam hinschreitenden Pferdes sinken.

Sir Richard war kein gewissenloser Mann; er hielt auf Ehre und Gerechtigkeit; er war auch nicht geizig, die Armen um Blainsco Hall segneten ihn für manche milde Gabe. Aber er hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Glanz und Reichtum des Hauses ungeschmälert auf seinen Enkel zu vererben, koste es was es wolle. Das war der Zweck seines Lebens, und wenn der Mensch sich einmal so weit verirrt hat, daß er neben das von Gott gesteckte Ziel und Ende ein anderes als gleichberechtigt hinstellt, so steht er auf der abschüssigen Bahn, welche ihn unmerklich zu Taten führt, vor denen er anfänglich zurückgeschaudert wäre. So ging es auch Sir Richard; schon sahen wir ihn seinen Sohn verstoßen und sich durch den Besuch des protestantischen Gottesdienstes öffentlich von der Gemeinschaft der Kirche lossagen, und nun hetzt ihn die Furcht, seines Zieles doch noch verlustig zu gehen, zu einer Tat der Verzweiflung.

„Ich kann nicht anders,“ sagte sich der Greis und faßte die Zügel krampfhaft. Schon nach wenigen Minuten trug

ihn das Pferd durch den dunkeln Torweg. „Es muß sein," wiederholte er, als er vor dem Hause Sir Edmund Traffords, des obersten Sheriffs von Lancashire, hielt.

Er nannte der Türwache seinen Namen und wurde eine steinerne Wendeltreppe zu einer gewölbten Halle hinaufgeführt, wo der Ritter mit einigen seiner Offiziere beim vollen Humpen saß.

„Ihr seid Sir Richard Worthington von Blainsco, wie man mir sagt," redete der Sheriff den Eintretenden an, das gerötete Gesicht mit den weinfeuchten Augen dem Greise zuwendend, „und Ihr kommt wohl, um Fürbitte für Euern Sohn einzulegen, dem wir glücklich auf der Spur sind. Natürlich — denn haben wir ihn, so kriegen wir auch Eure Geldsäcke, die schwer genug sein sollen. Daß Ihr dem Pfaffen Vorschub geleistet, liegt ja auf der Hand."

„Ihr irrt Euch, Ritter Trafford," entgegnete Sir Richard. „Mein Sohn ging wider meinen Willen nach dem Festlande, und seit er von dort zurückkehrte, habe ich ihn enterbt. Nicht um für ihn zu bitten, den ich nicht mehr meinen Sohn nenne, bin ich hierhergekommen, sondern um denselben, den Gesetzen Ihrer Majestät gehorsam, dem Arme der Gerechtigkeit zu überliefern, wie es einem treuen Untertanen geziemt."

„Wie?" fragte der Beamte gedehnt und sich vorbeugend, als ob er seinen Ohren nicht trauen könne, während alle Anwesenden betroffen den alten Mann anstarrten, der zitternd vor Aufregung sich mit der Rechten auf den Eichentisch stützte, indes sein scheues Auge den Blicken der Männer auswich. „Wie? Ihr wollt Euern eigenen Sohn verra — dem Gerichte übergeben?"

„Ist es denn nicht meine Pflicht, den Gesetzen zu gehorchen?“ stammelte der Unglückliche, wohl fühlend, mit welcher Verachtung die Offiziere auf ihn blickten. „Würdet Ihr anders handeln?“

„Ich?“ erwiderte der Obersheriff; „nun, ich habe glücklicherweise keinen papistischen Pfaffen zum Sohne.“ Dann führte er den Humpen zum Munde, stieß ihn aber wie angeekelt auf den Tisch zurück und sagte in frostigem Tone: „Jawohl — Ihr handelt ganz dem Gesetze Ihrer Majestät entsprechend. — So sagt uns denn kurz und bündig, wo und wie wir ihn am besten fassen können.“

Der unnatürliche Vater machte seine Mitteilungen und fügte zum Schlusse die Bitte bei, man möge seinen Enkel von dessen Mutter trennen und ihn nach Blainsco Hall bringen, damit der Knabe nicht zu einem unverbesserlichen Papisten erzogen werde. Man dankte für seine Meldung kurz und versprach, die Angelegenheit betreffs des Knaben bei dem nächsten Gerichte zu Preston zu befürworten, — dann konnte Sir Richard gehen.

Die Offiziere schauten ihm finster nach, und als die Türe hinter ihm ins Schloß fiel, schlug der Obersheriff mit der Faust auf den Tisch, daß die Humpen klirrten, und sagte: „Hol' mich der Henker, wenn ich nicht lieber den alten Judas an den Galgen lieferte als seinen Sohn, so verhaßt mir auch sonst die Meßpfaffen sind! — Jetzt wissen wir erst recht nicht, ob wir ihn kriegen. Das Ganze ist am Ende doch nur ein Kniff, um den eigenen Beutel zu wahren und uns auf eine falsche Fährte zu führen. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn der Alte vorher zu Sankey House

gewesen wäre und seine Warnung an den Mann gebracht hätte, bevor er hierher nach Warrington kam — erkundigt euch danach! Und nun, Bill, was ist Eure Meinung?"

„Meine Meinung ist," erwiderte der mit Bill angeredete Untersheriff, „daß wir es heute nacht noch versuchen sollen. Die Mersey-Brücke hier in Warrington wurde strenge bewacht, und auch nach Fidlers Ferry habe ich es melden lassen; über den Fluß ist er also nicht entkommen. Die Wege nach Appleton und Farnworth sind ebenfalls seit Mittag besetzt, und ich stehe dafür, daß der Pfaff noch bei Anbruch der Nacht in Sankey House war. Wenn wir ihn nicht erwischen, so sage ich mit Euer Lordschaft: der alte Fuchs hat ihn gewarnt, und dann, so wahr ich Sheriff bin, muß er daran glauben!"

„Auf jeden Fall bemächtigt Euch des Knaben; es wird ein leichtes sein, aus ihm das Versteck des Pfaffen und vielleicht noch manches andere zu erforschen. Ich gebe Euch zwanzig Mann, Ihr könnt sie selber auswählen. Macht, daß Ihr gegen 3 Uhr auf dem Platze seid; der Mond ist dann untergegangen, und die Flut, die gegen halb 4 Uhr auf ihrer Höhe steht, verhindert jedes Entkommen über den Fluß. Zwei Kronen demjenigen, der den Pfaffen festnimmt."

So planten die Häscher. In Sankey House aber hatte sich der süße Schlummer der Unschuld mit seinen goldenen Träumen auf den kleinen John herabgesenkt. Er befand sich in den weiten Hallen eines katholischen Domes und sah den hehren Gottesdienst der Kirche in seinem Glanze, wie er ihn nur aus den Beschreibungen seines Onkels kannte. In Gold

gekleidete Priester umringten den Altar, Weihrauchwolken wallten, und die Orgel rauschte durch die menschengefüllten Schiffe. Wie gerne hätte auch er unter den dienenden Knaben im Chore gestanden; aber es schien ihm, er sei gefesselt und könne nicht hinkommen, bis ihn endlich Mutter und Onkel an der Hand faßten und zum Altare führten.

Nicht so sanft träumte Lady Worthington. Lange floh der Schlummer ihre Augen; sie hörte den Wintersturm um die Giebel des Hauses heulen und an den alten Bleifenstern rütteln und betete und dachte ihres Kindes und des unglücklichen Schwiegervaters. Erst spät nach Mitternacht schlossen sich ihre Lider und stellte sich ein unruhiger, von schweren Träumen beängstigter Schlaf ein.

3.

Der nächtliche Überfall.

Es schlug 2 Uhr auf den Türmen von Warrington, als der Untersheriff mit seiner Schar in aller Stille durch den Farnworther Torweg schritt. Dichte Schneeflocken trieben den Häschern in das Gesicht; der Mond war untergegangen und die Nacht stockdunkel.

„Zum Kuckuck, Sheriff, wohin sollen wir in dieser ägyptischen Finsternis und in diesem Hundewetter?“ sagte einer der Knechte ärgerlich.

„Stille! Wer heute nacht ein Wort redet bevor ich das Zeichen gebe, der brummt mir vierundzwanzig Stunden im Stocke,“ antwortete der Führer. „Das Wetter ist gerade recht; wenn es noch eine halbe Stunde so fortwirbelt, kann uns kein Häschen entspringen, ohne daß wir seine Fährte finden.“

Ungesehen nahte sich die bewaffnete Schar dem friedlichen Sankey House und umstellte es von allen Seiten. Kein Fenster war erleuchtet; die Bewohner lagen offenbar in tiefem Schlummer.

Der Sheriff machte nochmals die Runde, jedem Ruhe und Wachsamkeit einschärfend. „Wenn ihr von der Stadt her 3 Uhr schlagen hört, so erwartet mein Zeichen.“ sagte er und nahm mit der Hälfte seiner Leute unter einer weitästigen Eiche dem Haupteingange gegenüber Stellung.

Der Wind hatte sich fast ganz gelegt; es war so stille, daß man das leise Rieseln des Schnees hören konnte, der zwischen den Zweigen niederfiel. Da schlug es drüben in Warrington 3 Uhr. Die Männer traten auf den offenen Platz vor das hohe Eisengitter, dessen Tor sie mit einer Kette geschlossen fanden. Der schrille Ton einer Feile tönte durch die Nacht, und nach wenigen Minuten fiel die Kette klirrend auf die Steinfliesen. Die Soldaten rund um das Haus hörten es und faßten ihre Spieße und Piken fester; gleich darauf dröhnten laute Schläge an die schwere Eichentüre des Hauses und weckten seine Bewohner.

Lady Worthington war die einzige Person, welche bei diesem Überfalle ihre ruhige Besinnung behielt. Als nach wenigen Minuten die Kammerfrau zitternd an ihre Zimmertüre pochte, trat sie ihr schon gekleidet und vollkommen gefaßt entgegen; sie wußte ja denjenigen, welchem der lärmende Besuch zunächst galt, in Sicherheit. Von der Dienerin gefolgt, schritt sie über den Korridor und öffnete gerade über dem Haupteingange ein Fenster. Sturmhauben und Piken blitzten ihr im Fackelschein entgegen; aber unerschrocken fragte die Dame: „Überfällt man in England so das Haus einer ruhigen Edelfrau? Wer seid ihr, und was ist euer Begehr?“

„Wir wollen Euch zeigen, welche Rücksicht man hier zu Lande auf papistische Hochverräter nimmt!“ tönte es herauf. „Aufgemacht im Namen des Gesetzes, oder wir sprengen die Türe ein!“

„Das ist gar nicht nötig,“ sagte die Dame, „zeiget den Befehl des Obersheriffs, und meine Diener werden sofort öffnen.“ Diesem Verlangen wurde entsprochen; Lady Worth-

ington gab die Weisung, das Tor aufzuschließen, und erwartete an der steinernen Treppe den Sheriff. Mit lautem Geschrei drangen die Bewaffneten herein und besetzten die unteren Räume; dann stieg der Sheriff sporenklirrend mit einigen seiner Leute die Treppe hinan und sagte barsch zu der Herrin des Hauses: „Führet uns in das Jagdzimmer!“

Die Kammerfrau schrak zusammen, während es um den Mund der Dame nur schmerzlich zuckte; sie ahnte, von wannen den Häschern die genaue Kenntnis des Hauses komme. „Folget mir,“ sagte sie ruhig und öffnete am Ende des Korridors das verlangte Gemach.

Rasch trat der Sheriff ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Alkovens — das Bett war unberührt. Mit einem Fluche trat er zurück und rief: „Ist der Pfaffe wirklich nicht hier? Und doch ist dieses das bezeichnete Zimmer; da sind die Hirschgeweihe über der Türe.“ Aufmerksam leuchtete er in alle Winkel des Raumes, ohne etwas Verdächtiges finden zu können. Schon wollte der Sheriff die erste flüchtige Untersuchung aufgeben und sich nach andern Gemächern führen lassen, als beim Wegrücken eines Tischchens ein kleines, auf Pergament gemaltes Bildchen der Mutter Gottes zu Boden fiel. Triumphierend hob der Sheriff es auf und sagte: „Wir sind also doch im Baue des Fuchses, seht da den Beweis!“

„O, das gehört wohl meinem kleinen John,“ sagte rasch gefaßt die Dame.

„Das wird sich finden,“ erwiderte der Häscher. „Unterdessen wollen wir unsere Pflicht tun. Durchsuchet das Haus auf das genaueste vom Giebel bis in die Keller, klopfet an

Rasch trat der Sheriff ein und leuchtete mit der Fackel hinter den Vorhang des Alkovens. (S. 230.)

die Wände, schlaget sie ein, wo sie hohl tönen, reißet die Dielen auf! Wir müssen ihn haben, und koste es, was es wolle. Wo ist Euer Knabe, Frau?"

„Mein Knabe? Was hat denn Johnny mit der Haussuchung zu tun?" fragte die Mutter erbleichend. „Er schläft wahrscheinlich noch in seinem Bette."

„Führt mich sofort in seine Kammer," befahl der Sheriff, setzte aber alsbald, sich anders besinnend, bei: „Nein, Ihr sollt mir meine Fragen nicht durchkreuzen! Ich werde ihn schon selber finden. Ihr bleibt hier bis auf weiteres." Hier-

mit schloß der Häscher die Dame in dem dunkeln Zimmer ein und zog den Schlüssel ab.

Der Knabe schlief noch immer, wie laut und stürmisch es auch im Hause herging, den ruhigen und festen Schlaf der Jugend. Noch stand er im Traume im Chore der herrlichen Kirche und lauschte dem feierlichen Gesange, als der Sheriff, an der Türe seines Zimmers polternd, diese angenehmen Bilder verscheuchte. Erschrocken fuhr John aus dem Schlafe auf und rief, in der Meinung, es sei der Diener: „James, seid Ihr es? Was lärmt Ihr denn so?“ Aber wie erschrak er, als er die bärtigen, gewaffneten Häscher erblickte! Mit einem Angstschrei starrte der Kleine den Sheriff an, welcher vor sein Bett hintrat.

„Es soll dir nichts zuleide geschehen,“ begann der Häscher sein Verhör, „vorausgesetzt, daß du meine Fragen unumwunden und sofort beantwortest. Wer unterrichtet dich?“

„Mama unterrichtet mich und auch —“ beinahe hätte der Kleine sich verraten, aber sein guter Engel warnte ihn.

„Und auch?“ wiederholte der Sheriff lauernd.

„Und auch der alte James unterrichtet mich im Reiten,“ vollendete John seinen Satz.

Ungeduldig über diese Enttäuschung, stampfte der Offizier auf den Boden. „Mache mir keinen blauen Dunst vor, oder du sollst es büßen!“ rief er, mit seiner Hand drohend in der Luft herumfuchtelnd. „Jetzt heraus mit der Sprache: wo ist dein Oheim?“

„Welcher Oheim? Ich habe mehrere Oheime,“ erwiderte der Kleine.

„Nun, zum Henker, der Pfaff!“ rief der Häscher, dessen Geduld zur Neige ging.

„Pfui, wie wüst Ihr redet!“ sagte voll Entrüstung der Kleine. „Ihr meint den Priester? Der ist in Rheims oder sonstwo.“

Wiederum war der Knabe dem plumpen Fragesteller entwischt. Der Sheriff konnte seinen Ärger kaum mehr zähmen; aber er bezwang sich noch einmal und sagte: „Junge, bist du so dumm oder so pfiffig? Nicht von dem Erzpfaffen in Rheims rede ich, sondern von demjenigen, der gestern abend noch drüben im Jagdzimmer wohnte; ich habe es ja aus dem Munde deines Großvaters selbst!“ Sprachlos schaute der Knabe den Häscher an; also hatte die alte Martha dennoch recht gehabt! Der unselige Großvater der Verräter seines eigenen Sohnes! Dieser Gedanke trieb dem Kinde die Tränen in die Augen.

„Gelt, Kleiner, das hast du nicht erwartet?“ fuhr der Sheriff zutraulicher in seinem Verhöre fort. „Nun brauchst du auch nichts zu fürchten und kannst mir gerade herussagen, wo er ist; so will ich dir dein bisheriges Lügen nicht anrechnen.“

„Ich habe nicht gelogen, und damit Ihr mir nicht abermals nachsaget, ich hätte gelogen, so werde ich Euch auf keine Frage mehr Antwort geben.“

Nachdem John entrüstet diese Worte gesprochen, drehte er dem überraschten Sheriff den Rücken. Das brachte aber die Galle des rauhen Soldaten in Wallung und mit einem: „Du naseweiser Bub, wir wollen dich lehren, der Obrigkeit Rede und Antwort zu stehen!“ versetzte er dem Kleinen

einen derben Schlag, daß ihm der Schmerz die hellen Tränen auspreßte; doch eine Antwort konnte er ihm nicht abnötigen. Scheltend verließ der Häscher endlich das Zimmer mit der Drohung: „Wir wollen dir deinen Trotzkopf schon brechen! Bevor du offen bekennst, wirst du keinen Bissen Speise verkosten.“

Dann fiel die Zimmertüre klirrend zu, und John hörte, wie der Sheriff das Schloß abdrehte und den Schlüssel abzog. „Der böse Mann,“ jammerte er, „er will mich verhungern lassen! Ich wollte, ich wüßte nicht, daß der Onkel zu dem kranken Peter Swift nach Warrington ging — so könnte ich ihn nicht verraten. Aber ich werde ihn doch nicht verraten — lieber verhungern, so sterbe ich als ein Märtyrer und fliege von Mund auf in den Himmel, wie mir Mama gesagt hat.“ Dann erinnerte sich der Knabe an die Märtyrergeschichten, die er mit seiner Mutter in dem alten Legendenbuche gelesen, und betete und hörte auf den Lärm im Hause und schlief endlich wieder ein.

Inzwischen kehrten die Häscher in Sankey House alles zu unterst und zu oberst. Schränke wurden erbrochen, Türen gesprengt, Mauern eingeschlagen, und selbst die Steinfliesen des Kellers aufgerissen, ohne daß man den Priester entdeckte. Man fand ein paar lateinische Bücher, welche den Verdacht zwar bestärkten, aber doch keinen durchschlagenden Beweis lieferten; auch das Verhör der Dienerschaft führte zu keinem Ergebnisse.

Als der späte Wintermorgen endlich graute, streifte der Sheriff rund um das Haus über die mit frischem Schnee bedeckten Felder; aber er fand keine Spur, die einen Flüch-

tigen verraten hätte. „Es ist klar," schloß er endlich seine fruchtlose Forschung, „der Fuchs hat seinen Bau, von dem Alten gestern abend rechtzeitig gewarnt, vor Nacht verlassen." Dann zog er die Posten, die er rund um das Haus gestellt hatte, bis auf zwei Mann ein und kehrte nach der Halle zurück, wo seine Leute zechend und lärmend sich um ein gewaltiges Faß Ale (Bier) gelagert hatten und ihren Unmut über den fehlgeschlagenen Plan in Strömen der weißgelben Flüssigkeit ertränkten.

Gegen Mittag kam dann Sir Edmund Trafford selbst herausgeritten. Der Sheriff hatte ihm einen Boten mit der unliebsamen Kunde nach der Stadt geschickt. Nochmals wurde unter seinen Augen das Haus durchsucht, aber wieder ohne Erfolg. Auch die Kammer des kleinen John betrat der Ritter und stellte die verfänglichsten Fragen an den Kleinen. Er konnte ihm jedoch weder mit Milde noch mit Strenge auch nur das geringste Geständnis entlocken.

„Ich bin jetzt schon halb verhungert," sagte der Knabe, der zum erstenmal in seinem Leben bis in den späten Nachmittag hinein nichts verkostet hatte, in dem naiven Glauben, dem Hungertode sehr nahe zu sein, „und will mir nun zu guter Letzt nicht noch die Marterkrone entschlüpfen lassen."

Der wohlbeleibte Ritter mußte hell auflachen und sagte: „Was meinst du denn, wir wollten dich verhungern lassen? Nein, so grausam sind wir nicht. Aber das sage ich dir, wenn du uns nicht Rede und Antwort stehst, so lasse ich dich morgen gebunden nach Preston führen, und du sollst deine Mutter nicht wieder zu sehen bekommen, und statt des papistischen Unterrichtes, in dem dich dein Oheim aufzog,

wird man dich in unsere Kirche und Schule führen, wo du das lautere Gotteswort hören sollst — so wahr ich Sir Edmund Trafford heiße und Obersheriff von Lancashire bin!"

Dieselbe Eröffnung machte der Ritter auch Lady Worthington, die noch immer im Jagdzimmer gefangen gehalten wurde. Es war das schwerste Opfer, das man von ihrem Mutterherzen fordern konnte, aber nicht zu schwer für ihre Glaubenstreue.

„Mein Knabe ist mein Teuerstes auf Erden," betete sie, als der Obersheriff gegangen war, „aber nimm ihn, Herr, wenn es so dein Wille ist. Nur um eines bitte ich dich: laß ihn niemals unserer heiligen Kirche entfremdet werden."

Bevor Sir Edmund Trafford Sankey House verließ, stellte er für den alten Herrn von Blainsco Hall einen Verhaftsbefehl aus. Einige seiner Leute wurden sofort zum Vollzuge desselben mit der Weisung abgeschickt, Sir Richard nach Preston zu führen, wo in wenigen Tagen Graf Derby Gericht halten sollte. Ebendahin erhielt der Untersheriff Befehl, am folgenden Tage mit dem gefangenen Knaben aufzubrechen.

Inzwischen hatte die alte Martha auf die Weisung des Beamten ihren kleinen Liebling John mit einem tüchtigen Imbiß versorgt; bei dieser Gelegenheit erfuhr der Knabe, wo seine Mutter gefangen gehalten wurde. Auch mahnte ihn Martha, doch ja nicht zu verraten, wo man die heilige Messe gefeiert und wer ihr beigewohnt habe, sonst werde gewiß die Mutter und alle andern in das Gefängnis geworfen. Noch manches wollte sie ihm erzählen; aber der schwere Schritt eines Häschers, welcher im Korridor erdröhnte, scheuchte sie von dannen.

Es war Abend geworden. Der Knabe, der sich wieder allein auf seinem Zimmer befand, dachte über seine Lage nach und verfiel auf einen Fluchtplan, dem er in der Dämmerung nachsann. Der Wache zu entkommen, die er von Zeit zu Zeit unten die Runde machen sah, schien ihm nicht schwer; aber wie sollte er bis ans Meer, wie über die See gelangen? Wenn er nur seine Mutter fragen könnte! dachte er; vielleicht würde sie mit ihm fliehen. Da fiel ihm ein, daß es nicht so schwierig sei, an dem uralten Efeu, der die Mauern des Hauses bekleidete, in den Garten hinabzuklettern und an der andern Seite des Hauses auf demselben Wege zu dem Fenster des Jagdzimmers emporzuklimmen. John beschloß, das Wagestück frisch zu versuchen, das ihm gar nicht gefährlich schien.

Er wartete, bis die Nacht völlig hereingebrochen war, dann öffnete er leise das Fenster und lauschte hinab. Eben ging die Wache vorbei. „Jetzt ist sie um die Ecke," flüsterte er; „bevor sie wieder kommt, muß ich unten sein." Und leicht wie ein Eichhörnchen schwang sich der gewandte Knabe über die Fensterbrüstung; dann raschelte es in den Efeuranken, und nach einer Minute stand John im Garten und schüttelte sich den kalten Schnee von den Kleidern. Da nahten die gemessenen Schritte der Wache, und der Kleine duckte sich hinter einer Taxushecke, in deren Schutz er ungesehen die andere Seite des Hauses gewann. Er sah das Fenster des Jagdzimmers, in dem er seine Mutter wußte, hell erleuchtet, und sein Herz jubelte bei dem Gedanken, daß er in wenigen Minuten bei ihr sein werde. Mutig ging er ans Werk, und sein Engel schützte ihn, daß er im Dunkel nicht eine dürre,

brüchige Ranke ergriff und niederstürzte. Ein paar Sperlinge, aus ihrer Nachtruhe in den dichten Blättern emporgeschreckt, flatterten auf, und dann klopfte es an die runden Bleifenster.

Lady Worthington, welche in Gedanken versunken am Kamine saß, drehte verwundert den Kopf nach dem Fenster. Da klopfte es wieder, und sie hörte leise „Mutter" rufen. Beinahe erschrocken stand sie auf, nahte sich zaudernd dem Fenster und öffnete es. Wie schlug ihr Herz, da sie so unerwartet ihren Liebling erblickte, der lachend zu ihr sagte: „So reiche mir doch deine Hand, Mutter; ich kann mich ja an dem kalten Fenstergesimse kaum mehr halten!" Eine Minute später hielt die glückliche Frau scheltend und lobend ihren John in den Armen.

„Du böseſter, beſter Bube du — habe ich dir denn nicht verboten, an den alten, brüchigen Efeuranken herumzuklettern?"

„Ja, nach Vogelneſtern," ſagte der Knabe treuherzig. „Aber du biſt doch kein Vogelneſt! — Und ich wollte mich nicht von hinnen führen laſſen, ohne dich nochmals zu ſehen," fügte er ernſt bei.

Und dann erzählte er alles, was ſeit geſtern abend vorgefallen, und was er geantwortet habe, und wie er beinahe ein Märtyrer geworden wäre, und daß er feſt entſchloſſen ſei, eher zu ſterben als den Oheim zu verraten oder ſeinen Glauben zu verleugnen. Das Herz der Mutter jubelte auf über dieſe edle Geſinnung ihres Kindes, und Freudentränen zitterten in ihrem Auge. Aber ſie hütete ſich wohl, durch allzu vieles Lob die unbewußte Demut des Knaben in eitle Selbſtgefälligkeit zu verwandeln. Dann ſprach ihr John von

seinem Fluchtplane. Allein sie sagte ihm, derselbe könne nur nach guter Vorbereitung gelingen. Er solle sich inzwischen geduldig nach Preston führen lassen; sie werde auf Mittel und Wege sinnen und im günstigen Augenblicke sicher zur Hand sein.

Lange redete sie noch mit dem Knaben und gab ihm Weisungen und Ratschläge, wie er sich vor Gericht zu benehmen habe; auch von seinem unglücklichen Großvater sprach sie und forderte ihn auf, die Gefangenschaft für das Heil und die Bekehrung des tief gefallenen Greises aufzuopfern. Dann kniete sie nieder und betete mit ihm, und als sie sich erhob und unter Tränen — zum letztenmal vielleicht hienieden — das heilige Kreuzzeichen über ihren Sohn machte, da flammte in ihrem Herzen ein Gefühl, das mit der Gesinnung der makkabäischen Mutter verwandt war, als dieselbe ihre Kinder zum Martertode aneiferte.

Die Sturmflut der Verfolgung war ja furchtbar im Steigen. Wer konnte dafür bürgen, daß Englands Boden in dem eben begonnenen Jahre nicht auch das Märtyrerblut von Kindern trinken werde?

4.

Vor Gericht.

Vier Tage nach den eben erzählten Ereigniſſen waren die zahlreichen katholiſchen Bewohner der Stadt Preſton in nicht geringer Aufregung. Preſton trägt nämlich ſeinen Namen (abgekürzt aus Prieſttown, d. h. „Prieſterſtadt") nicht umſonſt; ſeine uralte, dem hl. Wilfrid geweihte Pfarrkirche mit dem burgähnlichen Turme, welcher erſt in unſern Tagen wegen Baufälligkeit abgetragen wurde, reichte in das erſte Jahrhundert von Englands Bekehrung zurück. Stets haben ſich die Einwohner von Preſton der Kirche treu bewährt. Auch nach den traurigen Tagen Heinrichs VIII. galt die Stadt als der Mittelpunkt der Katholiken Lancaſhires und wird heute noch das „engliſche Rom" genannt. Daher iſt zu begreifen, daß ſeine Bürger an den Gerichtsverhandlungen, welche ſich zumeiſt mit widerſpenſtigen Katholiken befaßten, in jenen Tagen der blutigen Katholikenverfolgung regen Anteil nahmen. Zahlreich ſtrömten ſie in der Tat nach der alten „Moothall", der Gerichtshalle, und die weite Straße zwiſchen ihr und dem Fiſchertore (Fiſhergate) war mit Neugierigen angefüllt. Schon ſeit einer Stunde waren die Galerien zum Brechen voll, und noch immer drängte man ſich durch das Tor, deſſen Schwibbogen ein Oſterlamm mit

der Umschrift «Princeps pacis» (Friedensfürst) zierte — gewiß ein passender Schmuck für eine christliche Gerichtshalle, der heute noch von dem frommen Sinne der katholischen Erbauer Zeugnis ablegt.

Graf Derby, derselbe, der wenige Jahre später in dem Blutgerichte über Maria Stuart urteilte, William Chatterton, der anglikanische Bischof von Chester, Sir Edmund Trafford und andere Glieder der von der Königin eingesetzten Kommission hatten sich zu den vierteljährlichen Gerichtssitzungen eingefunden. Der zu erledigenden Fälle waren wahrhaft nicht wenige, dank den zahlreichen Spürhunden Elisabeths, welche jedes Haus umlauerten! Der alte Spruch: My house is my castle — Mein Haus ist meine Burg —, auf den sonst die freiheitsliebenden Engländer so stolz waren, galt nicht mehr, seitdem Heinrich VIII. die päpstliche Tiara seiner Krone beigefügt und seitdem seine würdige Tochter die Katholiken zu Tode hetzte. So erschien denn auch heute wieder eine lange Reihe von Angeklagten, welche für das Anhören der heiligen Messe oder auch nur für die Nichtteilnahme am protestantischen Gottesdienste zu unerschwinglichen Geldbußen, zu Gefängnis und Rutenstreichen verurteilt wurden.

Doch nicht um dieses bis zum Überdrusse gewohnten Schauspieles willen hatten sich die Bewohner Prestons und seiner Umgebung in so großer Zahl in die Gerichtshalle gedrängt und folgten nun schon mehrere Stunden dem einförmigen Gange der Verhandlungen.

„Sie kommen nicht mehr vor, Gevatter Clayton," sagte ein stämmiger Schustermeister ärgerlich zu seinem Nachbarn.

„Gleich schlägt es drei Uhr, und dann, werdet Ihr sehen, geht der Bischof von Chester — Gott verzeihe es mir, wenn es eine Sünde ist, daß ich ihn so nenne — nach seinem Quartier, der Mitre Tavern, um seine Mahlzeit einzunehmen; denn die will er zur gewohnten Stunde haben."

„Heute muß er warten, verlaßt Euch darauf, Meister Booth," erwiderte der Angeredete. „Sie kommen ganz sicher vor; ich weiß es von meiner Base, dem Weibe des Gefangenwärters in der Friary. Sie sind bestimmt auf dem Zettel, und mit Euern Augen werdet Ihr sie sehen — geduldet Euch nur noch eine kleine Weile!"

„Wen erwartet Ihr denn so sehnlich?" fragte eine hohe, verschleierte Frauengestalt, die hart an der Galeriebrüstung neben den beiden ehrsamen Bürgern stand.

„Ha, wen sonst als diejenigen, um derentwillen die Halle so gesteckt voll ist — den jungen und den alten Worthington," sagte der Schuster. „Doch halt, da geht es los — hat nicht der Schreiber eben ihren Namen genannt?"

In der Tat war der Name am Gerichtstische gelesen worden. Alle Hälse reckten sich in die Höhe, und aller Augen waren auf den eintretenden Knaben gerichtet, der mit edlem Anstande die Estrade betrat, sich vor den Richtern verneigte und seinen Platz auf der Anklagebank einnahm. Ein teilnehmendes Geflüster lief durch die Reihen der Zuschauer.

„Netter Junge, auf mein Wort!" sagte Mr. Clayton zu seinem Gevatter, der ihm leise erwiderte: „Es ist eine Schande, daß man Kinder wie diesen Flachskopf vor Gericht stellt." Dann wurde es so stille im Saale, daß man das Knistern des großen Kaminfeuers hören konnte.

Der zwölfjährige Knabe wurde aufgerufen. Graf Derby, der Vorsitzende, befragte ihn über den Aufenthalt seines Oheims; allein zum Staunen aller Anwesenden erwiderte der Knabe wie folgt[1]: „Euer Lordschaft verzeihen, wenn ich auf keine Frage antworte. Meine Wächter haben mich seit gestern in der Frühe hungern lassen, und nun nötigten sie mich vor einer halben Stunde zum Weintrinken. Ich weiß wohl, weshalb sie das taten: sie wollten mich betrunken machen, daß ich im Rausche Fragen beantworten möchte, die ich nicht beantworten darf. Aber Gott sei Dank, ich bin noch wohl bei Sinnen, wiewohl mir recht elend zu Mute ist, so daß ich Euer Lordschaft bitte, keine weitere Frage an mich zu stellen."

Lautes Murren von den Galerien verurteilte diese niederträchtige Behandlung des Knaben.

Da erhob sich Graf Derby und verlangte Ruhe unter der Androhung, sonst die Halle von den Zuschauern räumen zu lassen; dann wandte er sich an John und sagte mit freundlicherer Stimme, als sein durchdringendes Auge erwarten ließ, zu dem Knaben: „Kind, man gab dir den Wein zur Stärkung, und nun sage uns offen, wo dein Oheim zu wohnen pflegte, damit wir nicht zu schärferen Maßregeln greifen müssen."

„Ich kann aber nicht — ich fühle mich zu elend," erwiderte John, der sich in der Tat nur mit Mühe aufrecht zu halten vermochte. Der Graf sah es und ließ ihm etwas

[1] Die Antworten des Knaben sind von Bridgewater getreulich aufbewahrt.

warme Milch bringen. Die Sache war den Kommissären sehr unlieb, und sie schauten sich sichtlich verstimmt an. Da glaubte William Chatterton, der Bischof von Chester, die Gelegenheit sei günstig, zu allgemeinem Nutz und Frommen eine seiner Tiraden gegen das Papsttum loslassen zu können.

William Chatterton war das Modell eines Prälaten, wie sie Elisabeth für ihre neugeschaffene Staatskirche wünschte. In hohem Grade charakterlos, kroch er vor dem Hofe und suchte sich durch eifrige Verfolgung der Katholiken den allmächtigen Ministern Burleigh und Walsingham zu empfehlen. In seinem Privatleben aber hatte er nur den einen Wunsch, das reiche Einkommen seines Bistums in Ruhe zu verzehren. Mit näselnder, schnarrender Stimme begann dieser Mann über die Verkommenheit des Papsttums zu reden, welche wie im allgemeinen an allem Unheil auf Erden, so auch im besondern an dem Starrsinne und der Verdorbenheit dieses zarten Schäfleins seiner Herde schuld sei.

„Doch der Frömmigkeit Ihrer Majestät, unserer allergnädigsten jungfräulichen Königin, die Gott allezeit bewahren möge," fuhr er, sich tief verneigend und das Barett lüftend, fort, — „der Fürsichtigkeit des Geheimen Rates wie nicht minder des gegenwärtigen königlichen Kommissärs, meines Lords, des Grafen von Derby, und der andern Herren Mitkommissäre — meiner Pflicht und Hirtensorgfalt nicht zu denken — ist es zuzuschreiben, daß wir uns entschlossen haben, gegenwärtiges, durch einen römischen Belialspfaffen und seine eigene Mutter verführtes und vergiftetes Kind an uns zu nehmen und im Lichte des reinen Evangeliums zu erziehen. Tritt denn heran, mein Knabe,"

wandte er sich jetzt an John, der sich inzwischen etwas erholt hatte, „hier ist das Gotteswort, die Bibel; knie nieder, lege deine Linke auf das Buch und schwöre mit erhobener Rechten, daß du meine Fragen ohne jegliche Hinterlist und Restriktion beantworten werdest."

„Wie kann ich das tun, da ich nicht einmal die Fragen kenne, welche Ihr an mich stellen wollt?" fragte der Knabe.

„Aber mein Sohn, wenn du die volle Wahrheit sagen willst, so darfst du den Schwur unbedingt leisten," drängte der Prälat.

„Ich werde niemals lügen," sagte der Knabe; „aber was mir und meinen liebsten Freunden Schaden bringen könnte, brauche ich nicht zu sagen, wie mir meine Mutter erklärte."

„Gut, so schwöre, wenigstens das der Wahrheit gemäß zu sagen, was niemanden schaden kann. Du darfst doch zum Beispiele wohl schwören, daß das Taschentuch, welches ich hier in der Hand halte, ein Taschentuch sei?" fragte Chatterton.

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen; denn ein solcher Eid wäre ja unerlaubt, weil er ohne wichtigen Grund geleistet würde."

Ein lautes Lachen füllte die Gerichtshalle; sogar die Kommissäre nickten sich schadenfroh zu, daß der Bischof von einem Kinde im Katechismus so meisterlich in die Enge getrieben wurde. Chatterton biß sich auf seine dicke Unterlippe und warf einen verlegenen Blick auf den Grafen, der sich behaglich den Bart strich und keine Miene machte, dem Manne zu Hilfe zu kommen. Nun suchte der Prälat seine

Schlappe durch eine Flut von Schmähungen zu verdecken, indem er die Katholiken verkappte Wiedertäufer schalt, die jeden Eid als unerlaubt betrachteten.

Graf Derby machte diesem Zornerguſſe dadurch ein Ende, daß er selbst das Verhör wieder aufnahm. Er versicherte den Knaben, er würde ihm keine Frage über seinen Oheim mehr vorlegen, wenn er ihm verspräche, in Zukunft dem protestantischen Gottesdienste beizuwohnen. Das lehnte aber John mit Entrüstung ab. Der stattliche Mann mit der schweren goldenen Kette auf dem dunkeln Sammetwamse versuchte es nun mit dem lockendsten Versprechen, das er machen konnte.

„Geh nur ein einziges Mal in die protestantische Kirche," sagte er, „und ich fordere gar nicht, daß du dem Prediger glaubest, — so will ich dich unter meine Pagen aufnehmen, und der Weg zu Ehre und Ruhm ist dir geebnet."

Das Anerbieten war in der Tat lockend; denn mit dem Grafen Derby konnten sich wenige unter den Großen Englands an Rang, Reichtum und Ansehen messen. Gespannt harrten die Zuhörer auf die Antwort des Kindes, und die verschleierte Dame faßte zitternd nach der Brüstung der Galerie. Aber John bedachte sich keinen Augenblick; seine Wünsche waren ja auch ganz andere als weltliche Ehre. „Lieber wollte ich, der katholischen Kirche treu, betteln gehen, edler Graf," sagte er, „als mit der Schuld des Abfalles beladen an Eurem erlauchten Hofe Eure Ehren teilen."

Da hielten sich die zahlreich anwesenden Katholiken nicht länger; laute Zeichen des Beifalles wurden gehört, und von der Seite her, wo die verschleierte Dame stand, rief eine

„Gewiß darf ich so etwas nicht mit einem Schwure bekräftigen." (S. 245.)

Frauenstimme: „Bravo, John!“ Die Stimme mußte dem Knaben wohl bekannt sein; denn er wandte sich leuchtenden Blickes der Galerie zu, und das scharfe Kinderauge hatte rasch die Mutter unter ihrer Verhüllung entdeckt. Aber nur einen Augenblick sah er die liebe Gestalt; dann trat sie mit einer leichten Handbewegung grüßend hinter eine Säule, bevor der Blick eines Richters oder Häschers sie entdeckte.

Die Kommissäre eilten nun zum Abschlusse; denn sie fühlten, welch ungünstigen Eindruck für ihre Sache das kluge und standhafte Benehmen des Knaben auf Katholiken wie auf Protestanten ausübe. Nach kurzer Beratung verurteilten sie den Knaben wegen Halsstarrigkeit gegen die Gesetze zur Haft in einer Strafanstalt, bis er dem protestantischen Gottesdienste beiwohnen wolle. Dann wurde John abgeführt.

Jetzt folgte ein Auftritt anderer Art. Nochmals verlas der Gerichtsschreiber den Namen Worthington, und der Großvater des Knaben, welcher eben also heldenmütig für seinen Glauben gezeugt hatte, trat oder wankte vielmehr unsichern Schrittes vor die Schranken.

Sir Richard war nach dem verhängnisvollen Besuche beim Obersheriff in der Nacht noch den weiten Weg nach Hause geritten. Kurz vor Tagesanbruch erreichte er Blainsco Hall, schloß sich sofort in sein Zimmer ein und suchte Ruhe und Schlaf auf seinem Lager. Aber umsonst; die Aufregung seines Geistes besiegte die körperliche Müdigkeit und jagte das Blut fieberisch durch seine Adern. Hundertmal sagte er sich vor: „Du hast nur deine Pflicht getan,“ und hundertmal strafte ihn sein eigenes Herz Lügen. Dann sah er

wieder den verachtungsvollen Blick des Sheriffs, der sich wie ein kalter Stahl in seine Seele senkte, und eine Stimme in seiner Brust sagte ihm das einzige Wort: „Judas!“

Der unglückliche Greis, dessen Gewissen nach der Tat furchtbar erwachte, wälzte sich auf seinem Lager hin und her und suchte das Geschehene zu vergessen. Andere Bilder traten vor sein geistiges Auge, aber keine tröstlichen. Er sah den Sohn, den er verraten hatte, in den Händen der Häscher, und er begleitete ihn in Gedanken vor die Richter, in die Folterkammer und auf das Blutgerüst. Schaudernd wandte er sich ab und stöhnte: „Ich mußte ja, ich mußte! Sollten wir denn alle verderben?“ und suchte abermals den Schlaf, der seine Lider floh.

Müde und abgehetzt erhob er sich endlich von seinem Pfühle, zog die schweren Vorhänge von seinem Fenster weg und schaute in den trüben Wintertag hinaus. „Weiß, weiß, alles weiß,“ murmelte er vor sich hin, — „und deine weißen Haare sollen dich erinnern, daß deiner Tage nicht mehr viele sein können, hat sie gesagt. Wie kalt läuft es mir durch die Glieder! Bin ich nicht krank?“ Der Greis trat vor den Spiegel und starrte seine welken, von weißem Haar umrahmten Züge an. „Wie schlaff, wie aschgrau!“ stammelte er und wandte entsetzt seine Augen von dem Spiegel ab. „Und hier, hier brennt es wie Feuer,“ seufzte er, die Hand auf seine Brust legend. „Aber es ist doch nicht Krankheit, es ist bloß — Aufregung. Ich will vergessen, was einmal geschehen mußte; dann wird es besser werden. — Nein, ich bin nicht krank!“

Und der Kranke suchte zu vergessen. Trotz des schlechten Wetters ließ er sich ein Pferd vorführen, ritt von Pachtgut zu Pachtgut in der Runde, beschaute die weiten Saatfelder, die jetzt unter der wohltätigen Schneedecke schlummerten, die gefüllten Speicher, die reichen Stallungen, das stolze Schloß und alles, was sonst sein Herz erfreute; allein jetzt fand er keinen Genuß. Heimgekehrt, eilte er wie von Furien getrieben von Zimmer zu Zimmer und stieß überall auf Erinnerungen an seinen Enkel, der ihn seines Grußes nicht würdig hielt, an seine Schwiegertochter, die ihn an den nahen Tod mahnte, an seinen Sohn, den er verraten hatte. Er ging in ein feuerfestes Turmgemach, wo in eisernen Truhen Gold und Silber lag; aber der rote Glanz des Metalles tat ihm wehe, und die Stimme in seiner Brust sagte: „Judas — die dreißig Silberlinge!"

Sir Richard setzte sich todmüde an das Kaminfeuer in der großen Halle; allein auch hier hielt er es nicht lange aus. Die Bilder der Ahnen schauten so furchtbar ernst auf ihn herab, wie er sie nie gesehen. Es war ihm, als hörte er sie ihm zurufen: „Verräter!" Der Greis suchte nun in guten Vorsätzen seine Ruhe; er wollte es vermeiden, den protestantischen Gottesdienst zu besuchen; er wollte seinen Enkel doch im geheimen katholisch erziehen; er nahm sich vor, eine bedeutende Summe an die Armen zu verteilen.

Die Nacht war hereingebrochen und der alte Tom brachte seinem Herrn den Schlaftrunk. Zu seinem Erstaunen lud ihn Sir Richard ein, zum erstenmal in seinem Leben, sich zu ihm zu setzen und den Becher mit ihm zu teilen. Er fürchtete sich auf dem einsamen Zimmer. Kopfschüttelnd ge-

horchte der Diener, vor sich hinmurmelnd: „Jetzt glaube ich beinahe, was man unten in der Gesindestube munkelt — das ist eine Änderung vor dem Tode!“

Diesen Abend sprach der alte Herr dem Weine mehr als gewöhnlich zu, und sie saßen bis nach Mitternacht beim Glase; er wurde redselig und erzählte endlich dem ehrlichen Tom die Erlebnisse des vergangenen Abends. Allein statt Billigung bei dem Manne zu finden, der bis jetzt nie gewagt hatte, einen Tadel gegen seinen Herrn auszusprechen, fand er diesmal unverhohlene Entrüstung. Mit Tränen in den Augen wollte er eben dem Herrn den Dienst künden, als heftiges Pochen am Haupttore seinem Worte zuvorkam.

Ein Diener meldete den Untersheriff; zwei Minuten später war Sir Richard verhaftet. Noch las er in dem Verhaftbefehle den Grund: „Ein verkappter Papist und dringend verdächtig, die Flucht seines Sohnes, eines römischen Meßpfaffen, durch Täuschung der Obrigkeit ermöglicht zu haben“ — dann fiel er bewußtlos in seinen Lehnstuhl zurück. Der Sheriff bewachte ihn diese Nacht und führte ihn des andern Morgens gefangen nach Preston.

Furchtbar war das Erwachen des alten Mannes, der soeben noch eine Zentnerlast auf sein Gewissen geladen hatte, um vor dem Gerichte sicher zu sein, und der sich nun in seinen eigenen Schlingen gefangen sah. Es ist begreiflich, daß dieser Schlag die Lebenskraft des Greises bedenklich erschütterte. Nur zu wohl wußte er, daß in jenen Tagen auch bei bloßem Verdachte des Hochverrates zur Folter geschritten wurde — was sollte aus ihm werden? Angst und Schuldbewußtsein machten ihn beinahe wahnsinnig, und so sehen

wir Sir Richard bebend und in furchtbarer Aufregung vor seinen Richtern stehen.

Die Anklage wurde verlesen und durch die Aussage Sir Edmund Traffords und des Untersheriffs erhärtet; die Beteuerung, es sei wirklich seine Absicht gewesen, seinen Sohn den Gerichten zu überliefern, fand keinen Glauben, weckte aber sowohl bei den Richtern als bei den Zuhörern das Gefühl des Abscheues. Nochmals forderte Graf Derby den Angeklagten zu einem offenen Geständnisse auf; so nur könne er der Strafe des Hochverrates entgehen.

„Aber so wahr ich hier vor Euer Lordschaft stehe," jammerte der Greis, „ich weiß es nicht." Dann stürzte er seinen Richtern zu Füßen und beteuerte seine Unschuld. Alles habe er ja getan, um den Gesetzen zu entsprechen; er besuche die Predigt des lautern Wortes und wolle sich allem fügen, was Ihre Majestät von ihm verlange.

„Sagt uns, wo Euer Sohn ist," wiederholte der Graf, „wenn wir Euern Beteuerungen glauben sollen."

„Aber ich weiß es nicht," stöhnte der Alte in Todesangst.

„So besinnt Euch bis morgen, und ich rate Euch, daß Ihr es dann wißt; sonst möchtet Ihr mit ‚Skavingers Tochter' unliebsame Bekanntschaft machen."

„Skavingers Tochter" war eines der gefürchtetsten Folterwerkzeuge, das auch auf deutschem Boden in den schrecklichen Hexenprozessen Hunderten von Opfern Ströme von Blut und Todesschweiß erpreßte und das in der grausamen Priesterhetze unter Elisabeth ausgiebig angewendet wurde. Bei der Nennung dieser Folter stieß Sir Richard einen gellenden

Schrei aus und raufte sich die greisen Haare. Auf einen Wink des Vorsitzenden wurde er abgeführt, und der Graf schloß die Sitzung mit dem gewohnten Rufe: „Lange lebe die Königin!"

„Lange lebe die Königin!" wiederholten die Kommissäre; aber nur wenige Stimmen von den Galerien beteiligten sich an dem Rufe. Schweigend und tief ergriffen verließ die Menge die Gerichtshalle.

Draußen auf dem Platze, auf den sich bereits die Dämmerung gelagert hatte, sagte Mr. Clayton, der Töpfermeister, leise zu seinem Gevatter: „He, was meint Ihr? Mir hat der Junge das Herz im Leibe herumgedreht, und was er sagte, hat mir besser getan als zehn Predigten. Nun lasse ich mich wieder gerne um des Glaubens willen strafen und schinden."

„Ja, ja," antwortete der Schuster, „und der Alte — wer sollte glauben, daß sie vom selben Stamme wären? — hat uns auch eine Predigt gehalten, so über den Judas, meine ich. Für alles Leder in der Welt möchte ich nicht in seinen Schuhen stecken. Gute Nacht! Man darf sich so etwas heutzutage nur in die Ohren sagen."

Die beiden Meister trennten sich. Mr. Clayton war aber kaum in die nächste Gasse eingebogen, da trat aus dem Schatten eines Hauses die verschleierte Dame auf ihn zu, welche er neben sich auf der Galerie gesehen hatte.

„Ihr seid ein Katholik und ein Ehrenmann, wie ich glaube," redete sie ihn an. „Könntet Ihr der Mutter des jungen Worthington eine Zusammenkunft mit dem Gefängniswärter der Friary, Eurem Anverwandten, vermitteln?"

„Seid Ihr Lady Worthington?“ fragte der Töpfer. „Gott segne Euch, gnädige Frau! Folget mir, das wird sich schon machen lassen.“

„Heute abend noch?“

„In einer Stunde.“ Und die beiden schritten durch Gassen und Gäßchen, bis sie ganz nahe an der Ringmauer in ein kleines Häuschen traten.

Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Schweigend ragten die altertümlichen Giebel und Türme zum dunkeln Himmel empor, von dessen Bogen zahllose Sterne in funkelnder Pracht auf die kalte Erde herniederschauten.

Ob der kleine John in seinem Kerker sie sah, und ob er des Liedes gedachte, das sie den schützenden Engeln verglich? Ganz gewiß wachten zwei über seinem Lose: ein himmlischer, der heute das Glaubensbekenntnis des Knaben mit leuchtenden Schriftzügen in das Buch des Lebens eingetragen hatte, und auch ein sichtbarer auf Erden, der alles aufbot, ihm Trost und Ermutigung und wo möglich die Freiheit zu bringen — die liebe Mutter.

5.

Weitere Schicksale.

Keine zweihundert Schritte von dem Hause des Töpfermeisters lag ein uralter, düsterer Klosterbau, die „Friary". Schon im Jahre 1221 von einem Grafen von Lancaster für die „Grauen Brüder", die Franziskaner, erbaut, war das Gebäude seiner Bestimmung treu geblieben, bis Heinrich VIII. die Mönche vertrieb; seither hatte man das Haus in ein Gefängnis umgewandelt, und so finden wir John in einer Klosterzelle eingesperrt.

Müde von den aufregenden Ereignissen des Tages, hatte sich der Knabe nach einem kurzen Abendsegen auf sein hartes Strohlager geworfen und war mit der Erinnerung an seine liebe Mutter fast unmittelbar eingeschlummert. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte, als lautes Klagen und Wimmern ihn weckte. Erschrocken schaute er sich in der vollständig dunkeln Zelle um und konnte sich anfangs keine Rechenschaft geben, von wannen diese Klagetöne kämen. Schon bezeichnete sich der Knabe zitternd mit dem heiligen Kreuzzeichen und wiederholte das Abendgebet; denn er erinnerte sich an die schauerlichen Gespenstergeschichten der alten Martha — und wahrlich, die dumpfen Klostergänge und halbzerfallenen Zellen machten schon an sich einen unheimlichen

Eindruck —, als er in der Nähe deutlich gesprochene Worte von einer bekannten Stimme vernahm.

„Das ist der Großvater," sagte John und erhob sich von seinem Lager, um an der Wand zu lauschen, durch welche das Jammern zu ihm herüberdrang. Eine Weile hatte er den Klagen zugehört, ohne sie zu verstehen; auch konnte er sich gar nicht zurechtlegen, wie der Großvater in das Gefängnis gekommen sei. Eben wollte er klopfen und rufen, als sich durch den Gang Tritte nahten und gleich darauf ein Schlüssel in der Türe rasselte. Knarrend öffnete sie sich, und der Gefängniswärter trat mit einem Körbchen und einer Laterne ein, deren Licht die rauhen, aber im Grunde gutmütigen Züge des alten Graubarts beleuchtete.

„Oho, Bürschchen, noch munter?" redete der Mann John offenbar in etwas weinseliger Laune an. „Sind meine Eiderdaunen nicht weich genug? Ha, ha, ha! Nun aufgepaßt, kleiner Spatz!" Hiermit zog er das Tüchlein von dem Korbe weg und begann ein reichliches Abendbrot auszukramen, daß dem ausgehungerten Kinde das Wasser im Munde zusammenlief. „Na, das hast du eigentlich nicht verdient, da du mich heute von wegen des Weines vor der ganzen Stadt an den Pranger stelltest. Aber sie wissen es doch, daß es auf Befehl des Bischofs geschah. Und weißt du auch, von wem all die schönen Sachen kommen? Von Mama! Jetzt wird es dir erst schmecken. Nun, es ist auch nicht mein Schaden gewesen," fügte er bei und klimperte vergnügt mit einigen Kronen in seiner Ledertasche. „Natürlich wirst du reinen Mund halten; daß du es kannst, habe ich heute gesehen. Sonst ginge es dir schlimm und mir an den Kragen."

„Die Mutter schickt mir dieses!“ jubelte der Knabe. „O laßt sie zu mir herein, nur auf ein Stündchen, jetzt in der Nacht!“

„Das wollte sie auch; aber ich kann sie an der Wache unten nicht so leicht vorbeibringen, wie das Körbchen da. Doch was gibt es denn da drüben?“ unterbrach sich der Wärter; denn eben tönten die Klagen, die den Knaben aus seinem Schlafe geweckt hatten, lauter und heftiger herüber.

„Ich glaube, es ist mein Großvater; aber ich weiß nicht, wie er hierher kam, noch was ihm diese Klagen erpreßt,“ sagte John.

„Wie er hierher kam, weiß ich wohl, und was ihn jammern macht, kann ich mir denken,“ erwiderte der Mann. „Weiß Gott, es wäre mir auch nicht zum Lachen, wenn mir für morgen des ‚Skavingers Tochter‘ in Aussicht stünde! Doch wir wollen hinüber und hören, was ihm fehlt.“

John hatte schon oft von dieser schrecklichen Marter gehört und folgte dem Gefängniswärter zitternd in die Zelle seines Großvaters. Sie fanden Sir Richard in einem furchtbaren Zustande der Aufregung. Schon die Gewissensbisse, welche der unseligen Tat des Verrates folgten, und dann die plötzliche Verhaftung hatten seine Gesundheit erschüttert; unter der heutigen Szene in der Gerichtshalle aber und unter der Androhung der Folter brach sie völlig zusammen. Er lag jetzt in einem heftigen Fieber, das bei seinem Alter wohl tödlich werden konnte. Als der Greis die Schlüssel klirren und die Türe sich öffnen hörte, verkroch er sich in seine Wolldecke und schrie: „Sie kommen! sie führen mich in die Folterkammer!“

„Beruhigt Euch, Sir Richard, es ist noch nicht an dem. Seid Ihr krank?“ fragte der Wärter mit mehr Mitgefühl, als man seinem rauhen Äußern zugetraut hätte, und leuchtete dem Greise in das fieberglühende Antlitz.

„Krank?“ erwiderte Sir Richard, sich zitternd aufrichtend und das greise Haar aus der Stirne streichend. „Krank? Nein, ich bin nicht krank. Meine Haare sind zwar weiß; aber habt Ihr es nie gesehen, Freund, daß man mit weißem Haare noch lange Jahre lebt?“

„Bei Sankt Peter, dem Patrone aller Schlüsselleute in papistischen Zeiten, ich glaube, dein Großvater hat den Verstand verloren!“ rief der Wärter entsetzt. „Rede du mit ihm, Knabe, vielleicht daß er dich erkennt.“

Schon kniete John neben dem Lager, und die knöcherne Hand des Greises ergreifend, fragte er mit Tränen in dem unschuldigen Auge: „Kennt Ihr mich nicht, Großvater?“

Der Alte stierte ihn eine Weile an, dann sagte er langsam: „Bist du es, John? Aber du wolltest mich ja nicht grüßen, nur beten wolltest du für mich, beten, beten — und deine Haare sind noch so schön gelb! Ich sollte jetzt beten, aber ich kann nicht mehr, es ist zu spät!“

„Es ist nicht zu spät,“ tröstete der Knabe. „Wir wollen zusammen beten: ‚Vater unser —‘“

„Still, John, du magst so beten; aber ein Mensch, der seinen Sohn verriet — kann der noch ‚Vater‘ sagen? Und hörst du, John, ich habe dich sehr lieb, obschon du mich nicht grüßen willst, und höre, ich habe Gold, viel Gold, zu Blainsco Hall,“ flüsterte er dem zitternden Enkel zu, „das alles soll dein sein und das ganze Haus und der aschgraue

Pony, den du so liebst — nur sage mir, wo Thomas, dein Oheim, verborgen ist, damit ich es morgen dem Grafen Derby gestehen kann; sonst foltern sie mich, hörst du, und foltern mich zu Tode. Wehe, wehe!" Laut jammernd und seine Haare raufend fiel der Greis erschöpft auf das Bündel Stroh zurück.

„Da werde ich wohl sofort den Doktor rufen müssen," sagte der Wärter und stellte sein Öllämpchen in eine Mauernische. „Bleibe unterdessen hier und gib acht, daß er sich kein Leid zufüge."

Die Gefängnistüre schloß sich und John war mit seinem in wildem Fieberwahne liegenden Großvater allein. Es überlief ihn eine unaussprechliche Angst, der unglückliche Greis möchte so in diesem traurigen Zustande der Bewußtlosigkeit sterben, ohne Beicht und ohne Reue, und der Knabe wußte wohl, wie schrecklich es sei, unvorbereitet vor den ewigen Richter treten zu müssen. So fing er an, in seines Herzens Angst zu beten; er nahm seine Zuflucht zur Mutter Gottes und bestürmte sie mit Tränen und Bitten, sie möge den Großvater nicht in seinen Sünden sterben lassen, sondern ihm bei ihrem Sohne die Gnade der Bekehrung erflehen. „Mein ganzes Leben biete ich zum Opfer an. Täglich will ich zu dir beten! Zeige denn, daß du meine Mutter bist, und lasse ihn nicht verloren gehen!"

In der Tat wurde der Greis, dessen Einbildungskraft sich seit dem Weggehen des Wächters wieder mit den quälenden Bildern der Folterkammer beschäftigt hatte, ruhiger, und seine farblosen Lippen sprachen hin und wieder dem vorbetenden Knaben die Namen Jesus und Maria bewußtlos nach. Als aber nach einer bangen Stunde die Schlüssel

wieder klirrten und der Wächter mit dem Arzte eintrat, packte ihn der Fieberwahn aufs neue; stöhnend versuchte der Greis, sich unter der Decke seines Strohlagers zu verbergen.

Der Arzt untersuchte den Kranken kopfschüttelnd; dann ließ er ihm am Kopfe zur Ader, bis derselbe ohnmächtig zusammenbrach, verordnete kalte Umschläge und entfernte sich. „Es muß gut gehen, wenn der Alte dieses Fieber übersteht," sagte der Mann. „Jedenfalls ist für morgen und für viele Wochen die angedrohte peinliche Prozedur unmöglich. Laßt ihn in den Kapitelsaal tragen und in ein ordentliches Bett legen."

John mußte nun in seine Zelle zurück. Zwei Tage nachher wurde der Knabe nach Mancheſter abgeführt. Als er Preſton verließ, konnte er über das Befinden seines Großvaters nichts Weiteres erfahren, als derselbe sei zwar am Leben, aber immer noch ohne Besinnung.

Sir Richard schwebte noch mehr als eine Woche zwischen Leben und Tod; dann brach sich die Krankheit, aber es folgte keine eigentliche Genesung. Ein stumpfes, gefühlloſes Brüten trat an die Stelle der Fieberraserei. Freunde verwendeten sich für ihn, und gegen hohe Bürgschaft gestatteten die Kommissäre, daß man den alten Herrn nach Blainsco Hall bringe, in dessen friedlicher Umgebung sein zerrütteter Verstand sich wohl noch einmal erholen dürfte.

Allein schon über einen Monat weilte er nun daselbst. Der Frühling war mit mildem Wetter und goldenem Sonnenscheine gekommen; die Vögel im Schloßgarten sangen ihre muntern Lieder, und die Blumen in den Beeten entfalteten ihre Pracht, während rundum in dem schönen Talgrunde Baum und Busch, Wiese und Wald das schmucke Sommer-

kleid anlegten, ohne daß der milde Friede der Landschaft oder die trauliche Gewohnheit des alten Hauses einen günstigen Eindruck auf das Gemüt des Greises ausübte. Wenn das Wetter es gestattete, führte ihn der alte Tom, der den Herrn in seinem selbstverschuldeten Unglücke nicht verlassen mochte, in eine blühende Laube auf der Terrasse. Da saß der Geisteskranke den lieben langen Tag auf der Bank, zeichnete mit seinem Stocke regellose Linien in den Sand, streifte auch wohl mit blödem Auge über Garten und Talgrund und schaute dann wieder stumpfsinnig vor sich hin, bis der Diener kam und ihn in das Haus zurückführte.

Während so der alte Worthington in stumpfem Wahnsinne hinsiechte, hatte dessen Enkel die Standhaftigkeit seines Glaubens in schweren Kämpfen zu bewähren. Nach jener Schreckensnacht, in welcher er an dem Krankenlager des Großvaters kniete, wurde er nochmals, aber nicht mehr in der öffentlichen Halle, vor die Kommissäre geführt. Man bestürmte ihn wiederholt, er solle wenigstens einmal die protestantische Predigt besuchen; doch alles war umsonst. So schickte man ihn nach Manchester, jedoch nicht in die öffentliche Strafanstalt. Der Bischof von Chester hatte nämlich gesagt: „Wenn wir ihn zu den andern verstockten Papisten in das Gefängnis legen, so wird die Halsstarrigkeit des Bürschleins die alten Sünder in ihrem Aberglauben noch mehr befestigen.“ Die Kommissäre änderten daher das Urteil dahin ab, daß sie John dem Bischofe selbst „zur Bekehrung“ überließen.

Chatterton gab den Knaben zunächst in die Hut eines eifrigen Anglikaners, der denselben in seinem Hause gefangen

hielt und mit Liebe und Strenge zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen suchte. Härte und Schmeichelei bewiesen sich gleich fruchtlos. Man drohte ihm endlich mit der Strafe der Hochverräter, dem Galgen, da er sich ja weigere, die Befehle der Königin zu vollziehen. John nahm die bloße Drohung ernst; allein statt zu erschrecken, jubelte der Knabe vielmehr ob der frohen Aussicht auf die Marterkrone. Nach mehreren Wochen vergeblicher Proben wurde der Bischof ernstlich böse und übergab John einem wütenden Puritaner, einem rohen Menschen, der sich angeboten hatte, dem papistischen Jungen binnen drei Tagen den römischen Aberglauben gründlich auszutreiben.

Gleich am ersten Morgen erschien der Mann mit einer geschmeidigen Haselrute am Bette des Knaben und befahl ihm, sich augenblicklich anzukleiden und mit ihm in die Predigt zu gehen. John weigerte sich, und zwanzig grausame Hiebe, die seinen Rücken mit blauen Striemen bedeckten, konnten ihm wohl Tränen und Klagen, aber nicht den geforderten Gehorsam erpressen. So ging es nun die drei Schmerzenstage. Als diese Zeit vorüber war, fand man den Knaben in einem kläglichen Zustande, aber stark und freudig in seinem Glauben. Dieser Heldenmut machte großes Aufsehen; viele Protestanten tadelten den Bischof heftig, und unserem Gewährsmanne zufolge traten mehrere zur alten Kirche zurück, während manche wankende Katholiken in ihrem Glauben gestärkt wurden.

Der Bischof suchte den öffentlichen Tadel auf den Puritaner abzuwälzen und beschloß, auf anderem Wege den Willen des Knaben zu beugen; denn daß John zum Abfalle be-

wogen werde, war jetzt für Chatterton notwendiger als zuvor. Er lebte damals mit seinem glänzenden Gefolge unweit Chorley, nördlich von Wigan, auf einem katholischen Edelsitze, welcher dem Fiskus oder vielmehr den Kommissären verfallen war, weil sein Besitzer die hohen Geldstrafen nicht mehr erschwingen konnte. Dahin ließ Chatterton den Knaben bringen und behandelte ihn fortan als seinen Ehrenpagen. John trug nun Sammet und Seide, aß an der reichen Tafel des anglikanischen Prälaten und wurde mit Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oftmals mußte er zur Laute singen; dann lobten die Gäste seine glockenhelle Stimme und bedauerten nur, daß der hübsche Knabe so halsstarrig am alten papistischen Unfuge festhalte. Doch Chatterton pflegte ihn zu entschuldigen. „Das kommt", sagte er wohl, „von der Erziehung, welche ihm durch seinen Oheim, den Meßpfaffen, und seine Mutter, die Schwester des fanatischen Allen, zu teil wurde. Nach und nach wird die römische Finsternis dem lieblichen Lichte des Evangeliums weichen."

In der Tat war die Versuchung in dem stattlichen Edelsitze unter der lockern, nichts weniger als sittenstrengen Umgebung für John viel gefährlicher als das Gefängnis in Preston oder die rohe Behandlung in Manchester. Aber der Engel des Herrn wachte über der Unschuld des Knaben, daß kein Gifthauch die Lilien seiner Seele berührte. Auch wurde ihm mitunter der Trost, durch einen Diener des Bischofs heimlich ein Briefchen von seiner Mutter zu erhalten. Diese Zeilen, die er wieder und wieder las und gleich einem Amulette auf seiner Brust trug, machten John alles vergessen und erfüllten ihn mit Mut und Kraft. Er wußte, daß seine

Mutter für ihn sorge, und daß er nur mehr eine kleine Weile zu warten habe, bis alles zur sichern Flucht nach dem Festlande bereitet sei. Schon lange würde sie ihn den Händen seiner Versucher entrissen haben, hätte man nicht nach dem Gerichtstage von Preston auf Lady Worthington gefahndet; dadurch war sie gezwungen, sich mehrere Wochen verborgen zu halten. Jetzt aber durfte die Edelfrau schon wieder etwas wagen; sie hatte sich mit katholischen Familien der Nachbarschaft in Verbindung gesetzt, und die Flucht war auf St. Barnabas (den 11. Juni 1584) verabredet.

Allein es begab sich etwa zwei Wochen vor dem festgesetzten Tage ein Vorfall, welcher die Pläne der Mutter durchkreuzte [1]. John saß eines Freitags wie gewöhnlich an der bischöflichen Tafel, auf der unzählige Gerichte von Fleisch und Fisch dampften. Der Knabe ließ sich mit einem Stücke Salm bedienen; da fiel es Chatterton, der sonst bei Tische außer seinem Teller und den Schüsseln selten etwas sah, plötzlich bei, der Knabe esse heute des Freitags wegen kein Fleisch. Sofort befahl er ihm, auch Fleisch zu genießen; allein John lehnte dankend ab.

„Warum verschmähst du gute und gesunde Kost? Glaubst du vielleicht, es sei unerlaubt, heute Fleisch zu essen? Siehst du denn nicht, daß ich, dein Bischof, es auch tue?“ fragte Chatterton.

„O ja,“ antwortete der Knabe in seiner naiven, ungeschminkten Weise, „Euer Lordschaft essen immer, was Euch gerade vor die Augen kommt.“

---

[1] Die folgende Anekdote wird von Bridgewater erzählt.

Die ganze Tischgesellschaft lachte laut über diese Entgegnung; der Bischof aber fühlte sich an einer wunden Stelle berührt, geriet in großen Zorn und jagte den Knaben aus dem Speisesaale. Dann genoß er in seinem Ärger so viel von dem Rostbraten, daß er sich ein ernstes Unwohlsein zuzog.

Als Chatterton krank zu Bette lag, ließ er sich in Gegenwart des Knaben und seiner Gemahlin aus Foxens Buche von den „glorreichen protestantischen Märtyrern" vorlesen. Sein Weib Katharina schmähte über die Grausamkeit der „blutigen" Königin Maria, während John die katholische Herrscherin in Schutz nahm und unumwunden zugab, wenn wiederum ein katholischer Fürst den englischen Thron bestiege, so müßte er den Gesetzen zufolge gerade so handeln.

„Dann würde aber auch mein Herr und Ehewirt zum Feuertode verurteilt!" schrie Chattertons Weib.

„Allerdings," erwiderte John lakonisch.

„Mit nichten," tröstete der Bischof seine Frau. „Denn ich würde meinem Fürsten gehorchen und nie so widerspenstig und hartnäckig sein, wie es die Papisten gegenwärtig sind. Es wäre ja meine Pflicht, als guter Untertan den Gesetzen zu gehorchen."

„Dieser Gehorsam und diese scheinbare Bekehrung möchten Euch dann wohl vor dem Scheiterhaufen sicherstellen," entgegnete der Knabe mit einem mitleidigen Blicke auf den Kranken — „aber niemals vor den ewigen Flammen der Hölle."

Gewaltig regte diese erschütternde Wahrheit aus dem Munde der Unschuld den alten Sünder auf, so daß sich

infolge seines Ärgers, wie ihm die Ärzte versicherten, sein Zustand bedeutend verschlimmerte. In seinem Zorne beschloß er nun, den unverbesserlichen Starrkopf nach seiner festen Burg Chester Castle bringen zu lassen, und kündigte sofort dem Knaben sein Schicksal an. Drei Tage gab er ihm Bedenkzeit; wenn er sich bis dahin nicht zum Übertritte zu der neuen Religion entschließen sollte, so würde er in den Gewölben jenes Schlosses Zeit und Muße finden, sich eines Besseren zu besinnen, und wenn auch das fruchtlos wäre, so könnte man ihn ja, sobald er das Alter von sechzehn Jahren erreicht haben würde, zum Tode verurteilen.

Gerade jetzt kam der Entschluß des Bischofs dem Knaben doch recht ungelegen. „Wenn ich einmal in dem festen Chester Castle gefangen liege," sagte er sich, „so wird es meiner Mutter kaum mehr möglich sein, mir zur Flucht zu verhelfen." Er sann also auf eine Gelegenheit die Sache seiner Mutter mitzuteilen. Unbemerkt war es ihm gelungen, ein paar Zeilen auf einen Papierstreifen zu schreiben, und es glückte ihm auch, den Diener, der ihm schon einigemal heimlich Briefchen seiner Mutter gebracht hatte, allein zu treffen. Er beschwor ihn, seinen Zettel zu bestellen; allein der Bursche zuckte die Achseln und meinte, probieren wolle er es wohl; aber versprechen könne er gar nichts. Er habe die Briefchen durch eine alte Pächtersfrau erhalten, deren Wohnung er nicht einmal kenne, und wisse gar nicht, ob Lady Worthington in der Nähe sei.

Das war für John nicht sehr ermutigend. Die drei Tage gingen vorüber, ohne daß er eine Nachricht von seiner Mutter erhielt, ja ohne daß er auch nur Gelegenheit fand,

den Diener allein zu sprechen; er wußte mithin gar nicht, ob sie von seiner Lage unterrichtet sei. „Morgen also wirst du nach Chester Castle geführt, wenn du dich nicht eines Besseren besinnest," hatte ihm Chatterton nochmals angekündet. Da war es dem armen Knaben doch recht bange zu Mute, als er am Abend von seinem Dachstübchen aus auf den im Frühlingsschmucke prangenden Garten niederschaute. Er sah, wie über den Wipfeln des Parkes das Abendrot verglühte, und gedachte seiner Mutter und jenes Abendrotes, das er an ihrer Seite in Sankey House am Vorabende des nächtlichen Überfalles betrachtet hatte. Heftige Sehnsucht nach der Mutter erfaßte das Herz des Knaben; wenn er nur gewußt hätte, wo er sie treffen könnte, so würde er augenblicklich einen Fluchtversuch gemacht haben. So blieb ihm aber nichts übrig, als sein Schicksal dem heiligen Schutzengel zu empfehlen.

„Und wenn du um deines Glaubens willen auch dieses Opfer bringen müßtest?" fragte eine Stimme in seiner Brust, und mit Tränen in den Augen antwortete der Knabe: „In Gottes Namen, ich würde es bringen."

Dasselbe Abendrot, das vor den Augen Johns verglühte, hatte soeben noch die Türme von Blainsco Hall vergoldet und den alten Diener gemahnt, daß es hohe Zeit sei, Sir Richard von der Terrasse nach seinem Zimmer zu führen. Der Greis kam ihm heute sehr verändert vor; sogar Speise und Trank, die er sonst mechanisch aus seiner Hand annahm, wies er zurück.

„Es geht mit ihm zu Ende," sagte kopfschüttelnd Tom. „Wenn er nur noch eine lichte Stunde hätte und beichten

könnte! Aber freilich, wo einen Priester finden, der nach Blainsco Hall käme?"

Der Diener täuschte sich nicht; es ging in der Tat mit Sir Richard zu Ende, und wie es so oft mit Geisteskranken geschieht, erwachte auch er noch im Laufe der Nacht aus seinem bewußtlosen Zustande. Aber es war ein schreckliches Erwachen; die Zentnerlast auf seinem Gewissen trieb ihn beinahe in die Verzweiflung. Er rief nach seinem Diener und verlangte einen Priester. Tom schickte sofort einen zuverlässigen Boten an die katholischen Edelleute der Umgegend; möglicherweise beherbergten sie einen der verfolgten Priester, oder sie konnten dem Diener doch sagen, wo er einen solchen treffen werde. Inzwischen betete Tom seinem alten Herrn aus einem Andachtsbuche vor und suchte den Geist der Verzweiflung zu bannen, der sich des Sterbenden immer mehr zu bemächtigen drohte.

Nach unsäglich bangen Stunden war die Nacht zu Ende. Der Morgen graute; im Osten stieg die Sonne auf und wandelte den weiten Weg durch den blauen Frühlingshimmel zu den westlichen Hügeln, und wieder glühte das Abendrot — aber der Bote war noch nicht zurück, und ein Priester war noch nicht gekommen.

6.

Auf dem Wege nach Chester Castle.

Die ersten Strahlen der Frühlingssonne, welche in Blainsco Hall die Angst des Kranken und seines greisen Wärters sahen, trafen im Hause Chattertons den Knaben noch in süßem Morgenschlummer. Aber schon klopfte es an seiner Kammertüre, und ein Diener rief ihm, er möge sich reisefertig machen: der gewaffnete Knecht, der ihn nach Chester Castle führen solle, stehe bereit. Noch einen letzten Sturm auf die Standhaftigkeit des Knaben versuchte Chatterton.

„Wenn du auch nur ein einziges Mal gutwillig unserem Gottesdienste beiwohnen willst, so lasse ich dich frei zu deiner Mutter heimkehren," sagte der anglikanische Prälat.

„Um diesen Preis konnte ich meine Freiheit schon lange erkaufen," erwiderte John. „Laßt es gut sein, Herr! Mit Gottes Hilfe werdet Ihr mich nie bewegen, auch nur zum Scheine meinen Glauben zu verleugnen."

„So magst du denn in den Gewölben von Chester Castle lebendigen Leibes vermodern, unseliger Trotzkopf!" rief ihm der charakterlose Mann nach.

John war recht froh, endlich der Gegenwart dieses Menschen enthoben zu sein, dessen Schmeicheleien ihm widerlicher waren als seine Drohungen. Als er den Edelsitz im Rücken

hatte und an der Seite seines Wächters zwischen Gärten und Wiesen dahinschritt, atmete er auf und sagte zu sich selbst: Noch lieber im Gefängnisse als bei diesem bösen Manne.“ Der Knabe schaute sich fleißig um; er meinte, sein Auge müßte irgendwo den lieben Zügen der Mutter begegnen; aber seine Blicke suchten umsonst.

Nicht lange war John mit dem Kriegsknechte durch den fröhlichen Maimorgen in die offene Landschaft hinausgewandert, als der sonst einsilbige und heute wegen der unangenehmen Sendung besonders griesgrämige Gesell, von der freundlichen Art des Knaben angeregt, gesprächiger wurde. Während er anfangs auf die vielen Fragen Johns kaum ein kurzes Wort erwiderte, war er, er wußte selbst nicht wie, ans Erzählen seiner Erlebnisse gekommen und berichtete unter anderem, wie er vor wenigen Monaten die beiden „Hochverräter“ James Bell und John Finch von Manchester nach Lancaster begleitet habe, wo sie hingerichtet wurden.

„James Bell von Warrington und John Finch von Eccleston, die ehrwürdigen Märtyrer, von denen ich so vieles hörte?“ rief der Knabe erschrocken. „Bob, wißt Ihr auch, daß ich nie mehr ruhig schlafen könnte, wenn ich zu einer so schmählichen Tat mitgewirkt hätte?“

„Zum Henker auch — ich tue, was man mich heißt!“ sagte der Scherge. „Was habt ihr Papisten so harte Schädel! Und es wird dir eines Tages gerade so gehen, wenn du deinen Trotzkopf nicht hübsch fein ducken lernst. Doch, was ich sagen wollte — dem Bell gönnte ich den Strick; aber Mr. Finch tat mir leid, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin. Er war ein Ehrenmann und hatte zu Hause in Eccleston

Frau und Kind; nette Leute, ich kenne sie, und sein einziges Verbrechen war, daß er unserer Königin das Regiment in geistlichen Sachen nicht zuerkennen wollte."

„Und weshalb freut Ihr Euch denn über den Tod des ehrwürdigen Bell, den ich einmal zu Warrington sah, als ich bei Tante Allen auf Besuch war?"

„Weil der Mann früher selbst lange Jahre einer unserer Prediger war. Ich selbst habe ihn gegen den Papst und die Papisten donnern hören, und das ärgert mich immer, wenn einer den Mantel nach dem Winde hängt," antwortete Bob.

„Ja damals, als er nach dem Beispiele unserer Königin die neue Religion annahm, hat er freilich den Mantel nach dem Winde gehängt; als er sich aber für den alten Glauben martern ließ, war er doch gerade keine Wetterfahne," sagte der Knabe.

„Du hast eine geläufige Zunge, kleiner Knirps," lachte der Soldat, dem die offene Weise des Knaben wohlgefiel. „Unser Bischof hat allen Grund, dich zeitig nach Numero Sicher zu bringen; du predigst ja jetzt schon fast wie ein alter Barfüßer! Aber, Spaß beiseite, man kann die Sache auch mit deinen Augen ansehen, und dann wären eigentlich wir diejenigen, welche den Mantel nach dem Winde hängen. So viel ist gewiß, daß der Bell sich nicht wie eine Memme benahm. Mit meinen eigenen Ohren vernahm ich, wie er den Richter nach Anhörung des Todesurteiles bat, man solle ihm auch noch seine Lippen und seine Fingerspitzen durch Henkershand abschneiden lassen, weil er die neuen Glaubensartikel der Königin, seinem Gewissen zuwider, beschworen und unter-

schrieben habe. — Doch, zum Kuckuck, die Sonne brennt schon tüchtig; bald muß es Mittag sein, und das viele Reden macht unmenschlich durstig. Sie hätten uns auch einen Gaul geben können! Du mußt ja mit deinen kurzen Beinen elend müde werden, und am Ende muß ich dich auch noch tragen! Kommt denn heute kein Fuhrwerk des Weges, daß wir für ein Stündchen aufsteigen könnten?"

Die beiden standen jetzt auf der Höhe eines mäßigen Hügels und genossen einen weiten Fernblick nach Süden und Westen. Zu ihren Füßen dehnte sich ein flaches Tiefland, Moor und Heide, von Hecken und Buschwerk vielfach durchschnitten, und an seinen äußersten Grenzen funkelten im Sonnenglanze die Dächer und Türme eines Städtchens.

„Das ist Ormskirk," sagte der Kriegsknecht, „und dahin müssen wir noch vor Abend; da sind wir angemeldet, wie mir der Bischof sagte. Es mögen noch immer vier oder fünf Stunden Weges bis nach dem Neste sein. Wie steht's? Meinst du, daß du mit deinen Beinchen so weit kommst?"

„Warum könnten wir nicht nach Blainsco Hall?" fragte der Knabe. „Die waldigen Hügel da drüben sind die Höhen von Wigan, und so hätten wir gar nicht weit dorthin. Ich bin wirklich müde."

„Nach Blainsco Hall und Wigan dürfen wir nicht. Doch können wir uns meinetwegen etwas unter diese Buche setzen; aber besser wird es sein, du hältst noch ein Stündchen aus, bis wir in die Schenke zu[m] Güldenen Stern' kommen. Da magst du rasten, und [ich] denke, die dicke Wirtin, welche ich für eine hartge[sinnte] Papistin halte, wird dir gerne [ein] kräftigen [Imbiß] schenken, wenn ich ihr deinen Handel

erzähle. Denn für dich bezahlen kann ich nicht; der Reiseschilling reicht ja kaum zur Hälfte, meinen eigenen Durst zu löschen. Kommt denn wirklich heute kein Fuhrwerk des Weges?" fragte der Soldat nochmals und schaute den Weg zurück, der sich in weiten Schlangenlinien zwischen Hecken hinzog. „Sind das nicht zwei Reiter da hinten? Ich meine, ich hätte sie schon früher bemerkt."

„Ja wohl, ich glaube, sie reiten schon mehr als eine Stunde hinter uns her," sagte John; dann folgte er seinem Begleiter, der den Weg wieder unter die Füße nahm.

Die beiden Reiter schienen das Zaudern des Knaben und des Schergen aus der Ferne zu beobachten.

„Jetzt, meine ich," sagte der eine, „könnten wir einen Anfang machen. Bevor wir zum ‚Güldenen Stern' kommen, muß die Sache schon eingefädelt sein. Sie gehen schon seit einem Stündchen langsamer, und es sollte mich wundern, wenn es mißglückte. Vergiß deine Rolle nicht, und fein hübsch die Augen offen gehalten!"

„Ihr sollt mit mir zufrieden sein, und ich denke, wir werden einen lustigen Spaß obendrein erleben. Freilich, wenn es fehlschlüge, so könnte es uns auch den Hals kosten," erwiderte der Begleiter.

„Nur mutig voran," schloß der erstere, offenbar der Herr. „Es ist ja, meiner Treu, ein ehrlicher Streich, und die Verfolgten beschützen hat immer für ritterlich gegolten." Hiermit setzten die Reiter ihre Pferde in einen mäßigen Trott, und bald hatten sie auf dem jenseitigen Hange des Hügels den Schergen mit seinem jugendlichen Gefangenen erreicht. Beide trabten vorbei, ohne sich um den Knaben

und seinen Wächter zu kümmern. Als sie dieselben aber einige zwanzig Schritte überholt hatten, sprang der eine plötzlich vom Pferde und machte sich mit dem Riemenzeuge zu schaffen, während sein Begleiter des Weges fürbaß ritt.

Nach wenigen Minuten erreichte Bob mit dem Knaben den Reiter und wurde von ihm mit den Worten angeredet: „He, guter Freund, haltet mir doch einen Augenblick den Rappen; der Bursche ist etwas kitzelig, und ich muß ihm den Sattelgurt anziehen. Ich will es Euch drunten im ‚Güldenen Stern' gedenken."

Bob lief rasch herbei und faßte die Zügel. Die Sache war bald erledigt; dann klopfte der Reiter seinem Rosse den Hals und schwang sich in den Sattel. Jetzt erst schien er den kleinen John zu bemerken, der den Fremden mit seinen großen blauen Augen freundlich ansah.

„Ihr habt da einen netten Jungen; ist es Euer eigen Kind?" fragte der Reiter, mit den Fußgängern Schritt haltend.

„Mein eigen Kind!" lachte Bob aus vollem Halse. „Ihr habt es nahezu getroffen! Habt Ihr vielleicht etwas von dem jungen Worthington gehört, der seit dem letzten Gerichtstage von Preston so viel Redens von sich macht?"

„Von dem papistischen Trotzkopfe, den der Bischof von Chester nicht brechen kann?"

„Just von demselben — und hier könnt Ihr den Wundervogel leibhaftig sehen!" So stellte der Scherge seinen Gefangenen vor. Der Reiter spielte trefflich den Überraschten; er hielt sein Pferd an und musterte den Knaben mit großen Augen von Kopf zu Fuß, so daß John fast verlegen sein Barett von dem blonden Lockenkopf nahm.

„Der da?“ sagte der Fremde; „er sieht bei meiner Ehre nicht so frech aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Nun, es ist gut, setze deine Mütze nur auf! Und wohin bringt Ihr ihn?“

„Nach Chester Castle. Diesen Morgen sind wir von Chorley fort, und heute abend hoffen wir bis Ormskirk zu kommen. Von da geht es über Portico und Ditton an die Mersey,“ antwortete Bob.

„Und Ihr habt heute schon mit dem Kinde den weiten Weg zu Fuß gemacht? Glaubt Ihr denn, der Junge werde das aushalten? Hat denn der Bischof kein Roß in seinem Stalle?“ fragte der Reiter.

„Zum Kuckuck, ja das habe ich auch gesagt,“ rief der Wächter. „Warum gibt man uns keinen Gaul mit? Der Junge kann jetzt schon kaum mehr gehen, und ich werde ihn am Ende noch tragen müssen! Doch, da fällt mir eben ein — Ihr könntet den Burschen wohl ein Stündchen vor Euch in den Sattel nehmen; Euer Rappe würde es ja nicht spüren.“

„Was fällt Euch ein? Meint Ihr, ich täte einem Papisten den Gefallen?“ sagte der Fremde lachend.

„Ei, es ist ja nur ein Kind, und dann tut Ihr ja eigentlich mir den Gefallen,“ bat der Wächter.

„Nun, meinetwegen,“ sagte der Reiter. „Ich habe gerade keine so große Eile — bis zum ‚Güldenen Stern‘ vorläufig. Wollt Ihr das Roß am Zügel führen, damit ich Euch nicht durchgehe?“

„Wird nicht nötig sein,“ lachte Bob. „Zudem habe ich meine Pike bei der Hand, mit der ich dem Rappen den

„Der da?“ sagte der Fremde. (S. 276.)

Leib durchrennen kann, wenn er einen Schelmenstreich vollführen will.“

Unter muntern Gesprächen erreichten die Reisenden, als die Maisonne im Mittage stand, das kleine Wirtshaus zum „Güldenen Stern“, nach welchem sich der durstige Bob schon lange gesehnt hatte. Die dicke Frau Wirtin stand in der Haustüre und verabschiedete soeben den Mann, den wir zuerst in Begleitung des Reiters trafen, welcher John zu sich in den Sattel nahm. Er sprengte davon, bevor die Ankommenden den Schatten der prächtigen Ulmen erreichten,

welche ihre frischbelaubten Äste über das freundliche Häuschen ausbreiteten.

Die Wirtin machte ihren Knix; dann hob sie zuerst den Knaben mit fast mütterlicher Zärtlichkeit vom Pferde; wußte sie ja, wer derselbe sei. Doch sie hütete sich wohl, ihre Gefühle gar zu offen zu bekennen. Bob hatte sich an die Seite Johns breit hinter den Eichentisch unter die Ulmen gesetzt und trank aus der gewaltigen Bierkanne, welche ihm die Wirtin mit ungewöhnlich freundlicher Miene kredenzte. Dann begann das gewöhnliche Verhör über Woher und Wohin, welches alle Reisenden im „Güldenen Stern" zu bestehen hatten. Als ihre Neugier befriedigt schien, wackelte die Wirtin in den Hofraum hinüber, wo der Reiter sein Pferd abzäumte, und flüsterte ihm zu:

„Alles ist in Ordnung, Mr. Gerard. Sie war heute morgen hier und ist nun drüben bei den Swifts, und wenn nicht im letzten Augenblicke noch alles in die Brüche geht, so soll sie vor Sonnenuntergang den lieben Jungen in ihren Armen halten."

„Sind die Pferde bestellt?" fragte der Fremde.

„Von hier bis London. Unser Dick reitet voraus, und es wird alles in Ordnung sein, Ihr könnt Euch darauf verlassen. Macht nur, daß Ihr zur angegebenen Zeit an der Mersey seid."

„Gut — nun laßt meinem Rappen Hafer geben und sorgt dafür, daß der Wächter etwas schwere Beine bekommt, so muß es ja wohl gelingen." Der Reiter wollte nun zum Tische unter den Ulmen gehen, aber die Wirtin hielt ihn noch zurück.

„Noch eines," sagte sie. „Der alte Worthington liegt am Sterben und schreit nach einem Priester, und sie können keinen finden. Ein Reitknecht von Blainsco Hall, der heute hier vorbeikam, erzählte es mir. Ist das nicht schrecklich, Mr. Gerard? Der Mann ist sonst nicht so schlecht gewesen; die Angst, sein schönes Gut zu verlieren, hat ihn zum Falle gebracht."

„Was können wir da tun?" sagte Mr. Gerard, die Achseln zuckend.

„Möge unser Herr sich seiner Seele erbarmen! Sagt nur seinem Enkel nichts davon. Wenn dieser oder sein Sohn, der Priester, Kunde davon bekämen, so könnte es uns einen Strich durch den ganzen wohlüberlegten Plan machen."

Der Reiter setzte sich nun zu seinen beiden Gefährten unter die Ulme und zechte mit dem Wächter, während der kleine John, müde von der ungewohnten Fußreise, sich an den Baumstamm lehnte und bald fest eingeschlafen war.

Der Knabe hatte keine Ahnung davon, daß jemand in seiner Nähe sei, der Leib und Leben an seine Befreiung wagen wollte.

7.

In letzter Stunde.

Unterdessen schlug das Herz Lady Worthingtons in banger Erwartung. Sie weilte etwa zwei Stunden vom „Güldenen Stern" in einem kleinen Waldhäuschen jenseits der Heide. Die entschlossene Frau war ihrem Kinde überallhin gefolgt: nach Preston, nach Manchester und zuletzt nach Chorley. Wenn auch lange Zeit genötigt, sich selber verborgen zu halten, wachte sie dennoch über seinem Schicksale und bereitete voll Umsicht alles zu dessen Befreiung vor. Es wäre ihr ein leichtes gewesen, für den Augenblick den Knaben den Händen des Bischofs zu entreißen; aber sie kannte keine sichere Zufluchtsstätte in Lancashire. So entschloß sie sich zur Flucht nach Frankreich, wohin auch der Oheim des Knaben sich zurückziehen mußte, bis die Flut der Verfolgung etwas nachgelassen hätte. Jetzt konnte der Priester so gut wie nichts wirken; Tag und Nacht waren ihm die Häscher auf den Fersen und zwangen ihn, von einem Verstecke in das andere zu fliehen.

Es fiel der Dame nicht allzu schwer, die Mithilfe einiger entschlossenen Männer zur Befreiung des Knaben zu finden; wurde ja der Mut und die Glaubenstreue Johns in allen katholischen Familien Lancashires mit Bewunderung genannt.

Schon früher hatte sich einmal das Gerücht verbreitet, John solle nach Chester Castle. Damals kundschaftete die Mutter den ganzen Weg aus, machte die Bekanntschaft der Wirtin zum „Güldenen Stern" und besprach mit ihr den Befreiungsplan. Als sie nun plötzlich die Zeilen ihres Sohnes erhielt, kam ihr das alles trefflich zu statten; sie brauchte jetzt die Fäden, welche sie klug und umsichtig angesponnen, nur anzuziehen und durfte auf einen günstigen Erfolg hoffen.

Aber freilich, es mußte alles ineinandergreifen! Wenn der Anschlag mißlang, so schlossen sich die Tore des festen Chester Castle hinter ihrem Kinde, und dann war es schwer, vielleicht unmöglich, die arme Taube den Krallen ihrer Verfolger zu entreißen. Wie stark war die Begleitung des Knaben? Sollte List genügen, oder mußte man die Befreiung mit Gewalt erzwingen? Wie leicht konnte ein unvorhergesehener Unfall alles stören!

So stritten sich jetzt, da der Augenblick der Entscheidung nahte, Furcht und Hoffnung in der Brust der Mutter. Unruhig ging sie in dem kleinen Oberstübchen der guten Leute auf und ab, an welche sie die wackere Wirtin gewiesen hatte. „Die Swifts", hatte sie gesagt, „sind grundehrlich und gute Katholiken; die gehen für jeden Priester durchs Feuer, und drüben in ihrem Waldhäuschen seid Ihr mit dem Knaben für die ersten Stunden wohl geborgen."

Der reitende Bote war inzwischen gekommen und hatte die erwünschte Kunde von der Ankunft des Knaben und seiner Begleiter beim „Güldenen Stern" gebracht. „Es ist nur ein einzelner Scherge bei ihm," hatte er gemeldet, „und wir werden den Kleinen bald bringen." Aber jetzt

waren schon zwei Stunden verstrichen, seitdem der Reiter wieder aufgesessen und den Weg zurückgeritten war, um der Verabredung gemäß seinem Herrn behilflich zu sein — und die Erwarteten kamen noch immer nicht.

Stunde auf Stunde verfloß; die Sonne sank hinter den frischgrünen Wald hinab und warf die langgestreckten Schatten der Bäume über die Waldlichtung und das einsame Haus. Die Vögel in den Wipfeln sangen ihr Abendlied, während von dem nahen Moorgrund ein leichter Nebel, der Vorbote der Dämmerung, aufstieg und seine blauen Schleier über die Kronen der Bäume wob. Noch immer kamen die Erwarteten nicht.

„Mrs. Swift, es muß sich ein Unfall ereignet haben, sonst wären sie schon lange da," sagte endlich Lady Worthington, an die schmale Treppe tretend, die in das Erdgeschoß hinabführte.

„Geduld, Geduld, liebe gnädige Frau," antwortete von unten ein altes Mütterchen, das geschäftig am Herdfeuer stand. „Und hübsch ruhig oben bleiben, daß nicht etwa zufällig ein Fremder Euch sieht! Sie werden absichtlich die Dämmerung gewählt haben. Meine Buben sind alle hinaus auf die Lauer. Doch stille — da höre ich Schritte!"

Rasch zog sich die Dame in die Kammer zurück, und fast unmittelbar nachher wurde an die Haustüre geklopft.

„Wer kommt so spät?" fragte die Alte.

„Ein Pilgrim zu Unserer Lieben Frau von Loreto," antwortete in gedämpftem Tone eine männliche Stimme.

„Er ist es!" sagte sichtlich erfreut das Mütterchen und schob behende den Riegel zurück. Ein stattlicher Mann

mit edeln Zügen, die ein dunkler Bart beschattete, trat in die Hütte. Als er den Mantel abnahm, blitzte die reichverzierte Kleidung eines Edelmannes im Scheine des Herdfeuers. Aber trotz des funkelnden Degengefäßes an seiner Seite warf sich das Mütterchen dem Manne zu Füßen, küßte ehrfurchtsvoll seine Hand und sagte: „Euer Hochwürden! Ich bitte um den Segen. Lady Worthington wartet oben auf den Knaben, mit dem sie jeden Augenblick kommen können."

Nach kurzer Begrüßung erzählte der Priester seiner Schwägerin mit wenigen Worten seine letzten Erlebnisse, und wie er es vorgezogen habe, die letzte Strecke auf ihm wohlbekannten Waldpfaden zu Fuß zurückzulegen. „Wir sind ja hier kaum ein Stündchen von Blainsco Hall," schloß er.

„Und habt Ihr nichts von Eurem unglücklichen Vater gehört?" fragte die Dame.

„Doch, ich traf einen Holzhacker, der ihn vorgestern noch sah. Er ist leider immer noch in demselben trostlosen Zustande; aber ich hoffe zu Gott, daß er unsere Gebete erhört und ihm die Gnade der Bekehrung gewähren werde."

Das Gespräch wurde hier durch munteres Pferdegewieher unterbrochen, das durch die einbrechende Dunkelheit aus dem nahen Walde herübertönte. Lady Worthington zitterte, so daß sie sich an der Fensterbank halten mußte. Gleich darauf öffnete sich die Haustüre, und Männerstimmen, in welche sich das fröhliche Lachen eines Knaben mischte, drangen zu der vor Herzensjubel bebenden Mutter empor. Noch ein Augenblick, und der kleine John lag frohlockend an ihrer Brust. „Liebe, liebe Mutter!" rief er, und „Liebes, liebes

Kind!" antwortete sie, und dann hielten sie sich umfangen, und für Minuten kam kein weiteres Wort über ihre Lippen. Der Priester hatte sich still in das anstoßende Kämmerchen zurückgezogen; er wollte die ersten Augenblicke eines so heiß ersehnten Wiedersehens nicht stören.

Unten aber im Erdgeschosse des Häuschens ging es laut und fröhlich her. Da erzählten Mr. Gerard und sein Gefährte das Abenteuer, das sie soeben glücklich bestanden hatten.

„Ich hätte nur den Pikenier sehen mögen," meinte einer der jungen Swifts, „als Ihr dem Rappen die Sporen einsetztet und davongaloppiertet."

„Es war auch zum Totlachen, meiner Treu!" sagte Mr. Gerard. „Der Kamerad war tüchtig bezecht und konnte so schon sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Und nun machte er die tollsten Anstrengungen, meinen Rappen einzuholen. Aber nach kaum drei Sprüngen lag er schimpfend und jammernd in einer Kotlache. — Du mußt ihn noch so getroffen haben, Dick?"

„Nein," erwiderte der Angeredete, „er stand wieder auf den Beinen und keuchte außer Atem des Weges. ‚Im Namen des Gesetzes', schrie er mich an, ‚leiht mir Euer Pferd; ich muß ihn verfolgen, ich komme um Amt und Brot!' Es dauerte natürlich eine Weile, bis ich den Menschen verstand, das heißt verstehen wollte. Dann machte ich ihm begreiflich, daß mein Fuchs die Untugend habe, jeden fremden Reiter erst ein paarmal abzuwerfen, und als er es mir nicht glauben wollte, ließ ich ihn zu seinem Schaden die Probe bestehen — ich brauchte ja den Gaul nur ein klein wenig

mit der Gerte zu kitzeln. So hielt ich den Burschen eine gute Viertelstunde auf und schickte ihn dann zum ‚Güldenen Stern' zurück mit dem Versprechen, den Flüchtigen an seiner Statt nachzueilen. Als ich nach einer Stunde wieder zum Wirtshause kam, fand ich den Gesellen schon ziemlich getröstet bei einem Glase Brandy. Die Wirtin hält ihn diese Nacht fest, und die Sonne mag morgen schon hoch stehen, bis er seinen Rausch ausgeschlafen hat und sich auf den Rückweg zum Bischofe macht, um von seiner unglücklichen Fahrt Bericht zu erstatten."

Lady Worthington kam nun mit ihrem Knaben und mit dem Priester herunter, um dem Retter ihres Kindes zu danken und die weiteren Schritte zu besprechen. „Eile ist nötig," sagte sie. „Wenigstens eine Tagereise müssen wir unsern Verfolgern voraus sein und daher noch vor dem Morgengrauen die Mersey überschreiten. Sie werden unsere Spur bald finden, und ihre Eilboten reiten rascher, als wir es mit einem Kinde können."

Die Männer stimmten ihr bei, und man beschloß, unmittelbar nach dem Imbisse aufzubrechen, den das Mütterchen fertig hatte. Eben stellte die Dame, ihrer greisen Wirtin geschäftig helfend, die blank gescheuerten Zinnteller auf den runden Tisch, da kam einer der Burschen, die draußen Wache hielten, atemlos gelaufen und rief: „Es nahen Reiter durch den Wald; ich weiß nicht, ob Freund oder Feind!"

„Hinauf, hinauf, verstecket euch!" drängte die Wirtin.

„Nein, zu Pferd und fort!" rief Mr. Gerard; „das Häuschen kann uns ja doch nicht bergen."

„Dazu ist es zu spät," sagte der Bursche; „sie kommen schon."

So eilten die Fremden die Treppe hinauf, um in den Kammern wenigstens für den Augenblick ein freilich unsicheres Versteck zu suchen. Gleich darauf hörten die ängstlich Lauschenden, wie an die Türe geklopft wurde; dann vernahmen sie folgendes Gespräch: „Mutter, da ist ein Mann, der einen katholischen Priester sucht. Ich traf ihn drüben am Kreuzwege im Valentinsbusche, wo er sich verirrt hatte. Ihr dürft ihm schon trauen, er meint es ehrlich; der alte Herr von Blainsco Hall liegt im Sterben."

„Gerechter Gott!" jammerte das Mütterchen, „der alte Sir Richard, der —"

„Der seinen eigenen Sohn verraten wollte," fuhr eine unbekannte Stimme fort; „ja, derselbe! Und darum traut man mir auch nirgends; an wenigstens zwanzig Häusern habe ich seit heute morgen angeklopft, und überall wies man mich voll Mißtrauen ab, und unterdessen schreit mein Herr nach einem Priester und ist vielleicht bereits in Verzweiflung gestorben!"

„Schrecklich, schrecklich!" klagte Lady Worthington.

„Mein Vater, mein armer Vater!" rief der Priester. „Barmherziger Himmel, laß ihn leben, nur noch zwei Stündchen!" Damit griff er nach seinem Mantel und eilte die Treppe hinab.

„Mutter," rief der Knabe, „laß uns beten!"

„Ja, mein John, beten, beten! Sieh, da hängt ein Bild der lieben Mutter Gottes!" rief die Dame, warf sich mit dem Knaben auf die Kniee nieder und stammelte: „O

du Zuflucht der Sünder, nimm ihn auf unter deinen Schutz! O du Mutter der Barmherzigkeit, erflehe für ihn Erbarmen von deinem Sohne! Erwirke ihm einen gnädigen Richter!"

„Bitte für ihn, bitte für ihn!" wiederholte der Knabe voll kindlichen Vertrauens, während heiße Tränen seine Wangen hinabrollten.

Da trat Mr. Gerard in die Kammer. „Jetzt ist es nicht Zeit zu langen Gebeten," rief er. „Wir müssen fliehen — augenblicklich! Der Priester ist nach Blainsco Hall — das muß uns verraten. Wenn wir nicht vor Tag in Cheshire sind, so ist alles verloren!"

„Aber der Priester?"

„Wir müssen ihn seinem Schicksale und seinem Schutzengel überlassen! Er mußte so handeln, und fällt er bei der Erfüllung seiner heiligen Pflicht den Häschern in die Hände, so dürfen wir sein Los nicht beweinen. Eure Pflicht, Mylady, ist es, für die Sicherheit Eures Kindes zu sorgen, und wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Lady Worthington erkannte die Wahrheit dieser Worte, und so sehr ihr Herz sie an das Sterbelager nach Blainsco Hall zog, fügte sie sich dem Willen des Retters ihres Sohnes. Wenige Minuten später sprengte die kleine Reiterschar auf verborgenen Waldwegen der Mersey zu, und lange vor Tagesanbruch hatten sie den Fluß überschritten und Cheshire erreicht.

Während Mutter und Kind noch in der Kammer beteten, hatte der Priester in Begleitung des Dieners das Haus verlassen. Auf einsamen Pfaden, durch Busch und Wiesen, die der Mond mit seinem weißen Lichte beschien, eilte er

schweigend und betend voran, daß der Diener mit dem Pferd am Zügel ihm kaum folgen konnte. Nach einer halben Stunde erreichten sie einen Fahrweg; da schwang sich der Priester in den Sattel und sprengte fort, so rasch ihn das müde Roß nur tragen konnte.

Für den alten Tom und noch mehr für den sterbenden Sir Richard waren inzwischen furchtbar bange Stunden verstrichen. Todesähnliche Ohnmacht hatte den Tag über mit der entsetzlichen Aufregung eines fast verzweifelnden Herzens gewechselt. Hundertmal hatte er gerufen: „Kommt denn noch immer kein Priester?“ Und wenn ihn dann der Diener vertröstete, so wälzte er sich jammernd und wimmernd auf seinem Lager. Der Abend war hereingebrochen, und mit der Dunkelheit wuchs die furchtbare Angst des Greises. Es stellten sich immer deutlicher die Zeichen der baldigen Auflösung ein; wiederum verfiel er in eine tiefe Ohnmacht.

„Es wird wohl die letzte sein,“ sagte der ehrliche Tom. „Er röchelt schon.“ Dann zündete er die Sterbekerze an, kniete nieder und betete laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns jetzt und in der Stunde unseres Todes! Amen.“

Da sprengte ein Reiter in den Hof. Tom eilte an das Fenster und seufzte: „Er ist allein — so hat er keinen Priester finden können!“ Gleich darauf klopfte man an der Türe, und als der Diener mit einem Lichte hinaustrat, taumelte er bei dem Anblicke des Mannes, dem er sich gegenübersah, förmlich zurück.

„Um Gottes willen! Ihr? Ihr selbst? Das ist aber schrecklich!“ stammelte er.

„Lebt mein Vater noch?“ fragte der Priester atemlos.

„Er lebt noch — aber er darf Euch nicht sehen. Euer Anblick würde ihn vollends in Verzweiflung stürzen!“ klagte der Alte.

„Gleichwohl muß ich es versuchen. Hoffentlich wird er mich nicht erkennen. Stellt die Lichter so, daß der Schein nicht auf meine Züge fällt, und betet, daß alles gut gehe!“

Eine Minute später stand der Sohn am Sterbelager seines Vaters und sah in das bleiche Antlitz des Sterbenden. Sein Auge war schon gebrochen, und kalter Schweiß lagerte in schweren Tropfen auf seiner wachsbleichen Stirne.

„Sir Richard!“ sagte der Diener, sich über den Schwer-atmenden hinneigend. „Gott ist barmherzig; es ist jetzt ein Priester da!“

„Ein Priester?“ stammelte der Greis. „Mein Enkel sagte ja, er bete für mich. Wo ist er? Ich muß beichten!“

Der Diener entfernte sich, und der Priester waltete seines göttlichen Amtes. Es war freilich keine eigentliche Beichte mehr möglich; aber Gott nahm, wie zu hoffen ist, den guten Willen für die Tat, und der Priester konnte mit Beruhigung die Worte der Lossprechung über ihn sprechen. Dann salbte er die Sinne des Sterbenden mit dem heiligen Öle, kniete nieder und sprach die herrlichen Gebete, mit denen die heilige Kirche alle ihre Kinder, auch die größten Sünder, wenn sie die Gnade der Bekehrung nicht von sich stießen, der Fürbitte aller Heiligen und Gottes Barmherzigkeit empfiehlt.

Kurz nach Mitternacht drückte der Sohn seinem Vater die Augen zu und betete mit tränenfeuchtem Blicke: „Herr,

gib ihm die ewige Ruhe!" und der Diener antwortete: „Und das ewige Licht leuchte ihm."

Das Gebet der Unschuld hatte die Wolken durchdrungen!

* * *

Mit dieser Szene beschließen wir die Erzählung des Familiendramas, dem wir bisan folgten und das uns einen Blick in die traurigen Wirren gestattet, welche die grausame Katholikenhetze Elisabeths in England hervorrief. Unsere Leser wünschen aber wohl, etwas über die weiteren Lebensschicksale des Knaben zu vernehmen, dessen Glaubenstreue wir bewunderten.

John entkam glücklich nach den Küsten der Normandie. In den Dokumenten, aus denen wir schöpften, finden wir ihn der Reihe nach unter den englischen Studenten der Kollegien von Reims, Eu, Sevilla und treffen ihn endlich zu Ende des Jahres 1597 in der Begleitung des berühmten P. Parsons (Personius) zu Rom. Daselbst empfing er zu Anfang des folgenden Jahres die heilige Priesterweihe und trat wenige Monate später (am 27. Oktober 1598) in das Noviziat der Gesellschaft Jesu ein. Zwanzig Jahre nach seiner Gefangenschaft und Flucht erwirkte John Worthington von seinen Oberen die Erlaubnis, sein Leben dem Heile seiner Heimat weihen zu dürfen, und kehrte 1604 nach England zurück. Wir dürfen wohl annehmen, daß seine Mutter noch den Trost hatte, ihn am Altare zu sehen und aus seiner Hand den Leib des Herrn zu empfangen, dem ihr Herz so schwere Opfer dargebracht hatte. Während 42 Jahren wirkte nun der seeleneifrige Missionär unter der stürmischen Regierung

Jakobs I. und Karls I. mit überaus segensreichem Erfolge namentlich in Lancashire. John Worthington starb am 25. Januar 1648.

Nicht so glücklich wie die Flucht des Knaben war die des Oheims Thomas Worthington. Bei Islington in der Nähe Londons holten ihn die Häscher ein und warfen ihn in die Gewölbe des Towers, in denen er ein halbes Jahr schmachtete. Doch wurde er nicht zum Tode verurteilt, sondern zugleich mit zwanzig andern Priestern verbannt. Im Jahre 1588 finden wir Thomas Worthington an der Universität Trier, wo er den Doktorhut der Theologie erwarb; von dort ging er 1590 als Professor der Moraltheologie nach Reims und hatte daselbst in der Folge unter seinen Schülern wohl auch noch seinen Neffen John. Als dann das Englische Kolleg wieder nach Douay zurückverlegt wurde, war er zu Ende des Jahrhunderts der Vorsteher dieser berühmten Pflanzschule englischer Priester und Märtyrer. Im Jahre 1613 berief Paul V. den hochverdienten Greis nach Rom und ehrte ihn mit dem Amte eines Notarius Apostolicus. Aber auch Thomas Worthington zog es am Abende seines Lebens nach seiner Heimat, wo er um das Jahr 1626 sanft im Herrn verschied.

Der lange Philipp.

Eine Geschichte aus der Zeit Friedrich Wilhelms I.

(1877.)

1.

Wie der lange Philipp hätte zu Hause bleiben sollen, aber seinem Vater ungehorsam war.

An der preußisch-sächsischen Grenze liegt ein freundlicher Talgrund, in dem seit undenklichen Zeiten eine Mühle steht. Der alte Bau mit dem seltsam verschnörkelten Fachwerke, mit den vielen hellen Fenstern, dem hohen Giebel, dem von üppigem Moose überwucherten Strohdache erhebt sich mitten in einer Waldlichtung, von hundertjährigen, knorrigen Eichen beschattet. Das ist die Grundmühle, das letzte Haus auf sächsischem Boden — keine tausend Schritte weiter unten

fließt der Mühlbach über die preußische Grenze —, und in diesem auch heute noch einsamen Waldhause hatten seit grauen Jahren die Grundmüller gehaust, ein so grundehrliches Müllergeschlecht, wie sich nur jemals eines unter den Getreide mahlenden Menschenkindern vorfand.

Da leibte und lebte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch der Berühmteste dieses Geschlechtes, der „lange Philipp", aus dessen Lebensgeschichte ich ein paar bewegte Tage erzählen will.

Dazumal war der einsame Talgrund noch stiller und abgeschlossener, als er es heutzutage ist. Stundenweit in der Runde dehnten sich große Waldungen aus, in denen man nur hin und wieder zerstreute Bauernhöfe, ein paar Edelsitze und selten ein kleines Dörfchen antraf. Auch ein altes Jagdschloß der Kurfürsten von Brandenburg stand keine Stunde von der Grenze. Von Zeit zu Zeit hielten sich dieselben einige Wochen daselbst auf, um des edeln Weidwerks zu pflegen; aber seitdem sie die preußische Königskrone trugen, hatte keiner mehr das einsame Schloß besucht.

Da verbreitete sich auf einmal unter den Waldbewohnern die Kunde, der König Friedrich Wilhelm I. werde demnächst von Berlin herüberkommen und in den großen Forsten Treibjagden abhalten. Das war etwas ganz Außerordentliches für diese Leute, die jahrelang nichts sahen und hörten als das stille Einerlei ihrer Wälder und Felder. Nur steinalte Leute wußten davon zu erzählen, wie hoch es bei früheren Anlässen ähnlicher Art auf dem Schlosse hergegangen habe, und begreiflicherweise freuten sich namentlich die jüngeren Burschen darauf, Zeugen und gewissermaßen Teilnehmer solcher Feste zu sein.

Inzwischen erzählten die Bewohner des nahen Schloßweilers, welche viel in der Grundmühle verkehrten, wie man das Jagdschloß scheure und ausmale und wie der alte Kastellan sich einen nagelneuen Rock mit Silber- und Goldtressen in der Stadt bestellt habe, und eines Tages kam die Nachricht, übermorgen werde der König mit seinem Gefolge einziehen; es seien bereits einige Diener und Jäger eingetroffen.

Am gleichen Abende wurde der lange Philipp, damals der stattlichste Bursche weit und breit, zu seinem Vater in die Stube hinauf beschieden. Der alte Mann, den zu Zeiten das Zipperlein plagte, saß in dem bequemen Lehnstuhle und redete seinen Sohn also an:

„Wie ich höre, ist es nun richtig: der Preußenkönig kommt übermorgen auf sein Jagdschloß. Da wollte ich dir nur anzeigen, Philipp, daß du die ganze Zeit über, die er mit seinen Leuten in unserer Nachbarschaft weilt, das Haus nicht verlassen, geschweige denn ins Preußische hinübergehen darfst. Und ich will dir diesmal auch den Grund meines Verbotes nennen. Du weißt, wie erpicht der König auf die ‚langen Kerle' ist, die er alle in seine Garde stecken möchte. Wenn er oder einer seiner Leute dich zu Gesichte bekämen, so müßtest du so sicher mit nach Berlin, als draußen die Mühle klappert. Also du bleibst die Zeit über hübsch zu Hause — hast du mich verstanden?"

„Aber, Vater, ich bin ja kein Preuße; ich bin ein Sachse, und so hat der König gar kein Recht auf mich! Es wäre doch zu —"

„Sachse oder Preuße ist dem König hierin einerlei! Ich sage dir, du bleibst zu Hause. Der Friedrich Wilhelm hat

seine eigenen Grundsätze, was die langen Soldaten angeht. Er macht förmlich Jagd auf die ‚großen Kerle', und nicht einmal im Auslande sind sie vor ihm und seinen Werbern sicher. Neulich noch erzählte man mir, wie er solche Burschen in Schlesien, in Holland, ja drüben in England gewaltsam habe aufheben und nach Berlin schaffen lassen. Sogar in Rom ließ er einen Mönch festnehmen und von dort nach Spandau transportieren. Also noch einmal: du hältst dich diese Zeit über so verborgen als möglich, wenn du nicht dich selbst, deine Braut und deinen alten Vater in große Trauer stürzen willst. Jetzt schaue nach deiner Arbeit; ich höre die Mühle klingeln."

Das war ein kurzer und klarer Bescheid; aber dessen Befolgung wurde unserem Philipp unsäglich sauer. Täglich kamen Leute in die Mühle und erzählten Wunderdinge von den reichen Kavalieren und ihren mächtigen Perücken und Haarzöpfen, von den edeln Damen in steifen Reifröcken, von den riesigen Leibtürken, Heiducken, Kammerhusaren, Reitknechten, Jägern, Soldaten, Pferden mit Silbergeschirr und Reiherfedern, Kutschen — lauter Herrlichkeiten, welche der arme Philipp nur vom Hörensagen kannte. Und nun, wo sie doch so nahe waren, durfte er sie nicht einmal mitansehen, er allein nicht in der ganzen Gegend! Zum erstenmal in seinem Leben verwünschte der Bursche seine Riesenstatur, welcher er mit Recht den Namen „der lange Philipp" verdankte. Und dann war es wieder gerade seine riesige Größe, die ihn am meisten reizte, einmal nach dem Schloßweiler hinüberzulaufen und sich diese vielgenannten Leibgardisten mit ihren Grenadiermützen anzuschauen. Und doch sagte alle Welt, die Kerle

seien gerade so groß und vielleicht noch etwas größer als der „lange Philipp"!

Glücklicherweise ging, wie alles in der Welt, auch die Zeit der Jagden zu Ende. „Am nächsten Montag", hieß es, „wird die letzte große Treibjagd sein, und dann reist der König im Laufe der Woche wieder nach Berlin."

„Gott sei Dank," seufzte Philipp bei dieser Kunde; „so werde ich doch aus meiner Gefangenschaft erlöst."

Der Montag kam. Es war der herrlichste Herbsttag, der sich denken läßt. Bald hatte die Sonne die leichten Nebel geteilt, welche sich in der Morgenfrühe über die Talgründe woben, und nun spielten ihre Strahlen um die im Farbenschmucke des Herbstes prangenden Wälder, auf welche man vom Giebelfenster der Mühle aus einen bezaubernden Blick hatte. Da stand an diesem Morgen Philipp und schaute verdrießlich bald hinüber nach den Waldkuppen des Nachbarlandes, bald hinunter auf die dahintanzenden Wellen des klaren Mühlbaches, die schäumend in die Schaufeln des großen Wasserrades schossen und dann, von der Sonne beschienen, in den Farben des Regenbogens strahlend als Staubregen niederfielen.

Von all der Herrlichkeit gewahrte aber der junge Müller heute nichts. Er horchte auf das ferne Getöse der Treibjagd. Deutlich trug ihm der Nordwind das Bellen der Meute, das Geschrei der Treiber, den fröhlichen Ton des Hifthorns und hin und wieder das Knallen der Büchsen zu. Lange lauschte er, und immer heftiger erwachte in ihm die Begierde, Jagd und Jäger sich in der Nähe zu besehen.

„Zeitlebens muß ich mich schämen," sagte er ärgerlich zu sich selber, „wenn ich allein in der ganzen Gegend den König und seine Leibgardisten nicht sehe. Und was sie von den Kniffen und Praktiken seiner Werber sagen, ist wohl auch übertrieben. Sie werden es nicht wagen, mich von sächsischem Grund und Boden wegzuholen. Übrigens kann man es ja so einrichten, daß sie mich gar nicht zu Gesichte bekommen. — Freilich," setzte er nach einer Weile etwas kleinlaut bei, „der Vater hat es verboten; aber bleibt man denn nicht sein ganzes Leben ein Kind, das sich alle Schritte und Tritte vorschreiben läßt? Zähle ich nicht meine zweiundzwanzig Jahre, und werde ich mich nicht in der Woche nach Allerheiligen verheiraten? Bin ich also nicht groß genug, um mein eigener Herr zu sein? Leider nur viel zu groß; das ist ja gerade mein Unglück!"

Hier unterbrach das Glöcklein das Selbstgespräch Philipps und rief ihn hinab in die Mühle. Da gab es Arbeit genug, und über der Arbeit hätte der Bursche beinahe seinen Unmut und seine Versuchung vergessen. Es war eine Lust, ihn zu sehen, wie er zwei Zentner schwere Säcke Weizen leicht wie eine Flaumfeder auf seine breiten Schultern schwang, die steilen Treppchen hinauftrug und in den leeren Trichter schüttete. Flink schöpfte er dann das Mehl aus dem Beutelkasten in Säcke, schied mit dem Siebe die grobe Kleie von dem nur halb gemahlenen Griese, setzte das klopfende Beutelwerk und die Stäube in Gang und wirtschaftete in der klappernden Mühle umher, als ob er es drei Müllern gleichtun wollte.

Ein paar Stunden mochte Philipp so gearbeitet haben, da pochte es an der Türe. Er öffnete und sah eine kleine,

verwachsene Frau mit einem klugen, wohlwollenden Gesichte vor sich stehen, die einen Kramkasten mit allem möglichen Trödel auf einem Wägelchen führte.

„Seid Ihr es, Gertrud? Es gibt heute keine Mehlbeutel zu flicken," sagte Philipp.

„So, halten sie noch? Das freut mich: ich habe sie das letzte Mal besonders gut genäht. Ja, ja, wenn ich einmal nicht mehr bin, so weiß ich nicht, wer Euch das feine Beutelzeug zurecht macht — sechs Meilen in der Runde kann niemand nähen wie ich! Aber", fügte sie vertraulich mit den Augen winkend bei, „ich werde es des Schlüsselwirts Anna lehren, sobald sie Grundmüllerin ist. He, Ihr braucht nicht rot zu werden, Philipp; Ihr hättet kein braveres Mädchen finden können! Nun, was ich sagen wollte — ich habe eigentlich auch hier nicht vorgesprochen, um wegen der Beutel nachzufragen; ich wollte Euch etwas zeigen, da, schaut her!" Hiermit öffnete die Krämerin ihren Kasten und langte mit den Fingerspitzen einen Kranz von Flittergold hervor, der in der Sonne prächtig funkelte.

Der Müller machte große Augen und schaute sich den Kranz verwundert an. „Nun, was soll das?" fragte er endlich. „Ich soll doch wohl das Ding nicht kaufen?"

„Nicht für Euch," erwiderte lachend Gertrud, „aber für Anna! Seht, heute abend nach der Treibjagd werden die Bauern auf der Schloßwiese bewirtet, und wenn dann der König spät abends von Ebersheim zurückkehrt, soll der Schulze vom Schloßweiler dem Könige einen Abschiedssermon halten. Er hat ihn nicht selber gemacht; der Herr Präzeptor von Aabach hat ihn aufgesetzt und soll viel Latein dazwischen

sein. Er kann ihn auch nicht ablesen; er ließ ihn sich so lange vorsagen, bis er ihn im Kopfe hatte. Die Geschichte hätte eigentlich schon bei der Ankunft des Königs sein sollen, aber da war der neue, apfelgrüne Rock des Schulzen noch nicht fertig —"

„Der alte Geck; ich wette, er bleibt in seinem Sermone stecken!" rief Philipp dazwischen.

„Das glauben die meisten Leute; er aber meint, sich eine besondere Ehre vor den Herrschaften einzulegen, und hofft am Ende gar, Amtmann zu werden! Kurz, er hat es sich nun einmal in seinen dicken Kopf gesetzt, den Sermon zu halten. Und bei dieser Gelegenheit soll das schönste Mädchen der Gegend — und das ist unstreitig Eure Braut — dem Könige einen Blumenstrauß überreichen. Natürlich wird sie wie ein Engel gekleidet sein, ganz weiß — und wie herrlich würde sich dazu dieser goldene Kranz machen!"

„Topp," rief Philipp, „ich kaufe den Kranz, und Ihr werdet ihn gleich zu Schlüsselwirts hinübertragen."

„Ei, wollt Ihr ihn denn nicht selber dem guten Kinde bringen? Da würde die Gabe ja doppelt lieb sein."

Der Grundmüller schob verlegen seine Mütze in den mit Mehlstaub bepuderten Haaren hin und her und gestand endlich die Ursache, welche ihn seit Wochen in der einsamen Mühle gefangen hielt. Die Krämerin hörte ihn mit vielen Zeichen des Bedauerns zu Ende und meinte endlich: „I du meine Güte! — und Ihr habt von all der Herrlichkeit nichts gesehen? Der König freilich ist nicht einmal so gut gekleidet wie der alte Kastellan, der sich einen prächtigen rosaroten

Rock machen ließ. Aber die Damen! Ich hätte nie geglaubt, daß die Engel im Himmel so schön gekleidet seien. Reifröcke tragen sie, so weit und rund wie der Mühlstein da, aus steifer Seide mit großen chinesischen Blumen: Ihr habt Euer Lebtag so was nicht gesehen!"

„Was gehen mich die chinesischen Röcke an! Wenn ich nur die Leibtürken und Kammergardisten und die ‚großen Kerle' sehen könnte, die sich der Preußenkönig zusammenwarb! Sind sie wirklich so groß, wie man sagt? Sind sie so groß wie ich zum Beispiel?"

„Sie sind schrecklich groß, wahre Goliaths, daß einem die helle Angst ankommt, wenn man sie nur anschaut. Es mögen wohl welche darunter sein, die noch größer sind als Ihr, Grundmüller, obschon ich das letztere nicht beschwören könnte; denn sie tragen fast zwei Fuß hohe Bärenmützen, und da hält man sie noch für größer, als sie sind. Ihr müßt einmal herüberkommen und Euch die Leute ansehen. Heute wird es Nacht sein, bevor die Herrschaften aufs Schloß zurückkehren. Da könnt Ihr in der Dunkelheit ohne alle Gefahr den Zug betrachten, und wenn Ihr Euch nicht gar zu weit vorn hinstellt, so wird Euch keine Seele beachten. Dabei werdet Ihr die große Freude haben, mit eigenen Augen zu sehen, wie Eure Braut mit dem goldenen Kranze dem Könige den Blumenstrauß überreicht."

Philipp hatte nun schon viel zu viel mit der lockenden Versuchung gespielt; er fiel ihr zum Opfer. Die Krämerin erhielt den geforderten Preis und zugleich den Auftrag, einen Gruß an Anna zu bestellen und ihr zu sagen, er werde gegen Abend herüberkommen und ihr etwas Schönes mit-

bringen. Dann trug er den in eine kleine Papierschachtel sorgsam verpackten Kranz rasch und heimlich auf seine Schlafkammer. Froh des guten Handels, zog Gertrud ihres Weges durch den Hochwald der preußischen Grenze zu, ohne zu ahnen, welches Unheil ihr gutmütiges Geplauder möglicherweise heraufbeschworen hatte.

Nach einiger Zeit trat der Vater Philipps an seinem Stocke in die Mühle und betrachtete den wackern Sohn, der wieder aufschüttete und wegschöpfte, siebte und stäubte, daß es dem alten Manne eine Freude war, den kräftigen Jüngling so frisch an der Arbeit zu sehen. Prüfend ging er hin und her und drückte sich lobend aus; nur die Kleie schien ihm zu wenig kraus, und er mahnte seinen Sohn, die Steine bedürften der Schärfung.

„Ja, Vater," sagte Philipp, „ich will sie morgen schärfen."

„Dann mußt du aber heute nacht durchmahlen; denn übermorgen will der Haselbauer sein Mehl holen."

„Ei was, der könnte auch noch einen Tag länger warten! Aber es ist gut, es soll alles zur Zeit bereit sein."

„Du bist etwas ärgerlich ob des langen Hausarrestes, wie? Und daß ich gerade daran denke: spanne mir nach dem Essen das Wägelchen ein; ich will doch einmal hinüberfahren und mir den Preußenkönig ansehen. Es tut mir leid, daß du daheim bleiben mußt; aber es darf nun einmal vernünftigerweise nicht anders sein. Ich will auch die alte Marthe mit hinübernehmen. Du bist ja Manns genug, die Mühle diese Nacht allein zu bewachen; vielleicht übernachte ich im ‚Schlüssel', vielleicht kehre ich auch zurück."

Mit diesen Worten verließ der alte Müller seinen Sohn; er hatte wohl bemerkt, wie heftig die Neugierde in dessen Brust entbrannt war. Indem er Philipp allein zurückließ, wollte er ihn zwingen, diese letzte Nacht noch in der Mühle auszuharren. In der Tat, hätte der Jüngling den Kranz nicht angenommen, die Taktik des Vaters würde sich bewährt haben. Aber jetzt mußte er hinüber, und mochte daraus werden was wollte.

„Man wird das Haus in den zwei Stündchen meiner Abwesenheit nicht forttragen," sagte Philipp ärgerlich zu sich, „und lange bevor der Vater heimkehrt, bin ich zurück und lasse die Mühle wiederum lustig klappern!"

2.

Wie es dem langen Philipp beim Feste erging.

Langsam sank die Sonne dem Westen zu, mit ihren letzten Strahlen die Türme und Fenster des königlichen Jagdschlosses vergoldend, das den flachen Rücken eines mäßigen Hügels krönte. An seinem Fuße dehnte sich ein weites Talbecken aus, Wiesengründe und Ackerland, zwischen denen hier und dort zerstreut die Häuser und Gehöfte des sogenannten Schloßweilers lagen. Die Höhen rundum waren mit den Bäumen des Hochwaldes bekränzt.

An diesem Tage prangten Schloß und Weiler in ihrem Festschmucke. Von den Zinnen der Türme, die sonst nur üppiger Efeu ziert, wehten bunte Flaggen in der Abendluft, und auf dem Anger am Fuße des Schloßhügels hatten die Dorfbewohner unter Leitung des Kastellans eine Art Triumphbogen mit schweren Kränzen aus Tannenzweigen erbaut. Rund um ihn her war ein weiter Kreis mit jungen Tännchen abgegrenzt; da sollte die Begrüßung des Königs stattfinden.

Auf der angrenzenden Wiese hatte man ein paar Dutzend langer Tische errichtet, an denen der Kastellan die zu den Treibjagden aufgebotenen Bauern bewirtete; die Bäuerinnen waren natürlich in ihrem bauschigen Festtagsschmucke mit-

erschienen, und der sonst so stille Platz vor dem Schlosse bot ein überaus buntes Schauspiel. Jetzt nahte sich auch der Schulze in vollem Ornate: die langen Schöße des nagelneuen, apfelgrünen Rockes schleiften beinahe über den Rasen, und die gewaltige Perücke auf der ernst gefalteten Stirne gab dem Manne kein geringes Ansehen — so meinte wenigstens er. Die Bauern freilich konnten sich des Lachens kaum enthalten, und hinter seinem Rücken fielen manche Bemerkungen, welche ihn nicht gerade in die beste Laune versetzt hätten, wären sie ihm zu Ohren gekommen. Seiner Würde bewußt, schritt er ohne Gruß an den Bauern vorbei auf den Kastellan zu, welchen er mit einem tiefen Bückling ehrte.

„Ah, der Schulze!" sagte dieser. „Ist Er seiner Rede auch sicher? Wird Er vor Seiner Majestät nicht stecken bleiben?"

„Wir hoffen nicht, Euer Gnaden. Wir haben sie gut marmoriert" — memoriert wollte er sagen —, „und wenn wir die Augen schließen, daß uns der Anblick des Königs nicht verwirrt, so werden wir sie ‚par bleu' gut ablesen, wie der Herr Oberst Röderer zu sagen pflegen."

So sagte der Schulze, aber in seinem Herzen war er doch nicht so ruhig, wie er sich vor dem Kastellan stellte. Die Rede, die er sein zusammengerollt und säuberlich eingewickelt in seiner Rechten trug, lag wie ein Alp auf seiner Brust, und des wichtigen Momentes wohl bewußt, dem er entgegenging, befiehl ihn bereits jenes Gefühl der Unruhe, das großen Augenblicken voranzugehen pflegt. In seiner Aufregung hatte er tausenderlei zu ordnen und zu befehlen;

er sprang hin und her, daß der Haarzopf auf seinem Rücken tanzte, und obwohl der König vor Einbruch der Dunkelheit nicht erwartet wurde, bestand er darauf, daß die Bauern sich jetzt schon im Kreise längs der Tannenumfriedung aufstellten. Plötzlich fiel ihm ein, die Überreichung des Blumenstraußes müsse noch einmal probiert werden. Als er nun die Entdeckung machte, daß des Schlüsselwirts Anna noch gar nicht auf dem Platze sei, verlor er fast alle Fassung.

Sofort mußte ein Bauer nach dem eine Viertelstunde entfernten Wirtshause eilen, um das säumige Mädchen zur Stelle zu entbieten. Die Braut des Grundmüllers wäre übrigens schon längst auf dem Festplatze erschienen, wenn sie nicht der Meldung Gertruds zufolge ihren Bräutigam erwartet hätte. Endlich, als die Dämmerung schon hereinbrach und das Mädchen, des langen Harrens müde, in vollem Putze eben nach dem Schlosse aufbrechen wollte, kam Philipp. Er wurde nicht sehr gnädig aufgenommen.

„Du da? Dein Vater, der in der vorderen Stube sitzt, sagte vorhin, du werdest nicht herüberkommen; denn falls die Preußen dich sähen, so wärest du verloren."

„Ei ja, sie werden mich aber nicht sehen! Sei nur still, daß der Vater meine Anwesenheit nicht erfährt; er würde arg schelten, wenn er es wüßte."

„Er hat dir am Ende verboten, herüberzukommen? Wenn ich das wüßte, so würde ich heute kein Wort mit dir reden."

Fast verblüfft schaute der lange Philipp seiner Braut in die hellen Augen, glaubte aber in ihren Tiefen doch den Schalk zu finden und antwortete: „Nun, sei nur nicht böse; ich bin ja deinetwegen herübergekommen."

„Meinetwegen? So kannst du gleich wieder umkehren; gesehen hast du mich jetzt."

„Ich muß dich aber sehen, wenn du dem Könige den Strauß überreichst, und auch die großen Leibtürken und Gardisten möchte ich sehen."

„Da haben wir es! Das ist der Grund, der dich herüberführt: du mußt dich neben diese Bärenmützen stellen und beweisen, daß du noch einen Zoll mehr misseſt als sie — auf die Gefahr hin, dich und mich und deinen alten Vater unglücklich zu machen!"

„Sei kein Kind, Anna; ich werde mich ja nicht vornhin stellen. Schau hier, was ich dir Schönes gebracht habe! Du sollst dich heute abend vor den Berliner Herrschaften nicht zu schämen brauchen; schau, wie herrlich das flimmert und funkelt!" Hiermit zog Philipp den Flitterkranz aus der Papierschachtel hervor, die er bisher unter seinem Sonntagswamse verborgen hatte.

„Das hast du für mich gekauft, Philipp?" rief das Mädchen, von dem Glanze geblendet. „Du bist doch ein braver Bursche! Aber ich bitte dich, gehe lieber gleich heim; du glaubst nicht, was ich für eine Angst ausstehe, wenn ich dich heute abend in der Nähe der preußischen Soldaten weiß. — Mutter!" rief sie dann in die Küche, „Mutter, kommt doch und seht!"

Die gemütliche Wirtin war bald zur Stelle, und nun ging es an ein Bewundern und Beloben des herrlichen Kranzes, der sofort in den dunkeln Haaren des Mädchens befestigt wurde. Philipp verabschiedete sich nun, hoch erfreut über die willkommene Aufnahme, die sein Geschenk gefunden.

Noch rief ihm seine Braut nach: „Philipp, nicht wahr, du gehst heim?“

„Gewiß, heute abend noch!“

„Nein, gleich!“

„Sei nur ohne Sorgen, Anna, es soll mich keine Seele sehen.“ So redete der Bursche zuversichtlich und huschte, von seinem Vater unbemerkt, durch die Hintertüre in den nahen Wald.

Wenige Minuten später kam der Bote des Schulzen, und alles brach nun auf, dem Jagdschlosse zu. Der alte Grundmüller fuhr in dem offenen Wägelchen und nahm in demselben am Abhange des Schloßhügels Stellung, so daß er den Platz um den Triumphbogen recht bequem überschauen konnte.

Die Nacht war hereingebrochen, aber große Reisigfeuer beleuchteten mit rotem Widerscheine das alte Schloß und die bunten Gruppen des Volkes. Jetzt kamen mehrere Karren voll erlegten Wildes, welches zur Strecke gebracht wurde: edle Hirsche mit vielzackigem Geweih, schlanke Rehe, zahllose Hasen und borstiges Schwarzwild. Vor allem bewunderte man nicht ohne Grauen einen mächtigen Keiler, den der König selbst gefällt hatte; das Untier lag nun auf einem eigenen Karren, nach Weidmanns Sitte mit grünen Tannenzweigen geschmückt.

Da hatte der Schulze gut jammern, daß niemand in Reih und Glied stehen bliebe; alles lief fröhlich an die Wagen, um die Beute der Treibjagd zu bewundern. Erst als die Vorreiter des Königs ansprengten, ließen sich die Leute wieder aufstellen. Trommelwirbel rasselte vom Schloß-

hofe her, wo die kleine Abteilung der Leibgarde, welche der König von Berlin mitgenommen hatte, unter das Gewehr trat; gleich darauf erschienen die Grenadiere, gefolgt von reich betreßten Dienern und Reitknechten, und bildeten vom Tore bis an den Triumphbogen Spalier.

Noch hatten die Bauern sich an den ungewohnten Gestalten, welche sie heute zum erstenmal in solcher Zahl und in so reichem Schmucke erblickten, nicht satt gesehen, als Hörnerschall vom Walde her ertönte und alle mit dem Rufe: „Sie kommen! Sie kommen!“ die Köpfe dem Fahrwege zuwandten.

In der Tat nahte der Zug. Bald sah man zwischen den Bäumen Fackeln schimmern, und schon erschienen die ersten Reiter am Waldsaume. Vorauf ritt eine Anzahl Jäger, die fröhlich ihre Jagdhörner bliesen; dann folgten berittene Fackelträger; ihnen nach rollten einige herrlich bespannte Kutschen, in denen die Hofdamen saßen; hinter ihnen ritt der König, von Fackelträgern umgeben, im Gefolge von Kavalieren, und den Schluß bildete ein buntes Gemenge von Jägern, Husaren, Reitknechten und Dienern aller Art — samt und sonders in schreienden Farben und blinkenden Tressen.

So nahte sich der Zug quer über den Anger dem Triumphbogen, unter welchem der Schulze mit den weiß gekleideten Mädchen stand. Der Angstschweiß perlte dem Manne auf der Stirne, da er die hohen Herrschaften, vor denen er seinen Sermon halten sollte, also prächtig heranziehen sah.

Der Kastellan hatte dem Könige angezeigt, die Bewohner des Waldbezirkes wünschten ihn zu begrüßen, und in aus-

nehmend guter Laune, wie er diesen Abend war, hatte er lachend seine Einwilligung gegeben, den komisch aufgeputzten Schulzen anzuhören, jedoch die Verwarnung beigefügt, „nur solle sich der Mensch nicht unterfangen, einen gar zu langen Sermon zu halten". Die Kutschen machten also Halt, und das Gefolge bildete einen Kreis um den König und seine Kavaliere.

Feierlichen Schrittes und unter unzähligen Bücklingen und obligatem Räuspern nahte sich der Schulze mit den weiß gekleideten Mädchen dem Könige, zu gleicher Zeit nach rechts und nach links dem Volke die hundertmal wiederholten Weisungen nochmals wiederholend: „Also aufgepaßt! wie ich mich verneige, müßt ihr euch alle verneigen, und wenn ich ‚Hoch' schreie, müßt ihr alle nachschreien!"

Der Schulze war nun in die Nähe des Monarchen gekommen und stellte sich, den Dreispitz in der einen, die Rede in der andern Hand, statt etwas zur Seite zu treten, unmittelbar vor den Kopf des Pferdes und wollte nach einer letzten untertänigsten Verbeugung, wobei ihm die Perücke ins Gesicht rutschte, seinen Sermon beginnen. Aber kaum hatte er die ersten Worte der Titulatur mit bebenden Lippen und schlotternden Knieen ausgesprochen, so unterbrach ihn auch schon der König mit der Bemerkung: „Will Er den Gaul anpredigen? Kann Er sich nicht auf Unsere rechte Seite stellen, wenn der Sermon Uns gilt?"

Nach diesen Worten hätte es wahrlich des Kicherns der Umstehenden nicht bedurft, um dem Schulzen den Kopf völlig zu verwirren. Doch machte er unmittelbar vor dem Pferde, welches ob des sich überschlagenden Haarzopfes beinahe scheute,

eine überaus tiefe Verbeugung und trat an die Seite des Königs — aber an die linke!

„Ist denn das Unsere rechte Seite? Weiß der Mensch nicht, was rechts und links ist, und ist Schulze hier im Dorfe?“ rief ihm der Fürst lachend zu.

Jetzt war es ganz vorbei mit dem letzten Restchen von Fassung. Dreimal begann er, auf der rechten Seite des Königs angelangt, seinen Spruch, und dreimal blieb er im ersten Satze schon stecken. Da half es nicht viel, daß ihn der Fürst aufforderte, den Gruß von dem Papier abzulesen. Die Pause wurde immer peinlicher. Schon zog der König die Brauen zusammen und war im Begriffe, in seiner gewohnten derben Weise den Schulzen mit keineswegs schmeichelhaften Titulaturen zu bezeichnen — als der Schlüsselwirt, der ganz in der Nähe stand, die Ehre des Dorfes rettete und mit wenigen Worten das Hoch des Königs ausbrachte. Mit unendlichem Geschrei stimmten die Bauern ein, und alles schien ein recht befriedigendes Ende zu nehmen, als ein unvorhergesehener Vorfall das Fest in ernster Weise störte.

Der Schulze hatte in einem Busche am Abhange des Schloßhügels einige Böller aufgestellt und seinem Knechte befohlen, dieselben loszubrennen, während die Bauern das Hoch des Königs schreien würden. Ganz in der Nähe dieser Böller hielt der Grundmüller auf seinem Wägelchen. Unverzeihlicherweise hatte man es unterlassen, den alten Mann von der gefährlichen Nachbarschaft in Kenntnis zu setzen. Schon vorher war sein Pferd durch den Glanz der Fackeln und den Hörnerschall unruhig geworden; der Müller hatte einen Burschen gebeten, dasselbe festzuhalten. Während

sich nun die Szene mit dem Schulzen abspielte, schaute alles nach dem Könige. Kaum war das Hochrufen vorbei, so krachte auch der erste Böllerschuß in einer Entfernung von zehn Schritten, und wie der plötzliche Pulverblitz dem Pferde das Auge blendete, stieg es mit den Vorderfüßen in die Luft, zerschmetterte in der nächsten Sekunde mit den Hinterhufen die Wagenschere und stürmte, die Trümmer nach sich schleppend, geradeaus in den Menschenknäuel hinein. Schreiend wichen die Leute dem scheuen Tiere aus, das in wenigen Sätzen die Stelle erreichte, wo soeben Anna dem König den Blumenstrauß darbot. Das Reitpferd des letzteren bäumte sich und wollte ebenfalls einen scheuen Seitensprung machen. Das alles vollzog sich rascher, als es sich erzählen läßt, und der nächste Augenblick mußte voraussichtlich der Zeuge eines Unglücks sein, falls die scheuen Tiere nicht aufgehalten wurden, bevor sie sich zwischen die Gespanne der gegenüberstehenden Kutschen stürzten.

Aber in diesem kritischen Momente, da das Roß des Königs den gefährlichen Seitensprung tun wollte, erschien eine riesige Gestalt zwischen den beiden Tieren und brachte mit sicherem Griffe und eiserner Faust dieselben zum Stehen. Eine Minute später war der König auch von seinen Reitknechten umringt, denen der unbekannte Rossebändiger das Reitpferd des Fürsten übergab. Er selber wollte das andere Roß geschwind aus dem Kreise führen, als der König, der inzwischen seine Fassung wiedergewonnen hatte, dem Weggehenden ein lautes „Halt" nachrief.

Es war niemand anders als der lange Philipp. Trotz der Bitte seiner Braut hatte er sich in die Nähe geschlichen,

betrachtete nach Herzenslust den König, seine riesigen Bärenmützen und sein buntes Gefolge und wollte ebenso unbemerkt den Festplatz verlassen, wie er ihn betreten hatte. In diesem Augenblicke sah er plötzlich, wie das Roß seines Vaters scheute und durch den Menschenknäuel gerade auf seine Braut und den König losstürzte. Da verließ ihn alle Überlegung: mit kräftigem Arme die Leute beiseite schiebend, sprang er vor und kam gerade noch rechtzeitig, um wenigstens ernsteres Unglück zu verhüten. Daß er durch diese kühne Tat seine ganze Größe und Kraft, und zwar in günstigstem Lichte, dem großen Liebhaber riesiger Soldaten verraten hatte, kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein, als er das gebieterische „Halt" des Königs vernahm.

Wie angedonnert blieb Philipp stehen und drehte sich mechanisch dem Fürsten zu. Den Angstschrei seiner Braut bemerkte er kaum, noch wußte er später zu sagen, wer ihm das Pferd abgenommen habe — so sehr bemächtigte sich seiner der eine Gedanke: „Du bist verloren!"

„Trete Er näher," rief ihm der Fürst zu, „ich muß Ihn mir etwas genauer ansehen! Alle Welt, was ein Prachtmensch! Sergeant Langbein, stelle Er sich einmal neben den Kerl hin! Gemeiner Schmitz, setze Er ihm seine Grenadiermütze auf — so! prächtig! Oberst Röderer — was meint Er zu dem Burschen?"

Der Angeredete ritt heran und betrachtete den langen Philipp mit Kennerblick; dann meldete er: „Majestät, gehorsamst zu rapportieren, der Kerl mißt um einen vollen halben Zoll mehr als der Sergeant Langbein, so ansonst der längste Mann im Heere ist. Es wäre, bei meiner Ehre,

die größte Sünde, die der Mensch begehen könnte, wenn er nicht Grenadier würde."

„Unverzeihlich wäre es," bestätigte der König. Dann fragte er den unglücklichen Philipp, der nun zu spät die Folgen seines leichtfertigen Ungehorsams erkannte, in seinem gnädigsten Tone: „Wie heißt Er?"

„Philipp Moosbach, Majestät."

„Was ist Er?"

„Müller."

„Höre Er, Philipp Moosbach, Staub schlucken können auch andere Leute. — Er muß mein Leibgardist sein, so wahr ich Friedrich Wilhelm heiße!"

„Ich mag aber nicht Soldat werden."

„Ei warum nicht gar! Man wird Ihn erst lang um Seinen Willen fragen, wo es doch so auf der Hand liegt, daß unser Herrgott Ihn zum Grenadier erschaffen hat!"

„Ich bin aber kein Preuße; ich bin ein Sachse."

„Als ob das eine Schwierigkeit wäre! In Unserem Heere dienen Leute aus aller Herren Länder. Daß Er es nur wisse, nachdem Wir Ihn einmal kennen, werden Wir Ihn auch zu kriegen wissen; selbst wenn Er sich bis nach Ungarn hinein verkröche. Doch ist es Uns lieber, wenn Er sich gutwillig werben läßt. Da, diesen Louisdor erhält Er zur Belohnung für Sein wackeres Verhalten, das Er soeben an den Tag legte. — Wachtmeister Kluge, Er steht Uns dafür, daß der Bursche noch vor Unserer Abreise geworben wird; er muß mit nach Berlin."

Damit gab der König seinem Pferde einen leichten Schlag und ritt unter erneutem Hochrufen des Volkes den Hügel hinan

in den Schloßhof. Das Gefolge schloß sich dem Fürsten an, und bald war der letzte Fackelträger in dem Tore verschwunden, während munterer Hörnerschall in die stille Nacht hinausschmetterte. Gruppenweise verlief sich nun das gaffende Volk. Der Wachtmeister Kluge, eine knochige Gestalt mit stechendem Auge und gewaltigem Schnurrbarte, war auf den langen Philipp zugetreten, und noch ein paar andere Soldaten hatten sich auf den Wink ihres Vorgesetzten zu dem neuen Kameraden gesellt. Der junge Grundmüller hatte inzwischen seine Fassung wiedergewonnen; mit Gewalt, das sah er wohl ein, war nicht zum Ziele zu kommen. Er entschloß sich also, gute Miene zum bösen Spiele zu machen, fest entschlossen, seine Augen offen zu halten und die erste Gelegenheit zu gebrauchen, welche sich etwa zur Flucht bieten würde.

„Wenn es denn doch sein muß," sagte er also zu den Soldaten, „so kommt mit und laßt uns für des Königs Louisdor auf gute Kameradschaft trinken!"

Das ließen sich die Grenadiere nicht zweimal sagen; Arm in Arm mit dem „langen Sachsen", wie sie ihn nannten, schritten sie dem Wirtshause „zum Schlüssel" zu, von den Herrlichkeiten Berlins und den Freuden des Soldatenlebens in Spandau Wunderdinge erzählend.

3.

Liſt und Gegenliſt. Ein ſeltſames Abenteuer, worin der lange Philipp den Zuſchauer ſpielt, und wie die Geſchichte ein fröhliches Ende nimmt.

Tief in der Nacht war noch der „Schlüſſel“ von Gäſten überfüllt, welche die Ereigniſſe des Abends beim vollen Bierkruge beſprachen. An einem beſondern Tiſche der Schenkſtube ſaß der lange Philipp mit den Grenadieren. Anna, welche mit rotgeweinten Augen ab und zu ging und die leeren Maßkrüge füllte, konnte nicht begreifen, wie ihr unglücklicher Bräutigam ſo guter Dinge ſei, bis ein bedeutſamer Blick des Burſchen ihr den Gedanken nahelegte, er wolle die Soldaten täuſchen, und jetzt merkte ſie auch, wie er denſelben ſo fleißig einſchenkte, während er ſelber ſein Glas faſt niemals leerte. Das Ergebnis dieſer Beobachtung erleichterte nicht wenig das geängſtigte Herz des Mädchens.

An dem langen Tiſche ſaß der Schlüſſelwirt ſelber obenan. Er hatte dieſen Abend die Ehre des Dorfes gerettet; das rechneten ihm die Bauern hoch an, wie ſie anderſeits dem Schulzen ſein kopfloſes Benehmen nicht verzeihen konnten. Immer und immer wieder kamen die Gäſte auf dieſes Thema zurück, und einer derſelben, der Haſelbauer, der dem Glaſe ſchon tüchtig zugeſprochen hatte, ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Krüge tanzten, und ſchrie:

„Das ſage ich — und ihr könnt es jedermann ſagen, der es hören will —: die Geſchichte kann einem — ich will keinen nennen — trotz ſeiner neuen Perücke und ſeines Laubfroſch-Rockes Stand, Rang, Amt, Würde und Anſehen koſten! Ihr könnt es nur ſagen, der Haſelbauer habe es geſagt. Und dann weiß ich auch, wer in ſeine Stelle einrückt, und es ſoll mir und dem ganzen Kirchſpiele eine Ehre ſein. Wir haben ja gehört, wer vor dem Könige eine Rede reden kann, ohne daß ſie ihm ein anderer macht! He, auf Eure Geſundheit, Schlüſſelwirt! — ich bin kein Prophet; aber ſo was kann man ſich an den Fingern abzählen."

„Zur Geſundheit!" ſchrie es von allen Seiten. „Der Schlüſſelwirt iſt unſer Mann; der ſoll unſer Schulze ſein!"

Während dieſer Rede des Haſelbauers war der unglückliche Schulze, der die allgemeine Verwirrung auf dem Feſtplatze benutzt hatte, um ſich unbemerkt zu entfernen, im Rücken des Redners in die Türe getreten und hatte die keineswegs ſchmeichelhafte Kundgebung ſeiner Bauern mitangehört. Er kam, um den Schlüſſelwirt wegen ſeiner unberufenen Einmiſchung zur Rede zu ſtellen; denn in ſeiner Eitelkeit bildete er ſich ein, er wäre doch noch mit ſeinem Sermon zu ſtande gekommen und ſei nun durch den Schlüſſelwirt vor Seiner Majeſtät und den Herrſchaften in ſeiner Ehre gekränkt worden. Allein was er eben gehört, ließ ihn das Unzeitgemäße ſeiner Klage erkennen; er ſchrie alſo, gelb vor Ärger, in die Stube hinein: „Das will ich Ihm gedenken, Haſelbauer, und Ihm, Schlüſſelwirt! Noch bin ich Schulze und werde es auch bleiben, euch allen zum Trotze!" Damit ſchlug der Dorfpotentat die Stubentüre

hinter sich zu und stürmte hinaus, gefolgt von dem schallenden Gelächter der Bauern.

Ganz froh konnte jedoch der Schlüsselwirt diesen Abend doch nicht sein, so wohl ihm die Schmeicheleien der Nachbarn auch taten. Oftmals blickte er traurig nach dem Tische hinüber, an dem sein künftiger Schwiegersohn saß; er konnte es sich noch weniger als seine Tochter zurechtlegen, wie der an den Soldatenrock verkaufte Bursche so fröhlich zechte. Jetzt trafen sich ihre Blicke, und der lange Philipp rief: „He, Schlüsselwirt, auf ein Wort!"

Die beiden verließen die Stube, wobei sich der Grundmüller den Anschein gab, als stehe er nicht mehr ganz fest auf seinen Füßen. Gleichwohl folgte ihnen alsbald der Wachtmeister; die beiden andern Grenadiere aber hatten dem Glase schon zu viel zugesprochen. Philipp fragte nach seinem Vater und hörte zu seiner Befriedigung, daß derselbe keine ernsten Verletzungen erlitten habe. Dann teilte er dem Schlüsselwirt in aller Kürze den Plan mit, den er gefaßt hatte, und bat ihn, Anna zu grüßen. Sie solle ihm treu bleiben; er hoffe sie dennoch binnen Jahresfrist zum Altare zu führen. Jetzt trat der Wachtmeister näher, und Philipp sagte laut zum Wirte: „Meldet also meinem Vater, ich käme so bald nicht mehr nach der Grundmühle. — Und da ist ja auch mein lieber Herr Bruder Wachtmeister! Was sagt Er zu dem Doppelkümmel unseres Wirtes? Trinkt man in Berlin einen besseren? Wir wollen noch einen draufsetzen, und dann gehe ich mit Ihm — es lebe der König!"

Sie kehrten in die Stube zurück und ließen nochmals die Gläser klingen. Ein Stündchen später — Mitternacht

war schon vorüber — wankten die Grenadiere mit ihrem Rekruten singend und johlend längs des Waldweges.

„Wenn die Bauern Zaunpfähl' spitzen,
Können wir im Wirtshaus sitzen,"

scholl es aus heisern Kehlen. Daß sie eine ganz falsche Richtung einschlugen, bemerkte nicht einmal der Wachtmeister Kluge, der in dem letzten Stündchen auch über seine Gewohnheit hinaus der Flasche zugesprochen hatte. Erst als sie mitten im Dickicht an einen Steg kamen, fiel es diesem auf, daß er den Waldbach, der unten vorbeirauschte, nicht kenne. Aber Philipp wußte den Mann zu beruhigen. „Ich werde mich doch hier zu Lande zurechtfinden," sagte er, „nur vorwärts, wir müssen hinüber!"

„Das elende Ding von Steg hat nicht einmal eine Lehne," klagte der erste Soldat.

„Ei, was," sagte Philipp, „ein ehrlicher Grenadier kann auch nach ein paar Gläschen noch geradeaus marschieren!"

Die zwei Grenadiere versuchten nun ihr Gleichgewicht auf dem schmalen Brette; ob es nun wirklich infolge ihres gehobenen Zustandes geschah, oder ob Philipp, wie sie nachher behaupteten, mit einem Stoße nachhalf — der zweite taumelte auf den ersten, und beide stürzten mit lautem Geschrei in den übrigens nicht gefährlichen Waldbach hinab.

„Da haben wir es!" rief der lange Philipp. „Wachtmeister, bleib' Er auf dieser Seite; ich will ans andere Ufer, so können wir sie leichter auf das Trockene ziehen."

Aber kaum war der Bursche am jenseitigen Ufer, so faßte er die Planke des Steges, riß sie mit einem kräftigen Rucke von ihren Pfosten los und schleuderte sie den beiden

Grenadieren zu, die zähneklappernd in dem kalten Wasser herumpatschten.

„Was fängt Er denn an? Wie will Er wieder zu uns herüber?“ rief der Wachtmeister.

„Ich will gar nicht mehr zu Ihm hinüber,“ lachte der lange Philipp. „Der Bach ist die Grenze; ich stehe hier auf sächsischem Boden und somit Gott befohlen, und melde er Seinem Friedrich Wilhelm, der lange Kerl habe zu lange Beine!“

Ob das ein Wettern und Poltern von drüben absetzte! Noch lange konnte der Müller auf seiner Flucht durch den Wald den Grimm des Wachtmeisters hören. Eine Verfolgung brauchte er übrigens nicht zu fürchten. Kluge mußte erst seinen Kameraden ans Ufer helfen, und als sie triefend und schlotternd unter den Bäumen standen, verging noch eine geraume Zeit, bevor sie die verlorenen Grenadiermützen wieder herausgefischt hatten. Das kalte Bad hatte sie nüchtern gemacht; aber an ein Nachsetzen auf dem unbekannten Terrain war nicht mehr zu denken. Sie beschlossen also den Rückzug — schweren Herzens, wenn der Wachtmeister an die Meldung und an das Wort des Königs dachte: „Er steht Uns dafür, daß der Bursche noch vor Unserer Abreise geworben wird.“

Der Rückweg war nicht leicht zu finden; Philipp hatte sie mitten ins Dickicht geführt. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie endlich nach vielem Hin- und Herlaufen eine arme Holzleserin trafen, welche ihnen die Richtung angab.

Oberst Röderer, dem Kluge Rapport machen mußte, erschrak nicht wenig ob der Meldung. „Der König hat

den ganzen Abend von dem langen Sachsen gesprochen; derselbe scheint ihm mehr Spaß gemacht zu haben als die ganze Treibjagd. Er läßt Ihn peitschen, wenn Er den Kerl nicht zur Stelle schafft. Bis morgen früh muß der Sachse hier sein; brauche Er also Seinen Witz, sonst werden wir keinen angenehmen Auftritt erleben!"

Der Wachtmeister Kluge hätte dieses Zuspruches nicht bedurft, um seinen Eifer zu spornen. Er kannte den König und dessen Passion zu gut; auch trieb ihn Rache, des Burschen habhaft zu werden, der ihm einen so schlimmen Streich gespielt hatte. Aber wie er sein Gehirn auch plagte, es wollte ihm lange kein vernünftiger Gedanke kommen. So schlenderte er sinnend und denkend auf einem einsamen Wege, welcher sich zwischen hohen Hecken hinter dem Weiler herzog, als er sich plötzlich dem Schulzen gegenübersah. Da schoß mit einemmal ein Plan durch seinen Kopf — der Schulze mußte ihm auf die Fährte des Flüchtigen helfen.

Er grüßte freundlich, und bald war ein Gespräch mit dem Manne angeknüpft. „Er tut mir leid, auf Ehre," sagte der Soldat. „Hat Er gestern abend einen Prachtsermon angefangen — man merkte es gleich, daß es gut werde! Aber die unverständigen Bauern haben Ihn aus dem Kontext gebracht."

„So, haben Euer Gnaden das auch bemerkt? Das ist mir lieb, sehr lieb! Ja, der Kontext und die allerhöchsten Herrschaften, und man ist es doch nicht so gewohnt, und die Unruhe der Bauern —"

„Freilich, freilich! Aber leider, Seine Majestät scheinen diese Ursachen nicht bemerkt zu haben. Höchstdieselben sprachen

sich gestern abend recht ungnädig über Ihn aus, und könnte es immer sein, daß der Schlüsselwirt — der, unter uns gesagt, eine recht bäurische Rede hielt, gar nicht zu vergleichen mit der Seinigen — Sein Nachfolger im Amte würde."

„Hat man so etwas gesagt? — Ich glaube, es wäre mein Tod!"

„Nun, ich rede ja nur von der Möglichkeit! Er müßte sich aber immerhin bestreben, so bald als möglich Seiner Majestät recht augenfällig Seine große Devotion und Seinen feinen Verstand zu beweisen, wozu sich eben die allerbeste Gelegenheit bietet. — Er kennt doch den langen Sachsen von gestern abend?"

„Den langen Philipp? Freilich. Der Bursche ist mir seit Jahren ein Dorn im Auge, und nun gar, da er des Schlüsselwirts Schwiegersohn werden soll."

„So hat Er die unbezahlbarste Gelegenheit, Seinen Ärger an ihm auszulassen und zugleich die Gunst Seiner Majestät wiederzugewinnen. Der Bursche ist nämlich durchgebrannt, und wenn Er mir heute noch seinen Aufenthaltsort ausfindig macht, so werde ich Ihm ein gutes Wort beim Könige einlegen."

Freudig ging der Schulze auf den Vorschlag des Wachtmeisters ein und sprach seine Hoffnung aus, daß alles nach Wunsch gelingen werde, indem er die Verhältnisse des Burschen vollkommen kenne und nicht glaube, daß derselbe weit geflohen sei. Noch verabredeten beide, sich gegen Abend in einer verlassenen Köhlerhütte zu treffen, deren Lage der Schulze genau angab, und schieden dann.

Sie ahnten nicht, daß sie von der alten Gertrud belauscht wurden, welche im Schatten der dichten Hecke, müde von ihrer Wanderung, ihr Mittagsschläfchen hielt, als die laute Stimme des Schulzen sie weckte.

Der Auftritt vom verflossenen Abende hatte die gutmütige Krämerin fast krank gemacht; so schwer war es ihr aufs Herz gefallen, daß sie den armen Burschen durch ihr verführerisches Plaudern ins Unglück gehetzt hatte. Und nun hörte sie plötzlich aus dem Munde des Wachtmeisters die Kunde seiner glücklichen Flucht und zugleich neue Pläne zu seinem Verderben, wozu die Verräterei des Schulzen die Hand bieten wollte. Sie hütete sich wohl, den Männern ihre Gegenwart zu verraten; erst als dieselben eine gute Strecke fort waren, wagte sie aufzustehen. Die alte Gertrud dachte nun hin und her, wie sie das Unheil wieder gutmachen könne, welches sie gegen ihren Willen gestiftet hatte. Bald wollte sie zu Schlüsselwirts laufen, bald in die Grundmühle hinüber, um vor dem Schulzen zu warnen; aber sie fürchtete, auf diesen Gängen die Hauptsache zu versäumen, und beschloß endlich, nach der ihr wohlbekannten Köhlerhütte zu eilen und sich daselbst in den Hinterhalt zu legen. Nur wenn sie den eigentlichen Plan hörte, konnte sie ihn erfolgreich durchkreuzen.

Der Schulze war inzwischen auf Rekognoszierung. Nach einem flüchtigen Besuche in der Grundmühle, welche stille stand, und einem kurzen Gespräche mit der alten, redseligen Marthe fand er seine erste Vermutung bestätigt: Philipp hielt sich bei seinem Vetter Martin auf dem Tannenhofe verborgen. Dahin richtete also der Schulze seine Schritte.

Der Tannenhof lag wohl zwei Stunden jenseits der Grenze mitten im wildesten Forste; es konnten Jahre vergehen, bis wieder einmal ein Fremder das abgelegene Haus besuchte. Noch bevor man dasselbe erreichte, traf man im Walde einige Wiesengründe und Haferfelder, die zum Hofe gehörten. Eine solche Lichtung betrat der Schulze nach angestrengtem Marsche und sah vor sich eine zahlreiche Schafherde, welche die kargen Kleeblättchen und Grashälmchen zwischen den Stoppeln abweidete, und zur großen Befriedigung des Spions war der Hirte niemand anders als der lange Philipp von der Grundmühle.

Kaum hatte nämlich unser Freund diesen Morgen den Hof seines Vetters erreicht, als man ihn bat, einstweilen die Stelle des alten Schäfers zu vertreten, der erkrankt war, und willig unterzog sich Philipp diesem Geschäfte. Auf der einsamen Weide hatte er nun Zeit, über seinen leichtsinnigen Streich und dessen Folgen nachzudenken. „Ich werde die Heimat meiden und mir ein neues Heim gründen müssen, hundert Stunden weit weg von diesen Preußen. Ob mir Anna so weit in die Fremde folgen wird? und der alte Vater?"

Die Einsamkeit des Schäferlebens kam ihm unerträglich vor; der Bursche war daher recht froh, endlich eines Menschen ansichtig zu werden, als unvermutet der Schulze den Hohlweg herabkam, und obwohl Philipp sonst den alten Gecken nicht zum besten leiden konnte, bot er ihm freundlich einen „guten Nachmittag". Dann erzählte er ihm arglos, weshalb er hier sei, und wie er bald in die Fremde zu ziehen gedenke; denn der Verdacht eines Verrats lag seiner ehrlichen Seele fern.

Der Schulze hörte alles an und sagte endlich, er müsse eilen, um noch vor Nacht einen entfernten Hof zu erreichen. Scheidend fragte er noch: „Er treibt doch auf den Abend nach dem Tannenhofe, Grundmüller?"

„Nein, ich bleibe mit der Herde hier."

„Da tut Er mir leid; es wird eine unfreundliche, regnerische Nacht werden."

„Das kümmert mich wenig. Ich krieche in meinen Schäferkarren hinein, der da droben unter der Wettertanne steht, und werde ganz prächtig schlafen, um so mehr, da ich die letzte Nacht kein Auge zutat. Der Spitz mag statt meiner Wache halten."

Man sagte sich guten Abend und schied. Sobald der Schulze um die nächste Biegung des Weges hinter sich hatte, änderte er seine Richtung und eilte auf Seitenpfaden zurück, um zur bestimmten Stunde den Wachtmeister in der Köhlerhütte zu treffen. „Viktoria!" jubelte er zuversichtlich, „wir werden den langen Kerl zur Stelle schaffen und die Gunst des Königs wiedergewinnen!"

Er hatte vielleicht doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Für Philipp ging inzwischen der langweiligste Tag seines Lebens zur Neige. Frühzeitig steckte er das Zaunwerk der Hürde zurecht, schloß die Schafe ein, band den Spitz an das untere Ende des Geheges und zog sich unter die gewaltige Wettertanne zurück, wo auf einem zweiräderigen Karren die hölzerne Schlafhütte des Schäfers stand. Der Regen, den der Schulze vorhergesagt hatte, begann wirklich zu fallen, erst ein leichter Schauer, dann immer stärker und stärker, und

endlich goſſen die grauen Wolken in Strömen nieder. Philipp lag ſchon längſt im Schäferkaſten auf trockenem Buchenlaube, in eine wollene Decke eingehüllt; da hörte er auf das einförmige Rauſchen des fallenden Regens und war darüber bald in feſten Schlaf geſunken.

Wie lange er ſo geſchlafen hatte, wußte der Grundmüller nicht, als heftiges Bellen des Hundes ihn plötzlich weckte. Im erſten Augenblicke konnte er ſich in ſeine Lage nicht recht finden; er wollte aufſtehen, ſtieß aber dabei mit dem Kopfe heftig an das niedrige Holzdach des Kaſtens; das brachte den Burſchen zur Beſinnung. Jetzt hörte er es aber auch in dem nahen Buſchwerke raſcheln; gleich darauf wurde an die Schlafhütte gepocht, und eine Frauenſtimme fragte: „Seid Ihr es, Grundmüller?“

„Jawohl, aber was gibt es mitten in der Nacht, und wer ſeid Ihr?“

„Ich bin die alte Gertrud, die Krämerin. Ach du lieber Himmel, was ſind mir das für Geſchichten, wie ſoll das noch enden! Laßt mich erſt etwas zu Atem kommen: in einem Stück bin ich gelaufen von der Köhlerhütte im Rotholz bis da drunten in den Hohlweg, und da mußte ich mir zu guter Letzt noch den Fuß verrenken, daß ich mit aller Mühe mich kaum den Hügel hinaufſchleppen konnte!“

„Aber was gibt es denn — ſind Euch Räuber auf der Ferſe? Ich will die Laterne anzünden —“

„Nein, kein Licht, um alles nicht! Freilich ſind ſie mir auf der Ferſe, der Schulze und die preußiſchen Soldaten.“

„Oho!“ rief der lange Philipp, dem bei Nennung des Schulzen und der Soldaten ein Licht aufging. Mit Blitzes-

schnelle fuhr er jetzt aus seinem Schlafkasten und sagte: „Und da seid Ihr herübergelaufen, um mich rechtzeitig zu warnen; das werde ich Euch zeitlebens nicht vergessen!“

„Ei, es war meine Pflicht und Schuldigkeit; ich bin es ja auch gewesen, die Euch mit dem Goldkranze in dieses Unglück hetzte! Wir haben übrigens noch Zeit: sie werden vor 3 Uhr nicht hier sein, und jetzt mag es im Dorfe 1 Uhr geschlagen haben.“ Nun erzählte die gute Alte ausführlich den ganzen Anschlag, wie er zwischen dem Wachtmeister und dem Schulzen verabredet wurde. Sie wunderte sich nicht wenig, daß ihre Erzählung den Burschen in die munterste Laune versetzte.

„So denken mich die Schlauberger zu fangen und vor den König zu führen?“ rief er laut lachend.

„Gerade so, wie ich sagte, und sie haben zum voraus einen gewaltigen Spaß — sie wollen, während Ihr im Schlafe wäret, die Türe des Schäferkarrens verrammeln und Euch mitsamt dem Karren in den Schloßhof fahren.“

„Köstlich, köstlich! Und meiner Treu, die Geschichte wäre ihnen bei einem Haare geglückt! Aber lacht nur: wer zuletzt lacht, lacht am besten! Jetzt paßt auf, Gertrud, was wir ihnen für eine Nase drehen wollen. Der kluge Wachtmeister wird das Gallenfieber kriegen, und erst der gecke Schulze, der sich durch den Verrat eines ehrlichen Kerls beim Könige einen Stein ins Brett legen will! Na, wir werden es ja erleben, daß er Distelköpfe statt Lorbeeren pflückt!“

„Was wollt Ihr tun? So rasch als möglich fliehen, dächte ich.“

„Um keinen Preis! Den Anfang wenigstens von der Komödie muß ich mitansehen, und Ihr, Gertrud, sollt sie zu Ende mitspielen und mir später einmal den Verlauf erzählen. — Die Sache ist sehr einfach: Ihr schlüpft statt meiner in den Schäferkasten und laßt Euch von den preußischen Schlaumeiern nach dem Schloßhofe fahren. Da Ihr den Fuß verrenkt habt, so könnt Ihr ohnehin nicht gut zurückgehen. Ich aber steige hier in die Tanne und will wenigstens den Genuß haben, mir die Abfahrt mitanzusehen."

„Um des Himmels willen, Philipp, was mutet Ihr mir zu? Und ich soll vor dem Könige und all den Herrschaften aus dem Karren kriechen und in diesem Aufzuge? Zudem — sie werden mich ja henken!"

„Sie werden Euch kein Haar krümmen. Ihr braucht ihnen nicht zu sagen, daß Ihr mich gewarnt habt. Überdies erlebt Ihr den köstlichsten Spaß, der sich denken läßt — ich wenigstens wollte zehn harte Taler geben, wenn ich die Gesichter des Schulzen und des Wachtmeisters im Schloßhofe sehen könnte."

„Aber sie werden es vorher merken!"

„So werden sie Euch vorher laufen lassen, und wir haben nichts verloren. Probieren müssen wir den Streich."

Gertrud willigte endlich ein und schlüpfte in den Karren, während Philipp sich an die Wettertanne lehnte, bereit, beim ersten Laute vom Waldwege her dieselbe zu besteigen.

Es war nun wieder alles stille auf der Weide. Der Regen hatte aufgehört, aber ein dichter Nebel lastete auf dem Walde und ließ das Licht des Mondes nur sehr spärlich durchscheinen. In den engen Waldwegen mußte es

völlig dunkel sein, während man draußen auf der Halde die nächsten Gegenstände eben unterscheiden konnte. Philipp wartete und wartete; schon begann er zu fürchten, die Soldaten möchten sich verirren und ihn so des komischen Auftrittes berauben, auf den er sich freute. Da schlug der Spitz an, und er glaubte vom Hohlwege her Geräusch zu hören. Im nächsten Augenblicke stand er auch schon in geringer Höhe auf einem der dicken, wagrechten Äste der Wettertanne und erblickte den Schein eines Windlichtes zwischen den Bäumen, das aber gleich verschwand. Fast eine Viertelstunde hörte er nichts mehr; er meinte schon, er habe sich getäuscht, und wollte hinuntersteigen — da kam es in seinem Rücken leise durch das Buschwerk; vorsichtige Schritte huschten über den Rasen; wieder bellte der Spitz, viel heftiger als vorher, und sprang in die Kette. Jetzt hörte Philipp unmittelbar unter seinen Füßen die Stimme des Wachtmeisters.

„Der Hund verdirbt uns das ganze Spiel," flüsterte er leise; „wir müssen rasch zur Hand sein, sonst erwacht er, und ich möchte mit seinen Fäusten keine nähere Bekanntschaft machen — vorwärts!"

Gleich darauf hörte Philipp die Türe des Schäferkarrens heftig zuschlagen und verriegeln, und im nächsten Augenblicke tönte lautes Gelächter zu ihm hinauf, in das er gar zu gerne aus vollem Halse eingestimmt hätte.

„So, Vogel," hörte er den Wachtmeister rufen, „nun bist du gefangen! Jetzt wird Ihm sein Streich von gestern abend heimbezahlt! Ja, klopfe Er nur; man wird Ihm nicht eher öffnen, als bis der Karren auf dem Schloßhofe vor Seiner Majestät hält. Wir wollen noch einen Strick

um den Kasten winden, daß er uns den Riegel nicht absprengt. So! — Und nun sei Er hübsch ruhig; man wird Ihm in Spandau schon beibringen, wie Er in Zukunft besser Wache halten soll. Vorwärts!"

So rollte und polterte der Karren das Stoppelfeld hinab. Unten im Hohlwege wurde ein Pferd davor gespannt; der Schulze, welcher, des Weges kundig, kutschierte, setzte sich rittlings auf das Dach des Kastens; hinter ihm nahmen der Wachtmeister und die zwei Grenadiere Platz, und voran kollerte das seltsam bemannte Gefährt unter Peitschenknall der preußischen Grenze zu.

Philipp wollte sich fast zu Tode lachen und wünschte nur, daß er die köstliche Szene im Schloßhofe sehen könnte. Aber er überwand dieses Mal aus guten Gründen seine Neugierde. Mit Anbruch des Tages trieb er die Herde auf den Tannenhof und eröffnete seinem Vetter Martin, weshalb er es für geraten erachte, auf einige Zeit außer Landes zu gehen.

Fast zur selben Zeit, da Philipp, den Wanderstab in der Hand, den Leuten auf dem einsamen Hofe Lebewohl sagte, erreichte der Schäferkarren den Schloßweiler. Am Fuße des Schloßhügels wurde Halt gemacht; der Wachtmeister stieg hinauf und rapportierte sogleich dem Obersten den glücklichen Erfolg der genialen Kriegslist. Röderer hatte nichts Eiligeres zu tun als die glorióse Affäre sofort Seiner Majestät zu melden. Friedrich Wilhelm saß eben mit einigen Herren und Damen beim Frühstücke und hörte mit großem Vergnügen die fröhliche Geschichte an, wie man soeben den „langen Sachsen" schlafend gefangen habe und in seinem Schäferkarren von jenseits der Grenze bringe.

Statt des „langen Kerls“ kam aber die alte bucklige Gertrud zum Vorschein. (S. 335.)

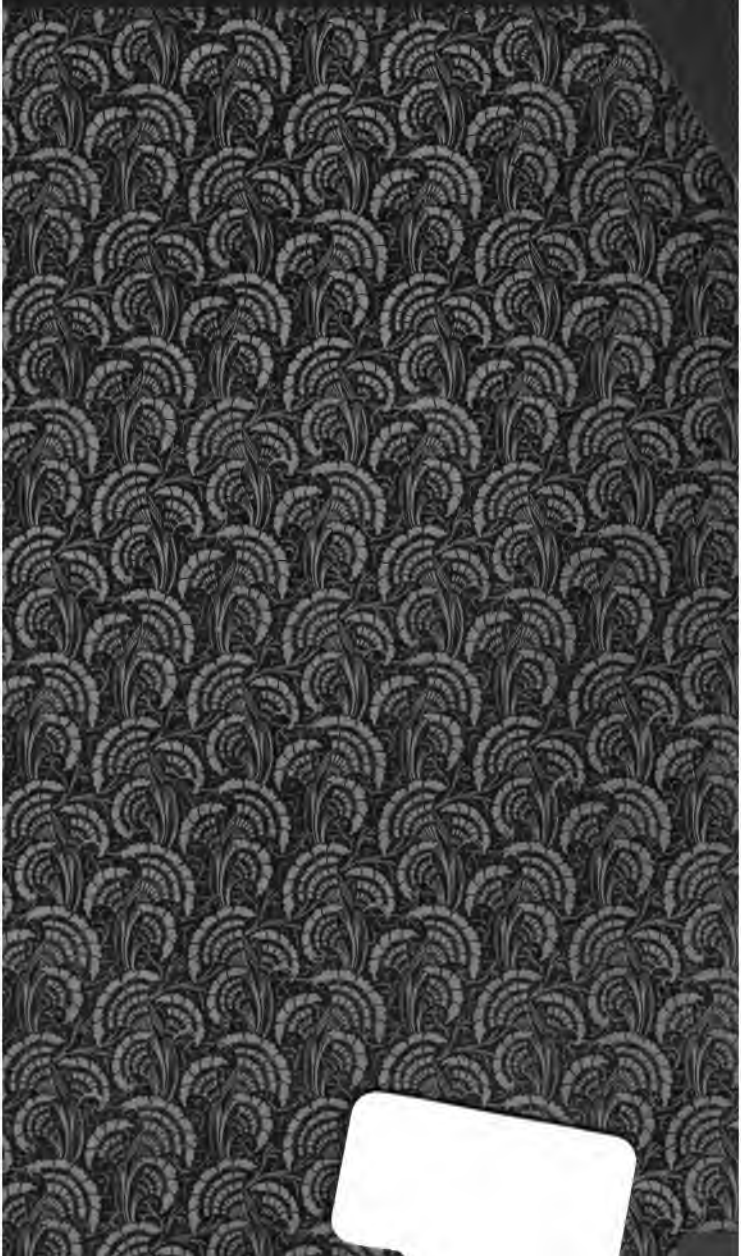
„Lasse Er sofort den Karren hier vor Unserem Fenster vorfahren," befahl der König. „Und die Wache soll unter das Gewehr treten. Wir wollen dieses Spektakel ansehen. Und höre Er — der Wachtmeister Kluge wird befördert, und den Schulzen, der zwar ein schlechter Redner, aber doch ein Pfiffikus zu sein scheint, wollen Wir persönlich belohnen."

Wenige Minuten später rollte der Karren durch das Schloßtor und hielt zusamt dem Schulzen und den Soldaten unter dem Fenster des Königs. Aller Augen waren auf die Türe des Kastens gerichtet. Als aber statt des „langen Kerls" die alte bucklige Gertrud zum Vorschein kam und vor Seiner Majestät ihren Knix machte, flog das Fenster des Königs zu, daß die Scheiben brachen.

Was folgte, kann man sich leicht denken. Statt gehoffter Beförderung und Belohnung gab es Strafarrest und Amtsentlassung. Am nächsten Morgen reiste der König mit seinem Gefolge nach Berlin zurück; er kam nicht wieder auf das Jagdschloß an der sächsischen Grenze. Der Schulze mußte die Gegend verlassen; denn die Bauern machten ihm das Leben zu sauer, seitdem sein Verrat bekannt geworden. An seiner Stelle wurde wirklich der Schlüsselwirt zu „Stand, Rang, Amt, Würde und Ansehen" erkoren, wie der Haselbauer an dem verhängnisvollen Festabende geweissagt hatte. Der lange Philipp reiste inzwischen als Müllerbursche durch Süddeutschland. Als aber binnen Jahresfrist ihn die Kunde traf, daß Friedrich Wilhelm I. gestorben sei, und daß sein Sohn und Thronfolger zwar viel auf Soldaten halte, aber doch nicht wie der verstorbene König auf die „großen Kerle" sogar in fremder Herren Länder Jagd mache, kehrte

er heim in die einsame Grundmühle, wo nun bald fröhliche Hochzeit war.

Da ging es hoch her am Tage der Vermählung! Unter den alten Eichen wurde offene Tafel gehalten, und als der Wein die Gäste schon recht munter gemacht, nahte sich auf einmal vom Walde her ein seltsames Fuhrwerk, reich bekränzt und von Burschen besetzt, die sich in preußische Grenadiere mit riesigen blitzenden Blechmützen verkleidet hatten — es war der bekannte Schäferkarren, und der Jubel wollte nicht enden, da aus seiner Türe die alte, höckerige Gertrud kroch, den verhängnisvollen Flitterkranz auf ihrem Kopfe.

„Ja, Nachbarn," rief der Bräutigam, als sich der Lärm etwas gelegt hatte, „es war ein lustiger Streich, und es hat ein glückliches Ende genommen! Aber bei einem Haare wäre es schief gegangen, und den Denkzettel an meinen leichtsinnigen Ungehorsam mußte ich ein ganzes Jahr mit mir umhertragen. Doch jetzt ist alles gut: genützt hat es mir!"

Der Schäferkarren blieb als Familienerbstück in der Grundmühle. Noch die Urenkel des langen Philipp zeigten ihren Kindern den morschen Kasten; ob er auch heute noch besteht, habe ich nicht erfahren können.